This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

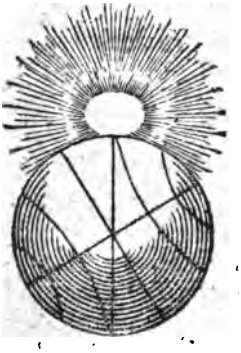
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Magazin
für das Neueste
aus der
Physik
und
Naturgeschichte,

zuerst herausgegeben
von dem Legationsrath Lichtenberg,
fortgesetzt
von Johann Heinrich Voigt,
Prof. der Mathematik zu Jena, und Corresp. der Königl. Gesellsch. der Wissens. zu Göttingen.



Sechsten Bandes erstes Stück, mit Kup.

Gotha 1789.
bey Carl Wilhelm Ettinger.

Q
3
.M19

gift of
Richard H. Gibl
4-12-51

Inhalt.

Neue Beobachtungen.

I.

Ueber Menschen-Racen und Schweine-Racen, vom Herrn Hofrath Blumenbach . . . . S. 1

II.

Ueber Künsteleyen oder zufällige Verstümmelungen am thierischen Körper, die mit der Zeit zum erblichen Schlag ausgeartet; von ebendemſ. . . . 13

Inhalt.

III.

Dr. James Anderson an den Baronet Joseph Banks, Präsident der königl. Societät zu London, über einige zu Madras entdekte Cochenille-Arten. S. 24

IV.

Noch Etwas über die Gesichtsbildung der Neger, nebst einigen neuen Bemerkungen aus Iserts Reisen . . 47

V.

Ueber den wahren Ursprung des fliegenden Sommers, vom Hrn. Bechstein 53

VI.

Von den Kukucken in Deutschland; von ebendemf. . . . 60

VII.

Eine Beobachtung über den breitblättrigen Wassermerk (Sium latifol. Linn.) vom Hrn. D. Dorthes . . 72

VIII.

Inhalt.

VIII.

Ueber den Urſprung des Baſalts; vom Hrn. Akademie-Inſpektor Werner S. 75

IX.

Auszug eines Schreibens des Hrn. D. Hacquet an den Herausgeber, die zufälligen Gedanken deſſelben über die Veränderungen unſerer Erdfläche betreffend 78

Maſchinen.

I.

Beſchreibung des von dem Hrn. de Lyle de St. Martin erfundenen ſehr einfachen und gemeinnützigen Ventilators 81

II.

Beſchreibung der von Hrn. Denden verbeſſerten Harmonika 85

Inhalt.

III.

Ideen zur Einrichtung eines Windmeſſers v. Hrn. Candid. Oertel in Ronneburg S. 89

IV.

Nachricht von dem Hygrometer des Hrn. Giovambatiſta da S. Martino, aus Goldſchlägerhäutchen 99

V.

Nachricht von einem für phyſiſch-mathematiſche Inſtrumente in Frankreich errichteten Corps d'Ingenieurs 102

VI.

Nachricht von einem aus mehreren Haaren verfertigten Hygrometer 105

Merkwürdige Naturerſcheinungen.

I.

Nachricht von einem verſtands- und empfindungsloſen Kinde 104

Inhalt.

II.

Beschreibung eines Seeungeheuers aus den Klippen des Meerbusens von Pouliguen an der Mündung der Loire S. 107

III.

Etwas über den Salamander » 109

Zur nähern Prüfung aufgestellte Muthmaßungen.

I.

Vorläufige Erinnerungen gegen die de Lücsche Theorie (m. s. dess. neue Ideen über die Meteorologie) vom Hrn. Ing. Lieutenant Werner » » 111

II.

Gedanken über die Bildung des Hagels, v. Hrn. P. Cotte » » 126

Nach-

Inhalt.

Nachrichten von physikalischen Kabinetten.

Nachricht von der Holzbibliothek des Hrn. Menagerie-Inspektors Schildbach in Cassel . . . S. 129

Preisaufgaben. 133

Anzeige neuer Schriften und Auszüge . 136

Kurze vermischte Nachrichten . . 161

Todesfälle 181

Neue

Neue Beobachtungen.

I.

J. Fr. Blumenbach, über Menschen- Racen und Schweine-Racen.

Wenn einige neuere Schriftsteller zweifelhaft worden sind, ob sie manche auffallende Menschenracen für bloße Spielarten, die durch Ausartung entstanden, oder aber für eigene specifisch verschiedene Gattungen (Species) halten sollen, so scheint die Schuld größtentheils wohl daran zu liegen, daß sie bey ihrer Untersuchung einen gar zu engen Gesichtskreis genommen: etwa nur ein paar recht auffallend gegen einander abstechende Menschenracen ausgehoben, und diese nun mit Uebergehung der Mittelracen, die die Verbindung zwischen jenen machen, so allein gegen einander aufgestellt: — oder aber überhaupt zu sehr blos am Menschen haften geblieben, nicht beständig Seitenblicke auf andere Thiergattungen geworfen, um

deren Verschiedenheiten und Ausartungen mit denen im Menschengeschlecht zu vergleichen.

Der erste Fehler ist, wenn man z. B. einen Senegambischen Neger einem deutschen Adonis entgegenstellt, und dabey die kleine Erinnerung vergißt, daß auch nicht eine einzige der körperlichen Verschiedenheiten des einen dieser beyden Menschen sey, nicht Farbe, Haar, Physiognomie, ꝛc. die nicht durch so unendliche Nüancen allmählig in des andern seine überfließe, daß derjenige Physiolog oder Naturforscher wohl noch gebohren werden soll, der im Stande seyn könnte, eine bestimmte Gränze zwischen diesen Nüancen und folglich selbst zwischen ihren Extremen festzusetzen.

Der zweyte Fehler ist, wenn man thut, als ob der Mensch der einzige organisirte Körper in der Natur wäre: die Verschiedenheiten in seinem Geschlecht befremdend und räthselhaft findet, ohne zu bedenken, daß alle diese Verschiedenheiten nicht um ein Haar auffallender oder ungewöhnlicher sind, als die, worin so tausend andre Gattungen von organisirten Körpern, gleichsam unter unsern Augen ausarten!

Zur Warnung vor jenem ersten Irrthum, und zugleich zu seiner Widerlegung, dienen die Bemerkun-

merkungen über die Neger, die sich im 3ten Stück des vorigen Bandes dieses Magazins befinden.

Jezt nun ein Versuch zu Widerlegung der Fehlschlüsse, die aus vernachlässigter Vergleichung der Ausartungen im Menschengeschlecht mit den Spielarten bey andern Thieren, entstanden seyn mögen — eine Vergleichung nämlich zwischen Menschenracen und Schweineracen.

Ich habe aus mehr als einer Ursache gerade das Schwein zu dieser Vergleichung gewählt.

Besonders schon deshalb, weil es aus mancherley Rücksicht viele Aehnlichkeit mit dem Menschen zeigt. — Nicht zwar im innern Bau seiner Eingeweide, wie man ehedem wähnte *) und daher Menschenanatomie so zuversichtlich am Schweine studirte, daß selbst noch im vorigen Jahrhundert der berühmte Streit zwischen den Heidelberger und Durlacher Aerzten über die Lage des Herzens im Menschen, auf Landesherrlichen Befehl durch Ocular-Inspection von einer Sau, (zum großen

*) S. z. B. des alten Arabisten Cophon *anatomia porci*, gleich im Anfang: „Et cum bruta animalia „quaedam, ut simia, in exterioribus nobis invenimur similia, interiorum partium nulla invenimur adeo similia ut porci.„

Triumph der offenbar unrecht habenden Parthey) entſchieden werden mußte. — Auch nicht, weil nach der ſeit Galens *) Zeiten oft wiederholten Verſicherung Menſchenfleiſch dem Schweinefleiſch am Geſchmack ſo vollkommen gleichen ſoll — oder weil das Fett **) und die gegerbte Haut von beyden Geſchöpfen einander ſehr ähnelt u. d. m.

Sondern, weil beyde in Rückſicht ihrer körperlichen Oekonomie im Ganzen genommen, ſo viele auf den erſten Blick unerwartete, und doch bey näherer Prüfung unverkennbare Aehnlichkeit mit einander zeigen.

Beyde

*) Galenus ſagt im XIten B. ſeines Werks von den Kräften der einfachen Arzeneymittel, es ſeyen oft Gaſtwirthe und Garköche geweſen, die ihren Gäſten Menſchenfleiſch ſtatt Schweinefleiſch vorgeſezt, ohne daß dieſe es gewahr worden. Auch ſey ihm ſelbſt von glaubwürdigen Gewährsleuten erzählt worden, wie ſie in einem öffentlichen Gaſthofe ein ſolch Gericht ohnwiſſend und mit beſtem Appetit verzehrt, bis ſie zulezt einen halben Finger gefunden, und ſich dann voller Grauſen davon gemacht, aus Furcht vor dem mörderiſchen Wirth, der doch aber bald nachher nebſt ſeinen Complicen über einem ſolchen Schlachtfeſte ertappt und eingezogen worden.

**) S. *Schwenkfeld theriotroph. Silefiae*, pag. 127.

Beyde z. B. sind vollkommne Hausthiere,

Beyde animalia omnivora,

Beyde in allen 5 Welttheilen verbreitet.

Beyde folglich den Hauptursachen der Ausartung, von Clima, Lebensart, Nahrungsmitteln ꝛc. auf die mannichfaltigste Weise ausgesezt.

Beyde eben daher sehr vielfachen Krankheiten unterworfen, und was hier besonders merkwürdig, auch solchen Krankheiten, die außer den Menschen und Schweinen bey wenigen andern Thieren bemerkt worden; wie z. B. der Harnblasenstein, *) oder gar bis jezt ausschließlich bey diesen beyden einzigen, wie der Finnenwurm. **)

*) Bey wilden Schweinen, zumal in der Russischen Tatarey, woher das akademische Museum einen ansehnlichen dergleichen Stein unter den Aschischen Geschenken besizt.

Aber auch Hausschweine sind in manchen Gegenden diesem Uebel unterworfen. S. z. B. Schwenkfeld a. a. O.

**) Ich muß hier einen Irrthum in der 2ten Ausg. des Handbuchs der Naturgeschichte verbessern, da ich S. 464. gesagt: „Hr Past. Göze habe zuerst die thierische Natur der Finnen im Schweinefleisch außer Zweifel gesezt.„ Wie ich nun sehe, so hat schon im vorigen Jahrhundert Malpighi die ganze Sache

Ein anderer Grund aber, worum ich gerade das Schwein zur gegenwärtigen Vergleichung gewählt, ist, weil bey diesem Thiere die Ausartungen und Abstammungen von der ursprünglichen Race weit sicherer, als bey den Spielarten von andern Hausthieren zu bestimmen sind. Denn meines Wissens hat doch noch kein Naturforscher seinen Scepticismus so weit getrieben, die Abstammung

che aufs genaueste beschrieben, auch den Finnenwurm abgebildet, ꝛc. s. dess. *oper. posth.* pag. 84. der Londn. Ausg. v. 1697. Fol.

„In suibus verminosis, qui vulgariter *Lazaroli* dicuntur, multiplices stabulantur vermes, „unde horum animalium carnes publico edicto prohibentur. Occurrunt autem copiosi „intra fibras musculosas natium; obvia namque oblonga vesica quasi folliculus diaphano humore refertus, in quo natat globosum „corpus candidum, quod disrupto folliculo „leviter compressum eructat vermem, qui foras exeritur, et videtur aemulari cornua emissilia cochlearum, eius enim annuli intra se „reflexi conduntur, et ita conglobatur, quimal. In apice attollitur capitulum. A conglobato verme ad extremum folliculi umbilicale quasi vas producitur.

Der Finnenwurm bey Menschen ist, so viel ich weiß, eine Entdeckung des sel. Werner.

mung des zahmen Hausschweins vom wilden Eber zu bezweifeln, die um so einleuchtender ist, da bekanntlich jung eingefangene Frischlinge sehr leicht zahm und kirre werden, wie Hausschweine; *) und umgekehrt die leztern, wenn sie durch Zufall in Wildniß gerathen, eben so leicht wieder verwildern, so daß man Beyspiele hat, daß dergleichen Thiere nachher für Sauen geschossen worden, und man erst beym Ausweiden dadurch, daß sie verschnitten gewesen, auf die Spur und weitre Entdeckung ihres Ursprungs, und wie und wann sie entloffen, gekommen. **)

Eben so bekannt ist, daß vor Ankunft der Spanier in America das Schwein in diesem Welttheil unbekannt war, und erst aus Europa dahin verpflanzt worden: und daß folglich alle die Varietäten, wohinein dieses Thier seitdem dort ausgeartet, mit der Europäischen Stammrace zu einer und eben derselben Gattung gehören.

*) Noch vor kurzem ist dieser Versuch in der Abtey St. Urban im Luzerner Gebiet mit bestem Erfolge angestellt worden.

**) S. z. B. Lehmann's natürliche Merkwürdigk. im Meißnischen Obererzgebirge, S. 605.

Und da sich nun gleich zeigen wird, daß keine körperliche Verschiedenheit im Menschengeschlechte gefunden wird, (seys in Rücksicht der Statur, oder der Farbe, oder der Form der Schedel ꝛc.) die man nicht eben in gleichem Verhältniß auch unter den Schweineracen bemerkte, ohne daß man sich deshalb einfallen lassen dürfte, zu bezweifeln, daß alle diese Verschiedenheiten unter den Schweinen doch lediglich Spielarten sind, die durch Degeneration, durch Einwirkung des Clima u. s. w. entstanden, — so dient diese Vergleichung hoffentlich zur Beruhigung derjenigen Zweifler, die im Menschengeschlecht jener Verschiedenheiten wegen mehr als eine Gattung anzunehmen für gut befunden haben.

Also:

I. In Rücksicht der Statur.

Hier haben bekanntlich die Patagonier *) den Anthropologen am meisten zu schaffen gemacht. Zwar

*) Oder eigentlich Pata-chonen. Denn das Volk selbst heißt Chonos, und weil ihre mit rauhen Fellen umwickelte Füße den Bärtatzen ähnelten, so wurden sie von den ersten sie besuchenden Spanischen Seefahrern die Tatzen-chonos (pata-chonos) genannt. — S. Hrn. D. Forster in den *Commentation. Soc. Sc. Gottingens.* vol. III. pag. 127.

Zwar verdienen die lügenhaften Aufschneidereyen der ältern Reisenden jezt keiner weitern Erwähnung, die diesen südlichsten Americanern eine Länge von 10 Fuß und drüber beylegten: und selbst die bescheidnern Angaben einiger neuern Englischen Seereisenden, die ihnen doch 6 bis 7 Fuß (engl.) beylegten, sind von andern Augenzeugen, die an den gleichen Küsten vergebens nach solchen Enackskindern suchten, bezweifelt worden. Allein wir wollen alles zugeben, was Byron, Wallis und Carteret von der auffallenden Größe ihrer Patagonier sagen, da nämlich ersterer *) ihrem Heerführer und vielen seiner Begleiter, dem Augenmaaß nach zu urtheilen, nicht viel weniger als 7 Fuß gab; der zweyte, **) der sie wirklich gemessen zu haben versichert, den mehresten 5 F. 10 Z. bis 6 F. einigen 6 F. 5 Z. und 6 F. 6 Z. den allerlängsten aber 6 F. 7 Z. beylegt, welche Angabe denn der leztere von den genannten Weltumseegiern ***) bestätigt.

Nun dies zugegeben, so ists doch lange noch kein solcher Exceß von Statur, als der, worein in

*) S. *Hawkesworth's collection* vol. I. pag. 27. sq. der Londn. Ausg. v. 1773.

**) Ebendas. pag. 153. u. f.

***) In den *philos. Transact.* vol. LX. pag. 20. u. f.

manchen Gegenden von America die von Europa übergebrachten Schweine ausgeartet sind, wovon ich statt aller, die auf Cuba nenne, die mehr als noch einmal so groß worden, als ihre Europäischen Stammeltern! *)

II. In Rücksicht der Farbe, und der Beschaffenheit des Haars.

Die Menschen auf Guinea, Madagascar, Neu-Holland, Neu-Guinea ꝛc. sind schwarz. — Viele americanische Völker rothbraun. — Die Europäer weiß ꝛc.

Eben so die Schweine in verschiedenen Gegenden. Im Piemontischen z. B. schwarz. Ich kam gerade während des großen Schweinemarkts durch Salenge, und habe doch auch nicht ein einziges Stück von einer andren Farbe gesehen. — In Bayern rothbraun. — In der Normandie alle weiß.

Menschenhaar ist freylich was anders, als Schweinsborsten, doch lassen sich beyde aus der gegen-

*) F. *Sav. Clavigero storia antica del Messico* T. IV. pag. 145.

gegenwärtigen Rücksicht allerdings auch mit einander vergleichen. Blondes Haar ist weich, seidenartig. Das schwarze ist mehr harsch und bey vielen Völkern, wie z. B. bey den Habessiniern, Negern, Neu-Holländern, und am allerstärksten bey den Hottentotten *) gekraußt.

So wie hier bey den blonden Schweinen in der Normandie, wie mich ein unvergleichlicher Beobachter, der Hr. Rath Sulzer in Ronneburg versichert, die Haare am ganzen Körper länger und weicher als bey andern, auch selbst die Borsten auf dem Rücken nicht davon verschieden, sondern flach aufliegend, und nur länger als ihr übriges Haar. Aber für die Bürstenbinder ganz unbrauchbar.

Der noch größern aber allgemein bekannten Verschiedenheit zwischen dem Haar des wilden Ebers und des Hausschweins, (besonders in Bezug der Wollhaare zwischen den steifern Borsten,) zu geschweigen.

III. In Rücksicht der Form der Schedel.

Alle Verschiedenheit zwischen einem Neger-Schedel, und dem von einem Europäer, will nicht um ein Haar

*) Sparrmann sagt: „Der Hottentotten Haar ist mehr wollartig als der Negern ihres.„

Haar mehr bedeuten, als die, ich will nur sagen gerade eben so auffallende Differenz, zwischen dem Schedel einer wilden Sau und eines Hausschweins.

Wem das nicht aus der Natur bekannt ist, der werfe blos einen Blick auf die Abbildungen, die Daubenton von beyden gegeben hat.

* * *

Ich übergehe kleinere National-Verschiedenheiten, die sich ebenfalls unter den Schweinen wie unter den Menschen finden. — Denn was z. B. von den Hindus angemerkt worden, daß sie besonders lange Schenkel haben, das versichert mich Hr. Rath Sulzer von den Schweinen in der Normandie. „Sie stehen sehr hoch auf den Hinterbeinen„ schreibt er mir, „daher der Rücken bey der Croupe am höchsten ist, und ein planum inclinatum nach vorne „macht. Der Kopf geht in derselben Richtung fort, „so daß die Schnauze nicht weit von der Erde zu „stehen kommt.„

Nur das füge ich noch zu, daß die Schweine hin und wieder in Racen degenerirt sind, die an Sonderbarkeit alles noch weit übersteigen, was man an körperlicher Verschiedenheit unter den Menschenracen

caren so befremdend gefunden hat. Die Schweine mit ungespaltenen Klauen kannten schon die Alten, und in Hungarn, Schweden, ꝛc. finden sich bekanntlich ganze große Heerden davon. Und so arten die Europäischen Schweine, die ao. 1509. zuerst von den Spaniern auf die wegen der Perlenfischerey damals berühmte Westindische Insel Cubagua gebracht wurden, in eine abentheuerliche Race aus, mit Klauen, die auf eine halbe Spanne lang waren. *)

II.

J. Fr. Blumenbach, über Künsteleyen oder zufällige Verstümmelungen am thierischen Körper, die mit der Zeit zum erblichen Schlag ausgeartet.

Eine Untersuchung, die sowohl für die Physiologie des Zeugungsgeschäftes, als für die Thiergeschichte, und besonders für die Naturhistorie des Menschengeschlechts von vielseitiger Wichtigkeit ist.

Die

*) Herrera historia de las Indias occid. vol. I. pag. 239. der Madriter Ausg. 8. 1601.

Die Möglichkeit, daß Künsteleyen oder zufällige Verstümmelungen am thierischen Körper, besonders wenn sie durch ganze Reihen von Generationen wiederholt worden, mit der Zeit zum erblichen Schlag ausarten, und dann von Natur angebohren werden können, scheint a priori nichts wider sich zu haben. Wenigstens möchte ich den Physiologen sehen, der sich getraut, mir den Grund anzugeben, warum dies nicht so möglich seyn sollte, als das Forterben organischer Erbkrankheiten, (wohlverstanden, organischer), oder erblicher Monstrositäten, *) oder der individuellsten

*) Unter zahlreichen theils allgemein bekannten Beyspielen der Art, hebe ich nur ein neuliches aus, das Hr. Schulz in seinen Bemerk. über einen monstrosen Canarienvogel S. 17. anführt: „Eine spanische „Hündin,„ sagt er, „die schon seit vielen Jahren „in meiner Wohnung lebt, ist nicht nur selbst von „Natur ohne Schwanz, sondern sie hat auch „schon mehrmalen junge Hunde geworfen, worunter sich ungeschwänzte befunden haben. So oft „diese Hündin ihr Geschlecht mit mehrern Jungen, „als einem, vermehrte; so hatte unter diesen etwa „einer einen vollkommenen, die mehresten einen „um die Hälfte, oder noch weiter abgekürzten, und dann wenigstens einer gar keinen „Schwanz. Das sonderbarste war, daß die Jungen fast jedesmal allein ihren Vätern, (z. E. Jagdhunden, Pudeln, Windhunden, u. s. w.) in Absicht

ſten Züge in Familienphyſiognomien, einer ſtarken Unterlippe, auszeichnender Augenbraunen, oder ſo was dergleichen, das doch alles wohl auch nicht von Adam her abſtammt, ſondern oft erſt vor nicht gar langen Generationen entſtanden, und nun ſeit der Zeit, bald mehr bald weniger conſtant, ſich weiter fortgeerbt hat.

Alles kommt alſo, wie mich däucht, darauf an, ob ſich die Wirklichkeit der Sache a poſteriori beſtätigt: und darzu ſtelle ich denn folgenden Fall nebſt der Angabe ihrer Gewährsleute auf:

I. Beyſpiele an Thieren.

Sr. Kenelm Digby *) gedenkt einer Katze, der man, da ſie noch klein war, den Schwanz abgehauen hatte, und die nachher, wenn ſie Junge warf,

„ſicht der Zeichnung und des übrigen körperlichen „Baues ähnlich geweſen, und von ihrer Mutter, „der ſpaniſchen Hündin, nichts weiter als den Man„gel des Schwanzes, entweder zum Theil oder „gänzlich angenommen haben.„

*) *On the nature of bodies* &c. pag. 214.

warf, immer einige eben so ungeschwänzte zur Welt brachte.

Nath. Highmore, *) der sonst in der Erklärung des Zeugungsgeschäftes so sehr vom R. Digby abweicht, gesteht doch selbst eine Bätze gesehen zu haben, der der Schwanz fast ganz vom Rumpfe abgehauen war, und von deren Jungen nachher die eine Hälfte geschwänzt, die andere von Mutterleibe an ungeschwänzt gewesen.

Büffon versichert **) Hunde gesehen zu haben, deren man seit mehrern Generationen Schwanz und Ohren gestutzt hatte, und die nun diesen Mangel gänzlich oder doch zum Theil auf ihre Nachkommenschaft forterbten.

Hr. Consist. R. Masch in Neu-Strelitz hat im Naturforscher ***) Nachricht von einem Fleischerhunde gegeben, dem nach Gewohnheit der Fleischer, der Schwanz abgestutzt war, der sich mit einer jung eingefangenen Wölfin belief, die hierauf drey Bastarde warf. Unter diesen war ein Männchen,

*) *History of generation* pag. 31.

**) *Hist. nat.* T. XIV.

***) XVtes Stück.

chen, hellgrau wie der Vater und mit einem abgestutzten Schwanze gebohren, so daß, wie er sagt, die zufällige Verstümmelung des Hundes auf diesen Bastard nachartete. Er setzt hinzu: „wie geht es zu, daß eine willkührliche und zufällige Verstümmelung auf die Jungen nachartet? Angebohrne Fehler und Gebrechen arten durch die Zeugung fort. Dies findet sich auch bey den Menschen. Ein Vater hatte von Natur gebrechliche Füße. Er zeugte mit einer gesunden Frau den ersten Sohn, der gesund war: der zweyte Sohn aber ward mit gebrechlichen Füßen gebohren.“ Bey dem Bastardwolf aber finden wir eine Nachartung in Absicht des stumpfen Schwanzes, die von anderer Art ist. Freylich läßt sich hierbey gedenken, daß auch der Hund schon so verstümmelt gebohren sey, und ich gestehe, daß ich hierüber keine Entscheidung geben kann. Indessen wenn man auch dieses annimmt, so wird doch der erste Ursprung eines solchen Mangels in einer willkührlichen Verstümmelung zu setzen seyn; und die Frage wird alsdann noch ausgebreiteter: wie es zugehe, daß eine willkührliche Verstümmelung sich sogar durch eine ganze Geschlechtsfolge fortpflanzen kann? Hier zieht wohl die Natur eine Decke vor, und läßt uns die Ueberzeugung, daß es in der Natur Geheimnisse giebt, welche für Menschen zu hoch sind.

Hr. D. Forſter ſagt; *) „man hat es in England angemerkt, daß, da den Pferden beſtändig die Schwänze abgeſtumpft, und Hengſte und Stuten in vielen Generationen ſo gehalten wurden, zuletzt die Füllen mit einigen Articulationen weniger im Schwanze zur Welt kamen.„

Büffon **) hat ſich ſehr umſtändlich darüber ausgelaſſen, und ſelbſt durch die Zergliederung zu erweiſen geſucht, daß die Schwielen am Bruſtbein und an den Knieen der Cameele eine bloße Folge ihrer Unterjochung und der gewaltſamen Procedur ſeyen, womit dieſe laſttragende Thiere bekanntlich zum Niederknieen gezwungen werden. Und da nun doch auch ſchon die neugebohrnen Cameele dergleichen Schwielen haben, ſo giebt er dies ſelbſt für einen abermaligen Beweis für das Erblichwerden anfänglicher Künſteleyen ꝛc.

* * *

II. Beyſpiele im Menſchengeſchlecht.

Cardanus ***) gedenkt der bekannten alten Sitte der Peruaner um Puerto viejo, die ihren neu-

*) Beyträge zur Völker- und Länder-Kunde. 1. Th.

**) *Hiſt. nat.* T. XI.

***) Im III. B. der Spaniſchen Ausg. ſeiner Werke S. 162.

neugebohrnen Kindern die Köpfe zwischen Brettchen preßten, mit dem ausdrücklichen Zusatz: dies sey ursprünglich Werk der Kunst, nicht der Natur gewesen. Allein diese Künsteley sey in der Folge gleichsam selbst zur andern Natur geworden: so daß mit der Zeit auch Kinder gleich von Mutterleibe solche sonderbar geformte Köpfe mit zur Welt gebracht. — „Constat igitur, wie er sich ausdrückt, humanam formam multis modis variari, tum arte, tum diuturna successione.„

Hippocrates in seinem Meisterwerke von Luft Wasser und Clima erzählt etwas ähnliches von den macrocephalis, einem Volk am schwarzen Meer, die weiland aus Bizarrerie ihren neugebohrnen Kindern die Köpfe langgepreßt hatten, und wie hernach diese durch lange Generationen wiederholte Sitte endlich zum erblichen Schlag, und jene Form den Kindern angebohren worden. „Im Anfang,„ sagt er, *) scheine Landessitte der Grund dieser Bildung gewesen zu seyn. Nun aber sey die Natur selbst zur Sitte hinzugekommen. Man habe diejenigen, die die größten Köpfe hatten, für die edelsten

*) Ich habe es nach dem correctesten Text in der Charterischen Ausg. übersezt. T. VI. p. 205.

ſen gehalten, und aus dieſem Grunde haben die Macrocephali den annoch nachgiebigen weichen Kopf ihrer neugebohrnen Kinder mit den Händen gedrückt, mit Binden und ſchicklichen Handgriffen in die Länge gezwängt. Dieſe anfängliche Künſteley habe den nachherigen natürlichen Wuchs der Köpfe bey jenem Volke veranlaßt, ſo daß man der künſtlichen Hülfe nicht weiter dazu bedurfte.„ — In einem kurz darauf folgenden Abſatz ſetzt Hippocrates zwar hinzu: „daß ſie zu ſeiner Zeit nicht mehr vollkommen ſolche Köpfe hätten, weil ſie jene künſtliche Bildung ganz vernachläſſigt.„ — Wie wenig aber dies mit ſeiner vorhergehenden Erzählung und ſeiner Meynung, daß folglich anfängliche Künſteleyen in der Folge der Zeit erblich werden können, im Widerſpruch ſtehe, zeigt die dazwiſchen ſtehende Stelle, wo er das Phänomen aus ſeiner bekannten Generationstheorie zu erklären ſucht. „Der Zeugungsſtoff„, ſagt er, „ſammelt ſich aus allen Theilen des Körpers. Von geſunden Körpern kommt er geſund, von Kranken krankhaft. Da nun Kahlköpfe, blaue Augen und oft verwachſene Körper ſich in Familien fortpflanzen, und die gleiche Regel auch in der übrigen Bildung ſtatt hat, was hindert, daß nicht auch von Großköpfen Großköpfe erzeugt werden ſollten?„ — Offenbar hat alſo Hippocrates nur gemeynt, daß mit der Folge der Zeit die Natur eine angenommene Form wieder ver-

verlaſſe und zu den urſprünglichen wieder zurückkehre.

Ariſtoteles führt in ſeinem Werke von der Erzeugung der Thiere die Gründe an, die für die hippocratiſche Generationstheorie gebraucht würden. Sie erhält, ſagt er, unter andern dadurch viel Wahrſcheinlichkeit, daß die Kinder nicht blos in den innern und angebohrnen Eigenſchaften, ſondern auch oft in ganz zufälligen äußern Merkzeichen den Eltern gleichen. Denn man hat Beyſpiele, daß Narben der Eltern ſich an der gleichen Stelle des Körpers auf die Kinder fortgeerbt haben. Namentlich führt er ſelbſt eins aus Chalcedon an, wo eine Narbe, die der Vater am Arm gehabt, auf den Sohn fortgeerbt ſey, wenn gleich nicht ganz ſo deutlich als beym Vater.

Plinius, da wo er ebenfalls davon handelt, daß Muttermahle, Narben und dergleichen zuweilen auf die Kinder forterben, ſetzt als Beyſpiel hinzu: „quarto partu Dacorum originis nota in brachio redditur.„ Ich deute dies auf die vernarbten Charaktere, womit ſich nach dem Zeugniß vieler Alten die Dacier, Illyrier u. a. benachbarte Völker, auszeichneten.

Der seel. Hofrath Oſiann kam einmal voller Verwunderung zu mir, und erzählte mir, daß er einen ähnlichen Fall in der Familie eines Staabsofficiers in unserer Nachbarschaft gefunden. Dem Vater sey in seinen Jugendjahren der kleine Finger der rechten Hand zerhauen und krumm geheilt worden: und nun hätten seine Söhne und Töchter sämmtlich von Mutterleibe an den kleinen Finger der rechten Hand krummstehend. — Ich habe nach der Hand den Vater und eine seiner Töchter selbst kennen gelernt, und die völlige Richtigkeit dieser Nachricht an ihnen beyden bestätigt gefunden.

Ein überaus scharfsinniger Gelehrter machte mir einmal den Einwurf: wenn künstliche Verstümmelungen erblich werden könnten, so müßten ja auch wohl unter beschnittenen Völkern Kinder ohne Vorhaut gebohren werden, und das scheine doch nicht der Fall zc. — Nun war mir wohl aus Steph. Gerlach's Tagebuch ein einzelnes Beyspiel der Art bekannt, aber freylich schien mir selbst dies einzige im Ganzen noch von keinem sonderlichen Gewichte. Gelegentlich befragte ich aber einmal einen nicht ungelehrten, und zumal im Ritual seines Volks sehr unterrichteten hiesigen Juden über diesen Umstand, und erhielt ganz unerwartet die mir sehr merkwürdige Antwort: das sey auch hier zu Lande ein gar

nicht seltner Fall, daß Judenkinder eine so kurze Vorhaut mit zur Welt bringen, daß es eine geübte und vorsichtige Hand erfordere, sie demohngeachtet zu beschneiden. Dieser angebohrne Fehler habe sogar seinen eigenen hebräischen Namen, nauld mohl, beschnitten gebohren werden. Sein eigner Vater sey Beschneider gewesen, habe über 700 Knäbgen beschnitten, und sey selbst wegen seines Geschickes in diesem nicht seltnen Fall, berühmt gewesen; habe auch oft von der Schwierigkeit, unter diesen Umständen die Operation zu machen, erzählt ꝛc. — Kurz, was mir selbst ein Argument gegen das Forterben der Künsteleyen geschienen hatte, ward mir nun so unvermuthet ein wichtiges Datum für die Wahrscheinlichkeit desselben.

* * *

Ich gebe gern zu, daß nicht alle angeführten Fälle von gleicher unwiderredlicher Zuverlässigkeit seyn mögen, aber man mag auch die minder unbezweifelbaren rabatiren, so bleiben doch immer für die Wahrscheinlichkeit der Sache so viele, als man nur für eine solche Sache, die sich nicht wohl durch absichtliche Versuche geradezu erweisen läßt, verlangen kann.

warf, immer einige eben so ungeschwänzte zur Welt brachte.

Nath. Highmore, *) der sonst in der Erklärung des Zeugungsgeschäftes so sehr vom R. Digby abweicht, gesteht doch selbst eine Bätze gesehen zu haben, der der Schwanz fast ganz vom Rumpfe abgehauen war, und von deren Jungen nachher die eine Hälfte geschwänzt, die andere von Mutterleibe an ungeschwänzt gewesen.

Büffon versichert **) Hunde gesehen zu haben, deren man seit mehrern Generationen Schwanz und Ohren gestutzt hatte, und die nun diesen Mangel gänzlich oder doch zum Theil auf ihre Nachkommenschaft forterbten.

Hr. Consist. R. Masch in Neu-Strelitz hat im Naturforscher ***) Nachricht von einem Fleischerhunde gegeben, dem nach Gewohnheit der Fleischer, der Schwanz abgestutzt war, der sich mit einer jung eingefangenen Wölfin belief, die hierauf drey Bastarde warf. Unter diesen war ein Männchen,

*) *History of generation* pag. 31.

**) *Hist. nat.* T. XIV.

***) XVtes Stück.

chen, hellgrau wie der Vater und mit einem abgestutzten Schwanze gebohren, so daß, wie er sagt, die zufällige Verstümmelung des Hundes auf diesen Bastard nachartete. Er setzt hinzu: „wie geht es zu, daß eine willkührliche und zufällige Verstümmelung auf die Jungen nachartet? Angebohrne Fehler und Gebrechen arten durch die Zeugung fort. Dies findet sich auch bey den Menschen. Ein Vater hatte von Natur gebrechliche Füße. Er zeugte mit einer gesunden Frau den ersten Sohn, der gesund war: der zweyte Sohn aber ward mit gebrechlichen Füßen gebohren.“ Bey dem Bastardwolf aber finden wir eine Nachartung in Absicht des stumpfen Schwanzes, die von anderer Art ist. Freylich läßt sich hierbey gedenken, daß auch der Hund schon so verstümmelt gebohren sey, und ich gestehe, daß ich hierüber keine Entscheidung geben kann. Indessen wenn man auch dieses annimmt, so wird doch der erste Ursprung eines solchen Mangels in einer willkührlichen Verstümmelung zu setzen seyn; und die Frage wird alsdann noch ausgebreiteter: wie es zugehe, daß eine willkührliche Verstümmelung sich sogar durch eine ganze Geschlechtsfolge fortpflanzen kann? Hier zieht wohl die Natur eine Decke vor, und läßt uns die Ueberzeugung, daß es in der Natur Geheimnisse giebt, welche für Menschen zu hoch sind.

Hr. D. Forſter ſagt; *) „man hat es in England angemerkt, daß, da den Pferden beſtändig die Schwänze abgeſtumpft, und Hengſte und Stuten in vielen Generationen ſo gehalten wurden, zuletzt die Füllen mit einigen Articulationen weniger im Schwanze zur Welt kamen.„

Büffon **) hat ſich ſehr umſtändlich darüber ausgelaſſen, und ſelbſt durch die Zergliederung zu erweiſen geſucht, daß die Schwielen am Bruſtbein und an den Knieen der Cameele eine bloße Folge ihrer Unterjochung und der gewaltſamen Procedur ſeyen, womit dieſe laſttragende Thiere beträchtlich zum Niederknieen gezwungen werden. Und da nun doch auch ſchon die neugebohrnen Cameele dergleichen Schwielen haben, ſo giebt er dies ſelbſt für einen abermaligen Beweis für das Erblichwerden anfänglicher Künſteleyen ꝛc.

* * *

II. Beyſpiele im Menſchengeſchlecht.

Cardanus ***) gedenkt der bekannten alten Sitte der Peruaner um Puerto viejo, die ihren neu-

*) Beyträge zur Völker- und Länder-Kunde. I. Th.

**) *Hiſt. nat.* T. XI.

***) Im III. B. der Spaniſchen Ausg. ſeiner Werke S. 162.

neugebohrnen Kindern die Köpfe zwischen Brettchen preßten, mit dem ausdrücklichen Zusatz: dies sey ursprünglich Werk der Kunst, nicht der Natur gewesen. Allein diese Künsteley sey in der Folge gleichsam selbst zur andern Natur geworden: so daß mit der Zeit auch Kinder gleich von Mutterleibe solche sonderbar geformte Köpfe mit zur Welt gebracht. — „Constat igitur, wie er sich ausdrückt, humanam formam multis modis variari, tum arte, tum diuturna successione.„

Hippocrates in seinem Meisterwerke von Luft, Wasser und Clima erzählt etwas ähnliches von den macrocephalis, einem Volk am schwarzen Meer, die weiland aus Bizarrerie ihren neugebohrnen Kindern die Köpfe langgepreßt hatten, und wie hernach diese durch lange Generationen wiederholte Sitte endlich zum erblichen Schlag, und jene Form den Kindern angebohren worden. „Im Anfang„ sagt er, *) scheine Landessitte der Grund dieser Bildung gewesen zu seyn. Nun aber sey die Natur selbst zur Sitte hinzugekommen. Man habe diejenigen, die die größten Köpfe hatten, für die edelsten

*) Ich habe es nach dem correctesten Text in der Charakterischen Ausg. übersetzt. T. VI. p. 206.

ten gehalten; und aus diesem Grunde haben die Macrocephali den annoch nachgiebigen weichen Kopf ihrer neugebohrnen Kinder mit den Händen gedrückt, mit Binden und schicklichen Handgriffen in die Länge gezwängt. Diese anfängliche Künstelen hatte den nachherigen natürlichen Wuchs der Köpfe bey jenem Volke veranlaßt, so daß man der künstlichen Hülfe nicht weiter dazu bedurfte.„ — In einem kurz darauf folgenden Absatz setzt Hippocrates zwar hinzu: „daß sie zu seiner Zeit nicht mehr vollkommen solche Köpfe hätten, weil sie jene künstliche Bildung ganz vernachlässigt.„ — Wie wenig aber dies mit seiner vorhergehenden Erzählung und seiner Meynung, daß folglich anfängliche Künsteleyen in der Folge der Zeit erblich werden können, im Widerspruch stehe, zeigt die dazwischen stehende Stelle, wo er das Phänomen aus seiner bekannten Generationstheorie zu erklären sucht. „Der Zeugungsstoff„, sagt er, „sammelt sich aus allen Theilen des Körpers. Von gesunden Körpern kommt er gesund, von Kranken krankhaft. Da nun Kahlköpfe, blaue Augen und oft verwachsene Körper sich in Familien fortpflanzen, und die gleiche Regel auch in der übrigen Bildung statt hat, was hindert, daß nicht auch von Großköpfen Großköpfe erzeugt werden sollten?„ — Offenbar hat also Hippocrates nur gemeynt, daß mit der Folge der Zeit die Natur eine angenommene Form wieder

verlasse und zu den ursprünglichen wieder zurückkehre.

Aristoteles führt in seinem Werke von der Erzeugung der Thiere die Gründe an, die für die hippocratische Generationstheorie gebraucht würden. Sie erhält, sagt er, unter andern dadurch viel Wahrscheinlichkeit, daß die Kinder nicht blos in den innern und angebohrnen Eigenschaften, sondern auch oft in ganz zufälligen äußern Merkzeichen den Eltern gleichen. Denn man hat Beyspiele, daß Narben der Eltern sich an der gleichen Stelle des Körpers auf die Kinder fortgeerbt haben. Namentlich führt er selbst eins aus Chalcedon an, wo eine Narbe, die der Vater am Arm gehabt, auf den Sohn fortgeerbt sey, wenn gleich nicht ganz so deutlich als beym Vater.

Plinius, da wo er ebenfalls davon handelt, daß Muttermahle, Narben und dergleichen zuweilen auf die Kinder forterben, setzt als Beyspiel hinzu: „quarto partu Dacorum originis nota in brachio redditur.„ Ich deute dies auf die vernarbten Charaktere, womit sich nach dem Zeugniß vieler Alten die Dacier, Illyrier u. a. benachbarte Völker, auszeichneten.

Der seel. Hofrath Ohnn kam einmal voller Verwunderung zu mir, und erzählte mir, daß er einen ähnlichen Fall in der Familie eines Staabsofficiers in unserer Nachbarschaft gefunden. Dem Vater sey in seinen Jugendjahren der kleine Finger der rechten Hand zerhauen und krumm geheilt worden: und nun hätten seine Söhne und Töchter sämmtlich von Mutterleibe an den kleinen Finger der rechten Hand krummstehend. — Ich habe nach der Hand den Vater, und eine seiner Töchter selbst kennen gelernt, und die völlige Richtigkeit dieser Nachricht an ihnen beyden bestätigt gefunden.

Ein überaus scharfsinniger Gelehrter machte mir einmal den Einwurf: wenn künstliche Verstümmelungen erblich werden könnten, so müßten ja auch wohl unter beschnittenen Völkern Kinder ohne Vorhaut gebohren werden, und das scheine doch nicht der Fall zc. — Nun war mir wohl aus Steph. Gerlach's Tagebuch ein einzelnes Beyspiel der Art bekannt, aber freylich schien mir selbst dies einzige im Ganzen noch von keinem sonderlichen Gewichte. Gelegentlich befragte ich aber einmal einen nicht ungelehrten, und zumal im Ritual seines Volks sehr unterrichteten hiesigen Juden über diesen Umstand, und erhielt ganz unerwartet die mir sehr merkwürdige Antwort: das sey auch hier zu Lande ein gar

nicht seltner Fall, daß Judenkinder eine so kurze Vorhaut mit zur Welt bringen, daß es eine geübte und vorsichtige Hand erfordere, sie demohngeachtet zu beschneiden. Dieser angebohrne Fehler habe sogar seinen eigenen hebräischen Namen, nemlich mohl, beschnitten gebohren werden. Sein eigner Vater sey Beschneider gewesen, habe über 700 Knäbgen beschnitten, und sey selbst wegen seines Geschickes in diesem nicht seltnen Fall, berühmt gewesen; habe auch oft von der Schwierigkeit, unter diesen Umständen die Operation zu machen, erzählt ꝛc. — Kurz, was mir selbst ein Argument gegen das Forterben der Künsteleyen geschienen hatte, ward mir nun so unvermuthet ein wichtiges Datum für die Wahrscheinlichkeit desselben.

* * *

Ich gebe gern zu, daß nicht alle angeführten Fälle von gleicher unwiderredlicher Zuverlässigkeit seyn mögen, aber man mag auch die minder unbezweifelbaren rabatiren, so bleiben doch immer für die Wahrscheinlichkeit der Sache so viele, als man nur für eine solche Sache, die sich nicht wohl durch absichtliche Versuche geradezu erweisen läßt, verlangen kann.

III.

Dr. James Anderſon, an den Baronet Joſeph Banks, Präſidenten der königl. Societ. zu London. Ueber einige zu Madras entdeckte Cochenille-Arten.

Die Schrift, aus welcher man hier dem Publikum einen Auszug vorlegt, iſt 1788. auf 26 Octavſeiten zu Madras unter folgendem Titel gedruckt: „Letters to Sir *Joſeph Banks* Baronet, Preſident of the royal ſociety, on the *ſubject of Cochineal Inſects, discovered at Madras.* — With a Copper Plate Engraving annexed, of the different *Inſects* mentioned in the Letters, from the Drawings of *Baron Reichel.* Alſo an Engraving of the *Opuntia Major, ſpinulis obtuſis, mollibus et inocentibus;* and the Plan of a Nopalti in the Biſhoprick of Guaxaca in the Kingdom of Mexico, Extracted from the ſecond Volume of *Sir Hans Sloane's Hiſtory of Jamaica,* for the uſe of *Gentlemen* in *India* who may be diſpoſed to make Plantations, and are not in Poſſeſſion of that work. —

— — — Mileſia Magno
Vellera mutentur, Tyrios incocta rubores.

Virg. Georg. Lib. 3.

— Man

— Madras: Printed by Charles Ford. — MDCCLXXXVIII. Das Werk iſt auf Schreibpapier gedruckt, die drey auf dem Titel angeführten Kupfertafeln ſind deutlich aber grob geſtochen, die erſte Kupfertafel iſt von einem Baron Reichel nach dem Leben gezeichnet, und noch die beſte, die andern beyden ſind aus Sloane's Geſchichte von Jamaika genommen. Der Kupferſtecher heißt J. Sollier. Das übrige kann man aus dem langen Titel ſchon genugſam kennen lernen, und über den Werth oder Unwerth des Werkes mag das Publikum entſcheiden.

Herr Dr. J. Anderſon entdeckte zu Madras in den Jahren 1786/88 acht Cochenille-Arten, die alle ein ſeidenartiges Gewebe um ſich herum haben, denen er folgende ſpecifiſch charakteriſtiſche Namen beylegt, und die er ſo ordnet.

1) Die Chloevon-Cochenille, oder Kermes Choromandelenſis findet ſich auf der Aira Indica, oder der ſogenannten Indiſchen Schmiele.

2) Der Coccus Oogenes, auf dem Phyllanthus Emblica, der Euphorbia hirta, dem Meniſpermum Cordifolium und Hybiscus Populneus.

3) Der Coccus Trichodes, findet ſich auf dem Psidium Guajava, der Annona Squamoſa, dem Ta-

lanum Lycopersicum, dem Hybiscus Rosa sinensis, und auf dem Phaseolus.

4) Coccus Erion bewohnt folgende Pflanzen, Robinia mitis, Hibiscus Rosa sinensis, Ficus indica, Erythrina Corolladendrum, Cocos Nucifera, und Myrtus Ceylanicus.

5) Der Coccus Microogenes, wohnt auf der Vitis vinifera und der Galega Prostrata.

6) Der Coccus Kolcos auf dem Solanum Melongena.

7) Der Coccus Diacopeis auf dem Citrus sinensis.

8) Der Coccus Narcodes auf dem Wodier (Baum).

Merkwürdig ist's, daß nur zwey dieser Insektenarten, der Coccus Trichodes und Erion auf Pflanzen aus der Icosandria-Klasse gefunden werden, und daß nur der Chlocoon, Coccus Oogenes und Microogenes vorzüglich roth gefärbt sind, da die übrigen, den Erion ausgenommen, von denen ich neulich einige ganz ausgewachsene Insekten auf der Erythrina von dunkelrother Farbe fand, fast immer die Farbe der Rinde oder des Laubes der Bäume annehmen, worauf man sie antrift.

auch die Beobachtung kann noch dazu dienen, die Identität zwischen dem Coccus Cogenes, Trichodes mit Erion glaubwürdiger zu machen, daß man alle drey Arten, ohne etwas dabey zu wagen, sicher auf eine der Pflanzen vertheilen kann, von welchen sich eine dieser Arten vorzüglich nähret.

Hr. Anderson fand zuerst im Jahr 1786. eine Cochenill-Insekt auf dem Opuncarungu der Tamuls, (einer eingebohrnen Nation in Ostindien,) welches ein salzigtes Gras ist, womit man um Madras herum gewöhnlich die Pferde füttert. Dies Gras kriecht auf der Erde fort, schlingt sich in einander, schlägt frische Wurzeln, und schickt neue Seitenzweige aus seinen Artikulationen aus, deren schmahle spitzige Blätter sich am Stiel vereinigen. Uebrigens sind seine Aehren aufrecht (spicae erectae) mit fadenlosen Blumen (floribus sessilibus.) deren jede drey doppelte ovale purpurne Staubfäden hat, die mit zwey gefiederten Narben versehen sind, welche einen flachen ovalen Saamen enthalten. Diese Pflanze wächst nur in einem leimichten Boden, der um Madras herum und in der ganzen Gegend längs der Seeküste gewöhnlich, und mit Alcali minerale, See- Glauber- und Epsom-Salzen gleich einem Reif überzogen ist. Beym Nachgraben findet man in diesem Boden Kalksteinlagen, Selenite-Stücke, Aeste von Weinbeerbaum,

Federalaun,

doralaun, und zerschmolzenen Salzen. Nachdem dies Insekt durchs Mikroskop betrachtet worden, so fand sich, daß es mit den Beschreibungen von Leuwenhoek, Reaumur, Sir. Hans. Sloane, der französischen Encyclopädie, auch auch mit der Cochenille, der Krämer übereinkam. Das Insekt war im Stande der Verpuppung. Wenn man es in Wasser und Weingeist mazerirten ließ, so hätte es eben die Farbe wie die Mexico-Cochenille; die Junigen, die zu der Zeit alle Tage aus ihren Eyern krochen, waren blutroth, hatten sechs Beine und zwey Fühlhörner. Um vielleicht diese Insekten dereinst zu einer wichtigen Handelsexporte zu machen, legte Herr Anderson eine Plantage von 1000 Cactus Opuntia Pflanzen an, damit er darauf diese Insekten nach mexikanischer Art ziehen könnte.

In eben dem Jahre (1786.) fand Herr Anderson auf verschiedenen Gräsern, und auf verschiedenen Syngenesisten, die in der Gegend, wo er die Cochenille fand, wuchsen, die Schaumzicade (cicada spumans) und von der Mimosa arabica, sammlete er eine ziemliche Menge von cimex punctatus.

Weil nach der Küste zu sich mehr Vitriol- und Seesalze finden, so erzeugt sich das Acidum nitri nur 10 Meilen abwärts von der Seeküste, wo es

in

in einigen Gegenden zu den Sajpeter-Manufakturen verbraucht wird. Die Oldenlandia umbellata, oder die Che der Tamuls aber, deren Wurzeln, wenn man ein Dekokt daraus macht, der Chaya root ein herrliches ächtdauerndes Roth geben, wird allein an der Seeküste gebaut. — Beynahe die Hälfte des bebauten Landes einige Meilen um die Seeküste herum, besteht aus dem vorhin angeführten leimigten Boden, wo sich die Cochenille häufig aufhält. — Die Oldenlandia, welche sich der Aira spicata sehr nähert, wächst nicht in anmuthigen Gegenden, sondern nur da, wo das Scyrpus und Cypressen-Gras und einige Salicorniae Arten sich finden, die hier und in sogenannten Wüsteneyen angetroffen werden. An jedem Gelenke dieses Grases (joint) sitzen gewöhnlich ein oder zwey Insekten, zuweilen aber auch fünf bis sechs, so daß ein Halm oft 20 : 30 Insekten ernährt. Doch schien es nicht, als wenn die Pflanzung dieses Grases vortheilhaft oder anwendbar wäre, denn eben der Caktus, der in Amerika gar keine Stacheln hatte, war dort mit langen spitzigen Dornen verwahrt. Auch veränderte der Carmoisindekokt von der Cochenille, seine dem Arterienblute ähnliche Farbe nicht, wenn man ihn auch mit einer Zinnauflösung vermischte. Weil dies Insekt ein wahrer Coccus zu seyn schien, so unterschied Hr. A. es auf folgende

Art

Art von den andern Coccusarten; Hemiptera Coccus Airae ſpicatae Madraſpatenſis.

Im Februar 1787. machte Hr. A. folgende Beobachtungen. Nachdem er die angeführten Nachrichten nach London an Hrn. Banks abgeſendet hatte, war er ſo glücklich an die hundert Pfunde von der Cochenille zu erhalten, und erfuhr zugleich durch ſeine Correſpondenten, daß man ſie nordwärts von Madras ab in großer Menge gewinne, vorzüglich zu Durespatnam das 50 und zu Nellore, das 90 engliſche Meilen von da liegt. Die Jungen kriechen auf alles auf, was ihnen in den Wurf kömmt, auf ein Opuntiablatt, eine Grasähre oder einen Erdklumpen, nur lebten ſie in den Pflanzungen ſelten über acht Tage. Bey dieſem großen Cochenille-Vorrath konnte Hr. A. auch genauere Unterſuchungen vornehmen. Er fand, daß die Fliege vier Flügel habe, und alſo eher zu den limeeiſchen Kermes- als Cocous-Arten gehöre, weil aber doch der Charakter Saltatoria fehlte, ſo hielt er dies Inſekt für ein neues Genus. Die Raupen ſowohl als die Männchen dieſes Inſekts ſind ſehr ſelten; die Männchen verhalten ſich zu den Weibchen, wie eins zu zweyhundert. Hr. A. fand auch um dieſe Zeit ein Inſekt am Phyllanthus emblica, dem Nellikki der Tamuls, welches purpurroth und

von

von einem seidenartigen Gespinste umgeben war. Dies Gespinst war so locker gewebt, daß man die Fäden, welche feiner als die dünnsten Spinngewebe waren, ein paar Zoll weit auseinander ziehen konnte, ehe sie zerrissen. Dies Insekt legt, wie das vorige, Eyer, und verbirgt sie in dies seidenartige Nest, und eins davon legte, unter dem Mikroskop, 13 Eyer, die wie ein Strang purpurner Kugeln sich ausnahmen. Weil er noch keine Flügeln gesehn hatte, so konnte er den Geschlechtscharakter noch nicht angeben, hielt sie aber für ähnlich mit den Cochenille-Weibchen, die Hr. Ellis in den Philosoph. Transact. Vol. 52. p. 2. p. 604. beschrieben hat. Da Linnee sagt, daß der Aphis im Herbst lebendige Jungen erzeuge, so ließe sich vielleicht analogisch annehmen, daß dieses Insekt, welches im Februar Eyer legt, ebenfalls im May und Junius lebendige Jungen zeuge. Auch fand Hr. A. ein mit weißem Staubmehl (farina) bedecktes Insekt auf der Robinia mitis oder dem Jumbo der Tamulisk und auf dem Hibiscus Rosa sinensis mit einem Brustwarze (aipple) zwischen den beyden Vorderbeinen, und ein andres lebendig gebährendes Insekt mit einem Rostrum pectorale, an dem Psidium Quajava, und dem Hibiscus Rosa sinensis. Zwar waren diese Insekten von einer purpurnen Orangenfarbe, aber eine mit dem Aphis gezogne Analogie, ließ ihn vermuthen, daß die Farbe des Corens von der

der Natur des Futters abhinge, und deswegen ſetzte er von jeder Art einige auf die Opuntia. Ebenfalls ſchließt er analogiſch von andern Pflanzen, daß vielleicht durch die Kultur ſich die Stacheln der Opuntia in Oſtindien verliehren könnten. Der Abbe Raynal, Sir Hans Sloane und Pluckenet haben ihn zu dieſem Schluß, durch die Erzählung, daß in Mexico die Opuntia, deren man ſich zur Gewinnung der Cochenille bedienen wolle, ſorgfältig gewartet werden müſſe, bewogen.

Im März 1783. verſuchte Hr. A. zuerſt die färbende Kraft ſeiner Cochenille. Er bereitete Stücken Flanell, Schavel und Satin mit Alaun und Weinſteinrahm, und kochte ſie hernach in einem Aufguß von Weinſteinrahm und Gras-Cochenille; die Probe fiel nach Wunſch aus, die Stücke wurden ohne Beyhülfe eines andern Materials aus dem weißen ſchön roth gefärbt. Die Fliege des Inſekts vom Phytlanthus emblica hatte er um dieſe Zeit hinum noch nicht gefunden, aber dagegen fand er, daß die Fliege vom Psidium Quajava und dem Hibiscus roſa ſinenſis, ſowohl auf der Annona ſquamoſa und der Averrhoa acida oder dem Atamarum und Ara-Nellikai der Tamuls, als auch auf der Opuntia ſich finde, mit glücklichem Erfolg brachte er Inſekten von der Quajava auf die Opuntia. Er hielt die

Raupe

Raupe für einen Zwitter dieser Insektenart, doch er sie so oft zwischen den vollkommnen Insekten antraf. Alle Hauptbedürfnisse dieser Art scheinen aus, wenn es seine Jungen ausbrütet; und diesen ihnen nun die dürftige zum Schutz, bis sie sich an die Opuntia befestigt haben. Der Leib der Fliege ist ambrafarbig, ihre Flügel sind, so lange sie sich unter der Haarsticke verweilt, durchsichtig ohne Farbe, werden aber, wenn sie aus derselben heraus vorgeht und sich einige Tage der Luft ausgesetzt hat, carmoisinroth: nie finden sich mehr, als zwey. Die Fühlhörner bestehen aus zehn Gliedern, an deren jedem drey kurze Haare sind. Die Augen sind zwey leicht zu bemerkende schwarze Flecken hinter den Fühlhörnern. Der Kopf hängt gleich mit der Brust zusammen, der Bauch ähnelt dem Bauch einer Schneidermücke, (Dragonfly.) Die Beine sind dreyfach gegliedert, und ganz haaricht, und ihre ganze Größe kann man kaum mit bloßen Augen erkennen.

Im April setzte Hr. R. seine Untersuchungen fort. In diesem Monate war er so glücklich die Cochenille des Phyllanthus emblica zu entdecken, er fand aber, daß sie nicht auf dieser Pflanze allein, sondern auch auf dem Kannam Pacherichi Poonde der Tamuls (Euphorbia hirta L.) die in diesen Gegenden gegessen wird, und auf dem Chindel Cadi

ei der Tamuls, oder dem Tippia Tiga der Tulim des (Abenifpermum cordifolium L.) ſich aufhielt. Dieſe Beobachtungen lehrten ihn auch, daß das Inſekt vom Phyllanthus emblica, wie er vorhin glaubte, ein beſondres Mittelgenus zwiſchen Kermes und Coccus L. ausmachte, und keine neue Art des Coccus-Geſchlechts. Dieſe neue Art hat Männchen, Weibchen und Zwitter, — die Raupe ſcheint ihm ein Zwitter (Spado) zu ſeyn — und die Männchen ſpringen wie ein Floh, weswegen ſie ſchwer zu fangen ſind, ſo daß ſie dem Linneiſchen Charakter ſaltatoria vollkommen entſprechen. Er giebt von dieſer Cochenilleart folgende Beſchreibung. Die Fühlhörner ſind ſo lang, wie das ganze übrige Inſekt, haben an ihrer Inſertion ein leichs zu bemerkendes Gelenk, und 10 andre Gelenke, die man kaum durchs Mikroſkop erkennen kann. Zwey Augen ſitzen an jeder Seite des Kopfes gleich neben ſchwarzen Flecken. Der kugelförmige Kopf iſt gleich mit der Bruſt verbunden. Der ganze Kopf, die Augen ausgenommen, iſt von eben der Ambrafarbe wie Bruſt und Unterleib. Die beyden Flügel hängen herab und ſind zuweilen ſo lang wie der Unterleib, an deſſen äußerſter Spitze zwey kleine Knöpfchen wie ein Anfang von Haaren befindlich ſind. Dieſe Inſekten kamen nicht gut auf der Opuntia vor, ſondern nur allein auf dem Chindel Codde ſeine, deſſen Blätter, weil ſie ſo breit und glatt

ſind,

ſind, man in Madras als Pflaſter gebraucht, Abſceſſe zur Zeitigung zu bringen. Hr. A. ſetzte deswegen eine Reihe dieſer Pflanzen um ſeine Opuntiaplantage herum, damit er von ihnen die Cochenille vor ihrem Einſpinnen ableſen könnte. Mit den Blättern dieſer Pflanze heilen auch die Braminen alle Arten von Beingeſchwülſten, Rheumatismen, Podagra und Gicht, vorzüglich mit dem aus dem Dekokte derſelben bereiteten Zucker. Der Wyderoodoo Shaſter, oder der mediziniſche Text des Darmantree und vielleicht auch der Aſhvangdevus doo, beydes heilige Bücher der Braminen, begreifen alle dieſe Krankheiten unter dem Nahmen Vatum Mekum, erſteres heißt in dieſen Büchern Luft oder Wind, lezteres innerliche Hitze. Chemiſche Verſuche, die Dr. Ruſſel mit der Grascochenille vornahm, um ſie mit der ſpaniſchen zu vergleichen, lehrten, daß die erſtere von der lezteren manches voraus hatte, in Abſicht der Farbe aber ſich nicht ſo gut wie die leztere im Ganzen behandeln ließ, welches vielleicht in der nicht ſo ſorgfältigen Einſammlung und Trocknung der oſtindiſchen, ſeinen Grund hatte. Durch den Capt. Davaton erfuhr Hr. A., daß die Cochenille von Madras bis Vizagapatam allenthalben in einem Striche fort gefunden würde, indeß hat er ſie doch nur immer im Stande der Verpuppung angetroffen, wenn ſie durch ihr weißes ſeidenartiges Gewebe ihm beſonders in

die Augen fiel. Er bediente sich beständig in seinen Pflanzungen des Cact. Opuntia, oder wie er sie nennt, der Opuntia major, folio oblongo rotundo, spinis longissimis et validissimis confertim nascentibus, flore luteo. V. Sloane's History of Jamaica Vol. II. p. 149 - 52.

Hr. A. hatte nun drey Cochenillen entdeckt; 1) Die Grascochenille, oder das sogenannte Grasey (Chloeoon). 2) Eine neue Coccusart am Nelkenbaum. 3) Eine neue Coccusart am Guavenbaum. Zu diesen entdeckte er noch im May 1787. drey andre Insekten.

1) Die erste glich sehr dem Insekte von dem Phyllanthus emblica, sie fand sich an der Vitis vinifera, und der Cooloo-Velley der Tamuls (Galega prostrata Koenig.)

2) Die zweyte Art fand sich am Jumbia der Tamuls. (Robinia mitis L.) und am Hibiscus Rosa sinensis. Man fand sie da auf der Rinde unter einem verworrenen seidenartigen Gespinste, welches so weiß war, daß man es in einer Entfernung von 60 Fuß erkennen konnte.

Wenn man die seidenartige Substanz wegnahm, so kam ein schöner Klumpen unbeweglicher glänzender glatter Partikeln zum Vorschein, die nur die Eyer

Eyer der Insekten zu seyn scheinen. Aber durch Vergrößerungsgläser sieht man bald, daß diese Partikeln ganz ausgebildete Insekten sind. Sobald sie Kräfte bekommen, kriechen sie weg, und verändern mit ihrem Wachsthum ihre Scharlachfarbe in eine transparente. Die Männchen ähneln den Männchen des Gudjava-Insekts, Zwitter bemerkte Hr. A. nicht. Den gedoppelten Rand (margo duplicata) bemerkt man an den Weibchen sehr deutlich. Diese sehen im völlig ausgewachsenen Zustande dunkelgrün aus, einige werden auch carmoisinroth.

3) Die dritte Cochenillenart fand Hr. A. am Brinjaul Lattri bay, oder Vaidelungai der Tamuls (Solanum Melongena L.) eine Küchenpflanze in Madras.

Die Fühlhörner und die Spitze des Puncti subulati ausgenommen, die chokoladefärbig sind, ist dies Insekt ganz durchsichtig weiß. Es bringt lebendige Junge zur Welt, die ganz weiß und nicht größer wie Käsemilben sind, diese kriechen so lange herum, bis sie sich ein zylindrisches seidenartiges Behältniß gesponnen haben, wo sie bleiben, ohne sich bewegen zu können, denn dies Behältniß ist aufs innigste mit der Pflanze verbunden. Männchen und Zwitter dieser Art sind eben so wie die

vom Guajava-Insekt. Die Guajava-Insekten s
het man auch zuweilen, wenn das Laub der Pfla
zen, wo sie sich aufhalten, verdorrt, am solanu
lycopersicum.

Die Hauptfeinde der Cochenille sind die Ame
sen, vor welchen man sie schwerlich wird erhalte
können, da das brennbare Wesen vom Bergöl, d
Schwefelleber oder der Assa-fötida, zur Anwe
dung zu gefährlich sind. Wenn man Federvieh i
die Plantagen einließe, so würde dies wahrschei
lich beyde, Ameisen und Cochenille verzehren. D
besten Mittel dagegen wären wohl, den Bode
der Plantagen nach Art der Hindus mit Kul
mist zu düngen, ungelöschten Kalk oder Holzasch
darüber zu streuen, und die Baumstämme lock
mit Baumwolle zu umwinden. Um gegen starl
Winde die Opuntia-Pflanzen und die Insekten z
sichern, muß die Plantage mit einem sechs bis si
ben Fuß hohen Wall eingeschlossen werden. D
die Insekten sich gern an schattichten Plätzen au
halten; so ist dieser Wall auch von der Seite sel
zuträglich.

Die langen Haare, welche an dem Rostrum
pektorale, nach Dr. Garden's Abhandlung von de
Carolina-Cochenille, sitzen, um einen doppelten seid
nen Faden zu spinnen, sieht man sehr deutlich an
Weil

Weibchen des Phyllanthus emblica-Inſekts; Dr. Anderſon hat entdeckt, daß das Punctum ſubulatum und die Beine dieſes und des Guajava-Inſekts mit kurzen Haaren beſezt ſind.

Die Cochenille von der Robinia mitis und Hibiscus Roſa ſinenſis fanden ſich auch an den äuſſerſten zärteſten Enden der hängenden Wurzeln des Alley Marum oder Bahyan-Baums (ficus indica.)

Das Phyllanthus emblica-Inſekt legt Eyer, und kann ſich nicht von einem Orte zum andern hinbegeben, denn es hat ſich ſelbſt an die Pflanze, von der es ſich nährt, befeſtigt, und mit einem ſeidenaſtigen Geſpinſte umgeben; da aber Hr. A. im Julius das Meniſpermum cordifolium mit ſolchen Inſekten beſezt fand, und gleich nach dem Monſoun der Phyllanthus emblica von ihnen bewohnt wurde, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie das M. cordif. in der heiſſeſten Jahreszeit beziehn, und daß ihre Jungen dieſe Wanderung von einer Pflanze zur andern vornehmen, wenn ſie eben aus dem Ey gekrochen ſind, ehe ſie ihr Einſpinnen vornehmen.

Schon vor 17 Jahren hatte er Cocons von der Phaläne, deren Seide zur Verfertigung des Stoffs verbraucht wird, den man in Bengalen Mugga benny nennt. Man ſammelt dieſe Cocons im Ja-

Februar und März, läßt sie im Zimmer verbrennen, und hält den Rauch für heilsam gegen die fallende Sucht, Hypochondrie und hysterische Zufälle. Diese Cocons lagen bis zum November in einem bewohnten Hause, da erst gab die Puppe einen Saft von sich, der ihr zartes seidnes Gefängniß zersprengte und sie völlig in Freyheit setzte. Kaum hatte das Insekt eine halbe Stunde den Cocon verlassen, so waren seine Flügel trocken, es konnte in der Stube herum fliegen, ließ sich von Männchen befruchten und legte Eyer, die so groß waren wie Rettig-Saamen, und eben so aussahen. Jedes Weibchen legte ungefähr in acht Tagen 150 Eyer, die Eyer waren an einander und an den Fenstern des Zimmers, wo sich die Insekten ihrer entledigten, vermittelst eines feuchten Leims befestigt. Die Phalänen nahmen kein Futter zu sich, sondern so bald sie ihre Eyer gelegt hatten, zerstießen sie ihre Flügel an den Fensterlatten und starben 14 Tage nach ihrem Auskriechen aus den Cocons. Damals konnte Hr. A. diese Untersuchungen nicht weiter fortsetzen, aber er hielt diese Eyer für fruchtbar, obgleich es in der Regenzeit war, denn nur dann findet die Raupe eines so großen Insekts hinlängliche Nahrung, und blos wenn die Jahrszeit so sehr trocken ist, muß es acht Monden zum Stande der Verpuppung zubringen; denn die Natur des Insekts selbst erfordert dies nicht. Auch fand man

in

im April nur lauter leere Cocons in den Wäldern. Die Differenzen in der Größe dieser Insekten sind auch sehr auffallend, 14 von den größten Cocons wogen 4 Drachmen und 15 Gran, und von den kleinsten 1 Drachme 23 Gran. Man findet diese Cocons auf vier Pflanzen, auf der Jamboliffera pedunculata, dem Rhamnus Jujuba beyde L. der Terminalia Mardan Koenig. und der Mimosa japonica.

Die Insekten sehn zwar nicht die Jahrszeiten vorher, aber vielleicht können sie sowohl als ihre Eyer einen gewissen Grad von Hitze vertragen. In Bengalen können die Bauern das baldige Auskriechen der Seidenwürmer dadurch befördern, daß sie ihre Cocons sich um den Leib binden. Um nicht Schaden von der großen Hitze zu leiden, enthalten die Fischeyer mehr Dotter als Eyweiß, welcher nicht leicht verdünsten kann, wenn auch der Schlamm, worinn die Eyer liegen, zu einer harten Kruste ausdorrt. Die Eyer des Alligators, der Seeschildkröten, Schlangen und Eidechsen, sind mit einer hinlänglichen Menge von Eyweiß versehen, ja das Eyweiß in den Seeschildkröteneyern gerinnt sehr leicht, und doch hat die Natur Vorkehrungen getroffen, daß es nicht verdünsten kann. Der Alligator vergräbt seine Eyer so lange in die Erde, bis die Jungen auskriechen wollen, da er sie dann wie-

der ausgräbt. Die Eyeschildkröte bedeckt ihre Eyer mit nassem Sand. Schlangen und Eidechsen wählen dazu Höhlen in der Erde, auf welche die Trockniß nicht wirken kann, und überlassen ihre Jungen einer feuchten Atmasphäre, in welcher sie zahlreich das Tageslicht erblicken. Einen Schutz gegen die Nässe gewähren der Cochenille vom Phyllanthus emblica ihre seidenartigen Gespinste in der Regenzeit. Ihnen wäre Nässe so schädlich wie den Reptilien die Hitze, gegen beyde Extreme gab beyden Thiergeschlechtern die Natur Rettungsmittel. Ungefähr gegen die Mitte des Junius, wo der Monsoun auf der malabarischen Küste wüthet, sind in der Gegend von Madras erfrischende Regenschauer eingetreten, der Boden fängt an fruchtbar zu werden, und alles bekommt wieder ein frisches grünes Ansehn. Die Termiten verlassen ihre unterirdischen Höhlungen, fliegen aus und verlieren ihre Flügel bald, dann gewähren sie eine angenehme Nahrung den Amphibien und Fischen; der rüstige Bauer erwartet diese Zeit, fängt sie, und nachdem er sich daran gelabt hat, bringt er sie zu Markte, wo sie für eben den Preis als der Reiß verkauft werden. Die Gujava-Cochenille beginnt sichtbar zu werden, und der Ehlovedon läßt sich in eben der Menge wie im December sehn.

Aus Briefen, die Hr. Anderson erhielt, lernte er neue Cochenillearten kennen. Ein Hr. Robert Tu-

rin-

ring ſchickte ihm im Auguſt 1787. unter andern eine Cochenille vom Peerſabaum und eine andre vom Motchepiaum zu.

Der Lackwurm findet ſich um Madras herum an dem Rhamnus Jujuba, Spondias Myrobalanus und in anſehnlicher Menge von der Mimoſa Inſtia. Oft auch an der Mimoſa nilotica und an der Mimoſa Madraspatenſis. Hr. A. beobachtete auch die Phyllanthus emblica-Cochenille unter dem Mikroſkop. Er fand am roſtrum pectorale des Weibchens zwey Haare, die mit denen übereinkommen, welche Dr. Garden beſchrieben hat, und auch ein en cylindriſchen Griffel, der von der Mitte der Spitze ausging und in allen ſeinen Theilen eine volle ſommne muskelartige Bewegung hatte. Wenn man das Inſekt vom ſeidenartigen Geſpinſt reinigte, um es zu beſehen, ſo verlohr es alle ſeine Haare, wenn es dann ſeine Zunge ausſtreckte, ſo ſah man aus den Rüſſel, der bey diſem Inſekte einen ſcharf zugeſpitzten Kegal bildete. Beym jungen Inſekt, das eben erſt dem Eye entſchlüpft war, fand Hr. A. ein Filament am Rüſſel, das zweymahl ſo lang wie das ganze Inſekt war, und an der Spitze einen Knoten gleich den Fühlhörnern der Schmetterlinge bildete. Wenn das Inſekt aufwärts kroch, ſchleppte es dieſes Filament wie eine Nabelſchnur hinter ſich. Bey gröſſern Inſekten, die ſchon den vierten

Theil

Theil ihrer Größe erreicht, und mit weißem Staub mehl bedeckt waren, aber sich noch nicht eingespon nen hatten, sah man das Knöpfchen nicht mehr das Filament aber war gespalten und nahm sich wie zwey Haare aus. Ein erwachsenes Insekt, da man seines ganzen seidenartigen Gespinstes beraubt hatte, spann sich in einer Nacht ein neues, dessen Fäden nach verschiedenen Richtungen hinliefen, die Art aber wie dies geschah, hat Hr. A. nicht bemerkt. Das Punktum subulatum schien zu klein zu seyn, um diese Insekten vollkommen zu karakterisiren, er suchte daher aus einem andern Gesichtspunkte als nach diesem, und nach den Bäumen, wovon sie sich nähren, den Karakter der Insekten zu bestimmen. Er versuchte es zuerst mit den Augen, deren er bey dem Guajava-Insekt zwey kleine schwarze hervorragende entdeckte, er hielt dies für hinreichend karakteristisch, aber da er bedachte, daß bey mehrern Arten der Cochenille-Weibchen dies Statt haben möchte, und andre Naturforscher, die doch auch dies Insekt mikroskopisch untersuchten, diese Augen gewiß bemerkt hätten, so ließ er diesen Karakter wieder fahren. Er fand, daß dieses und die Cochenille vom Phyllanthus embllica ein feines seidenartiges Gespinst aus dem Roßtrum pectorale, den beyde gemein haben, verfertigen, damit die ihnen ausfallenden Haare zu verbinden und zusammenzuhalten, um sich eine Hülle davon zu berei-

bezeichnen, und konnte diese Arten nur durch das ihnen beyden eigne haarichte Wesen spezifisch unterscheiden. Er muß also bey seiner ersten Methode verharren, und nennt die Phyllanthus emblica-Cochenille Oogenes, die aber vom Guajavabaum Trichodes. Er erhielt immer mehr Nachrichten von der Cochenille vom Pooscha-Baum und fand sie auch selbst, ihre Farbe war hochroth. Auch fand er viele Cochenille am Motchey-Baum (Erythrina corolladendrum L.) sie fanden sich auch am Cocos nucifera. Die ersten Insekten nannte er Oogenes, die andern Erion. Die Cochenille von der Vitis vinifera, weil sie klein war, nannte er Microogenes, und die vom Solanum Melongena, da sie sich ein cylindrisches Gebäude macht, Kaleos.

Im Junius 1788. fand Hr. A. an einigen Citronen-Bäumen, die er aus China erhalten hatte, eine neue Cochenilleart, deren Bauchringe tiefer wie bey den vorigen Arten eingeschnitten waren, deswegen nannte er sie Diacopeis. An einem dort sehr häufigen Baume, den die Tamuls Wodier nennen, fand er mehrere Zweige mit einer sehr steifen Cochenille bedeckt, die er Narcodes nennt. Da er den Wodier, weil er nur eine alte Ausgabe vom Linnee besitzt, nicht systematisch bestimmen kann, so giebt er davon folgende Definition.

Wodier

Wedler Arbor, foliis oppositis obrupte pi
natis. Racemis exeuntibus ex trunco ad axin fi
lii. Corolla tetrapetala.

Staminibus octo, filamentis reniformibu
(Kidney-shaped) singulis Antherarum.

Germine in stigmat. sessil. terminat.

Fructus. Drupa monosperma.

Das Gras, worauf man den Chloeoon antrif
ist wahrscheinlich Linnees Aira indica.

Da übrigens Hr. A. so glücklich gewesen ist, de
Cactus cochiniliser und andre Pflanzen, von dene
sich die Cochenille nähret, zu entdecken, auch scho
mehrere Personen mit vielem Glück Cochenill
Plantagen angelegt, die färbende Kraft derselbe
gut, und überhaupt die Madrascochenille der
Mexiko gleich gefunden haben, so wird gewiß m
Vortheil die Wartung und der Gewinn der Coch
nille in Ostindien vorgenommen werden könne
Mehrere Personen, selbst von den angesehenste
in der Gegend, haben ihn unterstützt, und wen
Wünsche was vermögen, so wird gewiß Europ
mit Vergnügen ihm einen guten Fortgang seine
Unternehmens von Herzen wünschen, damit Sp
nien nicht den Alleinhandel mit dieser nützliche
Waare behalten möge. Hr. Anderson hat sonst a
lenthalben das Wort Cochenille eben so wie die Sp
ni

hier im allgemeinen Sinn genommen, obgleich er überzeugt ist, daß der Chloeoon oder das Grasey ein vom Kermes und Coccus verschiedenes Genus ist, um desto verständlicher seyn zu können.

So schließe ich denn den Auszug eines Werks, welches noch viele wichtige Handelsnachrichten, Anweisungen für Pflanzer und auch noch manches Gute aus der Naturgeschichte enthält, welches mir aber der enge Raum dieser Blätter verbietet hier zuzusetzen, ich fürchte so schon fast zu Zeiten weitläuftiger gewesen zu seyn, als ich sollte. Indeß hoffe ich, nichts, was durchaus hierher gehörte, ausgelassen zu haben.

F. A. Meyer.

IV.

Noch etwas über die Gesichtsbildung der Neger. (S. dies. Magaz. 4. Band. 3. Stück S. 1.)

Folgende Bemerkung eines neuern Reisenden scheint um so eher eine Stelle in diesem Magazin zu verdienen, da sie dazu dient, die Beobachtung eines

eines allgemein bekannten, gelehrten Naturforschers zu bestätigen.

Sie ist aus dem Auszuge genommen, der sich von Iserts Reise im deutschen Museum October 1788. findet, und daselbst „Züge zur Karakteristik einiger Völkerschaften auf der Küste von Guinea,„ überschrieben ist.

Ehe ich sie aber selbst hersetze, wird es nicht überflüßig seyn, das was dort vom Herrn Isert gesagt wird, ebenfalls hier abzuschreiben. Es lautet so:

„Folgende Nachrichten sind aus dem neuesten Werke, das über jene Küste und ihre Bewohner geschrieben ist, gezogen. Herr Paul Erdmann Isert, der sich als Oberarzt vom Jahre 1783. bis 1785. in den dortigen dänischen Besitzungen aufhielt, liefert diese Nachrichten in einem eigenen Buche, das den Titel führt: Reise nach Guinea und den karaibischen Inseln in Columbien, (Amerika) in Briefen an seine Freunds beschrieben. Kopenhagen 1788. Er hat es auf seine eigne Kosten drucken lassen; ein Umstand, der gemacht hat, daß es im Buchhandel nicht so bekannt ist und werden wird, als es wohl verdiente, weil es mit grosser Zuverläßigkeit, wenn auch nicht im besten Geschmacke, geschrieben ist.„

Die

Die hierher gehörige Stelle steht am oben angeführten Orte auf der 393. Seite und lautet so:

„Meist alle Neger sind gut gewachsen, und die Ahnen haben vorzüglich feine Züge. Es ist wahr, daß der Umriß des Gesichts, bey dem großen Hang sen der Neger, von dem Umrisse der europäischen Gesichter verschieden ist; aber mitunter findet man dennoch Gesichter, welche, die schwarze Farbe abgerechnet, selbst in Europa für schön gelten würden. Gemeiniglich aber haben sie etwas affenartiges. Die Backenknochen und Kinnladen stehen weiter hervor, und die Nasenbeine sind kleiner wie bey den Europäern. Dieser leztere Umstand hat wahrscheinlich den Grund zu der Behauptung gegeben, daß die Negermütter ihren Kindern bey der Geburt die Nase eindrückten. Aber man findet auch Nasen unter ihnen, die so erhaben und regelmäßig sind, wie die europäischen. Ihr Haar ist wolligt, kraus und schwarz, zuweilen auch roth. Wenn es beständig unter dem Kamm erhalten wird, kann es bis eine halbe Elle lang werden, aber glatt erhalten kann man es nicht.„

Diese hier angeführte Stelle kann allerdings dazu dienen, die Behauptung, daß van Dyck nicht falsch sah, zu bestätigen. Auch wird man nun wohl einsehen, daß van Dycks Neger, und

Herrn Hofrath Blumenbachs Negresse in Vverdun, nicht so sehr grosse Abweichungen von der Naturregel waren, wie mancher wohl mag geglaubt haben, und vielleicht deswegen, und weil ihm ein Schwarzer und Genie ziemlich heterogene Dinge zu seyn schienen, sie, wie er glaubte, mit eben dem Rechte, als weiland Pabst Alexander der sechste, für eine Art Thiermenschen gehalten hat. Indeß da man von diesen Irrthümern zurückgekommen ist, so muß man sich doch sehr hüten, diese der europäischen ähnliche Negerstatur für die gewöhnlich alltägliche zu halten, und sie nur als nicht sehr seltene Ausnahme von der Regel ansehen.

F. A. Meyer.

In dem hier genannten Werke hat Hr. Isert noch folgende neue Bemerkungen mitgetheilt, die dem Plan dieses Mag. entsprechen.

1) Die Beschreibung einer neuen Gattung des Dintenfisches (Sepia.) Man fing diese Gattung am afrikanischen Meer unweit Teneriffa. Herr Isert giebt davon folgende Definition:

„Sepia — — tentaculis X. carnosis lanceolatis intus serratis: binis intermediis longioribus.

Os

Os maxillis inſtructum caſtaneis oſſeis in centro tentaculorum, affixum. Corpus oblongum teres: lobi anales rhomboidei. Oculi ad latera capitis inſerti nigri. Color ſupra nigro cinereoque irroratum ſubtus argenteum.„ S. Iſerts Reiſen S. 7.

Vielleicht könnte man dieſe Art der Sepia der Farbe wegen Sepia ſparſa nennen.

2) Travat oder Tornado nennt man in den heißen Klimaten die Arten von Regen die mit Donner oder Blitz begleitet ſind. An der Küſte von Guinea regnet es nie anders. Der Himmel kann ganz unbewölkt ſeyn, bis auf eine kleine ſchwarze Wolke in Oſten. Wenn es regnen will, ſo entſteht ein heftiger Sturm, und mit dieſem wird der Himmel ſchwarz. Es donnert, kracht und blitzt; und endlich fällt ein bey uns ſogenannter Platzregen. Dies pflegt nicht über eine bis zwey Stunden zu dauren und der Himmel iſt ſodann wieder hell wie zuvor. S. Iſerts Reiſen S. 17.

Zergliederung eines Haykopfs.

3) Herr Iſert hatte auf ſeiner Reiſe nach Guinea Gelegenheit den Kopf eines Hays (ſqualus carcharias) zu zergliedern. Dies iſt ſeine Nachricht davon.

davon. Das Cerebrum theilt sich transversell in zwey Lobos. Aus der Spitze des erstern entspringt der Nervus nasalis, hierauf wird der Lobus gleichsam petiolatus, und aus dem petiolo entspringt der Nervus ophthalmicus. Alsdann nimmt das Cerebrum an Dicke zu, und man zählt zwey Ventriculos nach vorn, und zwey nach hinten, die nur durch eine geringe Scheidewand von einander geschieden sind. An beyden Seiten der Ventriculorum anteriorum befindet sich ein Lobus, der fast pellucidus ist, dessen Nutzen ich nicht begreife. Ohngefähr in der Scheidewand der Ventriculorum entsteht das dritte Paar der Nerven, welches nur sehr klein ist, und gleich darauf das vierte, welche beyde zum Munde gehen, und paria gustatoria genannt werden könnten. Mehr nach hinten in der Medulla oblongata entsteht noch das fünfte Paar, welches wie das vorhergehende stark ist, sich aber sogleich in mehrere Aeste vertheilt und hauptsächlich für den Rücken bestimmt zu seyn scheint. Die Medulla endigt sich alsdenn in der Medulla spinali. In der Gegend der Ventriculorum befinden sich noch verschiedene Erhabenheiten und Vertiefungen, die hier zu beschreiben zu weitläuftig seyn würde.„ S. Iserts Reisen S. 23.

Die Kiefern des Hays enthielten eine Menge Insekten aus dem Monokulus-Geschlechte. Eine

andre

andre Monokulusart entdeckte Herr Isert in den Kiefern der Boniten (scomber pelamis.) Beyde will er an einem andern Orte genauer beschreiben. Er verspricht auch einen „*Prodromus florae austra-*„ der an die 200 neue Gattungen enthalten soll.

4) Auch über die Yaws und den Fadenwurm (Gordius medinensis) hat Herr Isert einige Bemerkungen; das meiste davon ist schon bekannt, doch zwey Umstände vom leztern verdienen wohl ausgehoben zu werden. 1) Glaubt er, daß der Fadenwurm im brakkichten (salzigen) Wasser der guineischen Gegenden lebe und seine Atom-ähnlichen Eyer durchs Trinken dieses Wassers in den Körper kämen. 2) Kann sich der Fadenwurm sehr lange, wohl einige Monate im menschlichen Körper aufhalten, ehe man das geringste von ihm bemerkt.

V.

Ueber den wahren Ursprung des fliegenden Sommers.

Die Erklärung des Ursprungs des fliegenden Sommers, auch Marienfäden genannt, ist ein al-

tes Problem, das nach einer Menge Versuche, so viel ich weiß, noch niemand gänzlich aufgelöst hat. Einige Naturforscher hielten dieß Naturprodukt für Ausdünstungen der Pflanzen, die sich in den kühlen Herbsttagen an der Luft verdichteten, und in solche Fäden verwandelten, wie man sie etwa aus den Harzsäften ziehen kann; andere geben es für ein Gewebe der Feldspinnen aus, nach der Aehnlichkeit dieses Gespinstes mit anderm Spinnengewebe; und noch neuerlich hat Hr. D. E. Pereboom eine Art von Käfern entdeckt, die mit einer Blase auf dem Rücken versehen sind, aus welcher sich an beyden Seiten nach hinten zu zwey Fäden entwickeln, die über den Hintertheil des Rückens hinlaufen, und sich in einen doppelten Faden endigen, der bisweilen 10 und mehrere Ellen lang ist; welche Fäden das Gewebe abgeben sollen, das wir den fliegenden Sommer nennen.

Ich glaube nach vieljährigen Erfahrungen und Beobachtungen, die ich deshalb fast täglich, wenn sich diese Erscheinung in der Natur ereignete, gemacht habe, dieses Problem gänzlich auflösen zu können. Der fliegende Sommer entsteht nämlich von nichts anderm, als von einer gewissen Art Feldspinnen, die aber so klein und hurtig sind, daß sie dem Beobachter, welcher nicht ein sehr scharfes Gesicht hat, fast immer unbemerkbar werden. Ich

würde

würde diese Spinne, wenn sie noch keinen Nahmen hätte, die fliegende Sommerspinne, (Aranea obtextrix) nennen.

Hier folgt eine kurze Beschreibung derselben, nebst ihrer Geschichte, so weit ich sie kenne.

Die fliegende Sommerspinne (Aranea obtextrix) ist von der Größe eines kleinen Stecknadelkopfes. Auf ihrem länglichten Vorderkopfe liegen in einem cirkelrunden Kreise 8 graue Augen. Der Hintertheil des Körpers ist eyrund; der Körper selbst glänzend schwarzbraun; die Füße von mittlerer Länge, und gelblicht; das ganze Thier mit einzelnen Haaren besetzt.

Diese Insekten kommen im Anfange des Oktobers zuerst in Wäldern, Gärten und Wiesen, wo die Eyer ungestöhrt und unverletzt ausgebrütet werden können, zum Vorschein, und breiten sich von da über das ganze Feld aus, so daß man sie den ganzen Oktober hindurch bis in die Mitte des Novembers auf dem trocknen Boden von ganz Deutschland, ja wohl von ganz Europa antrifft, und da ihre Vermehrung so außerordentlich stark ist, zuweilen ganze Gegenden von diesen Thierchen wimmeln sieht. Die Jungen, die ihr völliges Wachsthum noch nicht erreicht haben, sind nicht größer, als die

Stecknadelspitzen, bloßen Augen fast gänzlich unbemerkbar, schwarz mit graulichen Füßen. Zu Anfang des Oktobers, wenn ihrer noch sehr wenige aus den Eyern ausgeschlüpft sind, bemerkt man im Sonnenschein nur einzelne Fäden ihres Gewebes, welche sie von Zweig zu Zweig, von Halm zu Halm ausspannen; in der Mitte dieses Monats aber wird ihr Gespinst schon bemerklicher, und in der lezten Hälfte findet man, wenn man sich so hinstellt oder hinlegt, daß man die Sonnenstrahlen sich in den zarten Fäden spiegeln sehen kann, Zäune, Wiesen, Saat, Stoppeln und gepflügte Aecker, ja ganze Fluren, wie mit einem feinen, weißen Flore dicht überzogen. Diese Art Spinnen gehört unter diejenigen, welche kein künstliches Netz stricken, sondern nur einzelne Fäden von einem Orte zum andern ziehen, und welche Linnee deshalb unter eine eigne Abtheilung gebracht hat. Die Fäden selbst aber sind wegen der Kleinheit des Thierchens, das sie spinnt, so fein, daß man einen einzelnen ohne Sonnenschein mit bloßem Auge schlechterdings nicht erkennen kann, sondern dazu wenigstens ein zusammengedrehter Faden von 6 und mehrern einfachen erforderlich ist, den man aber sehr leicht, da die Fädchen spröde sind, und sich nicht leicht verkleben, in seine einzelnen Bestandtheile wieder zerlegen kann. Die hellen und stillen Tage in den oben angegebenen Monaten sind die Zeit, wo sie ihr Geschäfte

schäfte sehr fleißig treiben, wenn besonders des Morgens Reife gefallen sind. Von 12 bis 1 Uhr aber sind die Stunden, wo man ihre große Industrie bewundern kann. Gewöhnlich findet man da, wenn man von Natur ein scharfes Gesicht, oder sein Auge durch ein gutes Vergrößerungsglas bewaffnet hat, in den Haferstoppeln, (wo die Sache am bemerklichsten wird) eine solche Menge Spinnen mit Ausspannung ihres Netzes beschäftigt, daß man es für ein Mückenspiel halten sollte. Sie verrichten nämlich ihre Arbeit so schnell, daß sie von einer Stoppel zur andern zu fliegen scheinen.

Diese zarten Fäden nun, die besonders in der lezten Hälfte des Oktobers über ganze Fluren ausgespannt sind, zwirnen sich bey dem gelindesten Luftzuge zusammen, und bilden bemerkbarere Fäden, welche sich durch eine stärkere Luft losreißen, mit mehrern vereinigen, dadurch dicke Fäden und ganze Klümpchen bilden, so durch die Luft schweben, und dann den Nahmen des fliegenden Sommers, (weil mit ihnen der Sommer gleichsam von uns wegfliegt) erhalten. Auch Spinnen dieser Art werden alsdann darinnen mit fortgerissen; daher man nicht selten einige von ihnen in solchen Fäden, die man auffängt, verwebt findet. Allein man muß sich hüten, alle Spinnen, die man hier finden wird, für Verfertiger dieses Gewebes zu halten; weil auch

Spinnen anderer Art, die zur Herbstzeit leben, sich zuweilen in diesem Gespinste verwickeln und mit fortgerissen werden. So findet man z. B. oft die schwarz und weiß gefleckte Stumpenspinne, und die sogenannte Kastanienspinne, in dasselbe verwebt, deren kleines Gehäuse mit in den fliegenden Sommer gewirrt wurde, und der Gewalt des Windes folgen mußte.

Dies Gewebe nun, das aus dicht neben einander gelegten Fäden besteht, dient diesen Insekten zu einem Netze, in welchem sie sehr kleine schwarze Fliegen, Mücken und fliegende Blattläuse fangen, denen sie den Saft zu ihrer Nahrung aussaugen. Man findet daher den fliegenden Sommer mit den ausgehöhlten Hülsen dieser Insectenarten sehr angefüllt.

Dies wäre denn nach meinen Beobachtungen der Ursprung des fliegenden Sommers. „Allein warum erscheinen diese Spinnen gerade zur Herbstzeit, warum nicht früher, warum findet man sie nicht, wie ihre übrigen Verwandten, die Haus- und Feldspinnen, den ganzen Sommer hindurch?„

Dieser Einwurf hebt sich von selbst. Alles zu seiner Zeit. Gerade darum erscheinen sie jezt, warum die Maykäfer im May erscheinen. Jezt ist die

Reihe

Reihe an ihnen, die Naturwaage im Gleichgewicht zu erhalten, so wie im May jene Käfer nöthig sind, um das Schwanken und Fallen derselben zu verhüten. Doch findet man auch, so wie im Herbste einzelne Maykäfer, also auch den ganzen Sommer hindurch einzelne Spinnen dieser Art. Wer es weiß, daß gerade zu dieser Zeit diejenigen Vögel, welchen Insekten zu ihrer Nahrung angewiesen sind, ihre Wanderungen unternehmen, daß besonders die Lerchen, die so große Liebhaber von Spinnen sind, jetzt wegziehen, den wird dies nicht befremden, sondern er wird vielmehr hierinn eine weise Einrichtung der Natur bewundern. Wer sich vollkommen hiervon überzeugen will, der schieße sich zu dieser Jahreszeit eine Lerche, und öfne sie sogleich. Diese Thierchen müssen diese Vögel, welche sich in großer Menge an manchen Orten auf ihren Zügen niederlassen, nebst den ausgefallenen Haferkörnern, für den Verlust der Sommerinsekten schadlos halten.

Ob nach diesen Erfahrungen die Weiße der Fäden, welche sich von nichts anderm, als den Reifen, die zu dieser Jahrszeit fallen, herschreibt, oder das Kleben des Gewebes zwischen den Fingern, welches man an anderm Spinnengewebe nicht bemerkt, welches aber die Feinheit der Fäden, die sich so leicht zwischen unsere Haut ansetzen, verursacht,

sächt, noch Einwürfe gegen diese Erklärungsart seyn können, sollte ich kaum glauben. Nur alsdann könnten sie etwas gelten, wenn man dieses Gespinnst den gewöhnlichen Feldspinnen zuschreiben wollte.

Eben so wenig entstehet auch nach Hrn. Peroboams Behauptung der fliegende Sommer von seinem Käfer, welcher uns nur in dem Betracht noch bewundernswürdig bleiben kann, weil er sich als ein Käfer, wie unsere Hausspinnen ein Netz stricket, um entweder drinnen zu wohnen, oder wie diese seinen Raub damit zu fangen.

J. M. Bechstein.

VI.

Von den Kuckucken in Deutschland.

1) Der (gemeine) aschgraue Kuckuck.

Cuculus canorus Lin.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Vogels, der wegen seiner eigenen Fortpflanzungsart so vielmal ein Gegenstand der Untersuchungen der Naturforscher gewesen, ist doch noch nicht so vollständig und

von

von allen Fabeln gereinigt, geliefert worden, daß man sie als vollendet ansehen könnte. Ich will hier einige bemerkungswerthe Beobachtungen und Berichtigungen angeben.

Die bestimmte Farbe des Männchens ist am Oberleibe dunkelaschgrau, auf den Flügeln ins Kupferfarbene spielend. Die Schwanzfedern haben am Ende weiße Spitzen und auf jedem Schafte derselben einzelne weiße kleine Punkte. Der Unterleib ist vom Schnabel bis zur Hälfte der Brust hellaschgrau, von da wird die Grundfarbe schön weiß, mit schwarzgrauen Wellen, die sich unter dem Schwanze in längliche Flecken verlieren. Das Weibchen ist oben dunkelgrau mit schmuzigbraunen verwaschenen Flecken; am Halse aschfarben und gelblicht gemischt, mit schwarzbraunen Wellen.

Außerdem leiden diese Hauptfarben bey beyden Geschlechtern nicht mehrere und nicht wenigere Veränderungen nach dem Mausern, als bey andern Vögeln, und die Farbe, die bey Hervorkeimung der neuen Federn schwach und unreiner ist, wird nach und nach wieder hell und reiner. *)

Die

*) So ist es bey den Sperlingen, Finken, Stieglitzen, Bachstelzen, u. a. m., wobey doch niemand von Verwandelung der Farben spricht.

Die Größe ist 1′ 2″ (pariser Maas,) wovon der Schwanz 7″, der Schnabel 9‴ hält. Die Breite der ausgespannten Flügel ist 2′.

Der Kuckuck gehört unter die Zugvögel, und meldet sich zu Ende des Aprils in unsern Gegenden (Thüringen) durch sein einförmiges Geschrey: Kuckuck, an, das zwischen durch mit heisern krächzenden aneinanderhängenden Tönen begleitet wird, die man aber nur in der Nähe hören kann. Dies Geschrey läßt er so lange hören, als die Zeit seiner Fortpflanzung währet. Daß er den Winter hindurch, wie die kaltblütigen Haselmäuse in eine Art von Schlafsucht verfalle, sich in hohle Bäume, besonders im Winter verberge, und hier zuweilen sogar ungefiedert angetroffen werde, gehört unter die Fabeln, womit seine Geschichte so sehr verunstaltet ist. Noch bis jetzt ist es von keinem heißblütigen Vogel bewiesen, daß er den Winter hindurch der Erstarrung unterworfen sey, noch viel weniger vom Kuckuck. Dieser entfernt sich allezeit im September, und ist also einer von den ersten Vögeln, die unsere Gegenden wiederum verlassen, und sie mit wärmern vertauschen.

Der Stand, den Männchen und Weibchen während ihres Aufenthalts bey uns einnehmen, hat ohngefähr 1 Stunde im Umfange. In diesem Bezirke leiden sie keinen Vogel ihres Gleichen, und durch

durchstreifen denselben täglich gesellschaftlich. Sie lieben vorzüglich waldigte Gegenden, wo in der Nähe Wiesen liegen, und in diesen ziehen sie, wo es seyn kann, wiederum die Nadelwälder dem Buschgehölze vor. *)

Sie machen ihre Wanderungen in Gesellschaft, und man trift daher im Frühjahr auf den Waldwiesen sehr viele Kuckucke an, die sich auf einzelne Sträucher und Pflöcke setzen, den Regenwürmern, die aus der Erde hervorkriechen und andern Insecten aufpassen, und sie fangen.

Die Ursache, warum sie später als andre Zugvögel wieder in unsern Gegenden eintreffen, ist nicht sowohl um der Kälte auszuweichen, als vielmehr abzuwarten, bis sie bey uns ihre eigentliche für sie bestimmte Nahrung finden können. Diese besteht vorzüglich bis zum August in der purpurrothen Tannenraupe, welche sich in diesen Monaten an den Stämmen der Bäume aufhält. Um diese wegfangen zu können, hat ihnen die Natur 2 Hinterzehen (Kletterfüße) gegeben, mit welchen sie, wie die Spechte, wenn sie dieselben an dem Stamme wegnehmen wollen, ihren Körper unterstützen können;

*) Sie leben also nicht bloß in Gebüschen und Wäldern.

können. Diese Raupen färben ihnen den Magen ganz roth, und man findet bey der Oefnung immer die rothen Bälge mit dem schwarzen Kopfe in demselben. So bald sich jene zu verpuppen anfangen, und in einen kleinen Nachtschmetterling verwandeln, ziehen sich diese nach den Teichen und sumpfigten Gegenden, und fangen in der Abend- und Morgendämmerung, sonderlich an den Orten, wo Schilf wächst, Mücken, Schnaken und Hafte.

In dieser Angabe der Nahrungsmittel, die ihnen die Natur bey ihrer großen Gefräßigkeit doch so sparsam und in so kleinen Portionen reicht, läßt sich vielleicht der wahrscheinlichste Grund finden, warum sie ihre Jungen der Pflege anderer überlassen müssen; denn die besondere Lage des Magens unter den Gedärmen, die sie zum Ausbrüten der Eyer untüchtig machen soll, haben sie mit mehrern, hierzu tüchtigen Vögeln gemein.

Daß das Kuckucksweibchen seine Jungen, wie Barrington aus Irrthum von dem englischen behauptet, nicht selbst ausbrüte, ist lange außer allem Zweifel. Männchen und Weibchen sind zur Begattungszeit außerordentlich hitzig, und verrichten die Paarung gewöhnlich auf dem Gipfel der höchsten Bäume, unter einem steten heisern krächzenden Geschrey, das ihrem einfachen Kuckucksruf sonst zur Fundamentalstimme dient. Sie streifen hier-

hierauf in ihrem Revière von einem Orte zum andern, und ſuchen die Neſter verſchiedener Motacillen, als der Rothkehlchen (M. rubecula), Weidenzeiſige (M. trochilus), Zaunkönige (M. troglodytes), Nachtſänger oder der braunen Grasmücken (M. curruca), der weißen Grasmücken, der ſchwarzköpfigen Graßmücken (M. atricapilla), der Baſtardnachtigallen (M. hippolais), der weißen (M. alba) und gelben Bachſtelzen (M. flava) zu entdecken. Die befruchtete Mutter beobachtet bey ihren Streifereyen die Baumeiſter dieſer Neſter täglich, um zu wiſſen, wenn der Bau vollendet, und das letzte Ey gelegt iſt, damit ſie zu gehöriger Zeit das ihrige unterbringen kann. Hier trift nun das Loos Pflegemutter zu werden denjenigen von den übrigen Vögeln, die grade damals, wenn das Kuckucksey in Mutterliebe zu gehöriger Reife gelangt iſt, ſein eignes letztes Ey gelegt hat. Zu Anfang des Junius bringt ſie das erſte Ey, welches rundlich, ſchmutzig weiß, und an der obern Hälfte braun und braungrau gefleckt iſt, und ſchiebt es mit ihrem Schnabel vorzüglich gern in ein Rothkehlchen- oder Zaunkönigsneſt. In die Neſter der übrigen Motacillen, die nicht auf die Erde bauen, und über deren Neſt ſie ſich wegen deſſen Bau, oder ihrer eignen Größe nicht ſetzen kann, trägt ſie ihr Ey, das ſie auf die Erde gelegt hat, in dem Schnabel. Bis zur Mitte des Julius legt ſie faſt alle 8 Tage ein Ey in ein

anderes Nest, und auch hierin, daß sich die Eyer nicht geschwind genug in ihr zur gehörigen Vollkommenheit entwickeln, um sie zusammen ausbrüten zu können, liegt vielleicht eine Ursache, warum sie dies Geschäfte andern Vögeln auflegen muß. Zu bewundern ist es, mit welchem großen Vergnügen diese Vögel die Kuckucksmutter sich ihrem Neste nähern sehen. Anstatt daß sie sonst ihre Eyer verlassen, wenn ein Mensch, oder sonst ein lebendiges Geschöpf ihrem Neste zu nahe kommt, oder vor Betrübniß wie ohnmächtig und tod zur Erde niederfallen, so sind sie hier im Gegentheile ganz außer sich vor Freuden. Das kleine Zaunkönigsmütterchen z. B., das über seinen Eyern brütet, fliegt sogleich, wenn der Kuckuck beym Neste ankömmt, von demselben herab, und macht ihm Platz, daß er sein Ey desto bequemer einschieben könne. Es hüpft und spielt unterdessen um ihn herum, und macht durch sein frohes Locken, daß das Männchen auch herbeykömmt, und Theil an der Ehre und Freude nimmt, die ihnen dieser große Vogel macht. Der Kuckuck wirft alsdenn die Eyer, die dem seinigen im Wege liegen, entweder selbst aus dem Neste, oder die Pflegmutter thut es, um das fremde Ey desto besser bedecken zu können. Größere Vögel brüten zuweilen 1, oder 2 von ihren eignen zugleich mit dem Kuckucksey aus; allein die Jungen sterben doch in den ersten 6 Tagen, weil ihnen

der

der große gefräßige Stiefbruder alle Nahrung wegnimmt. Wie abgemattet wird nicht ein so kleines Vögelchen, wie der Zaunkönig ist, durch das beschwerliche und längere brüten, und vorzüglich durch die Ernährung des großen Vogels mit den kleinsten Insekten, z. B. Schnacken, Mücken und Räupchen? Doch hält es geduldig aus, und scheint im Gegentheil immer vergnügter zu werden, je größer unter seiner Pflege das Thier wird, daß es selbst ganz so hervorgebracht zu haben glaubt. Die rechte Mutter bekümmert sich unterdessen gar nicht um ihre Nachkommenschaft, sondern begnügt sich blos damit, ihr Ey gelegt zu haben. So wie der junge Kuckuck, der oben bräunlich grau, an der Brust weißgrau, am Bauche weiß mit schwärzlichen Wellen gezeichnet ist, größer wird, dehnt er sein Nest weiter aus, und erweitert spielend die enge Oefnung desselben, um beym Ausfliegen desto bequemer durchbrechen zu können. Wenn er ausgeflogen ist, setzt er sich auf einen nahen Baum, dehnt sich einigemal aus, zieht die Federn durch den Schnabel und läßt seine rauhe schnarrende Stimme zum erstenmal hören. Sobald das fürchterliche Krätsch, Krätsch! nur einigemal in der Gegend erschollen ist, so kommen alle kleine Vögel in der Gegend zusammen geflogen, das Rothkehlchen, die Grasmücke, der Weidenzeisig, die Bastardnachtigall, die Baumnachtigall, schwärmen

um ihn herum, begrüßen ihn, besehen ihn von allen Seiten, freuen sich über ihn, und tragen ihm alsdenn aus allen Kräften Nahrung zu. Er kann nicht genug den Schnabel öffnen, so häufig wird ihm Futter gebracht. Es ist ein großes Vergnügen zu sehen, wie jeder Vogel vor dem andern den Vorzug haben will, gegen diesen Unbekannten gefällig zu seyn. Und so wie er nun von einem Baume zum andern fortzieht, um sich im Fliegen zu üben; so ziehen ihm auch diese Vögel nach, und ernähren ihn so lange, bis er ihrer Unterstützung entbehren kann.

Das ist nun eine sehr weise Einrichtung der Natur; denn da sich die eigentlichen Eltern gar nicht um ihr Junges bekümmern können, so würden ohne diese besondere Hülfe nicht nur die kleinen Pflegeeltern, die jetzt für einen so großen Vogel nicht genug Futter herbey schaffen können, sondern auch der junge Kuckuck selbst umkommen müssen.

Man könnte also das Geschrey der kleinen Vögel, das sie hören lassen, wenn sie einen Kuckuck gewahr werden, nach dem, was ich alles von dem guten Vernehmen, das zwischen eigentlichen Eltern, Pflegeeltern und den Vögeln, die ihm zur Erhaltung seiner Nachkommenschaft so unentbehrlich sind, obwaltet, gesagt habe, vielmehr als ein Freuden-

geſchrey betrachten, das dieſe Vögel von ſich geben. Vielleicht wollen ſie ihn gar herbeylocken, um ihnen auch ein Junges zur Erziehung anzuvertrauen. Wer die Sprache der Vögel verſteht, wird vielleicht dieſe Bemerkung gegründeter und richtiger finden, als wenn man dieſe Töne für ein Angſtgeſchrey ausgeben wollte, die die Täuſchung hervorbrächte, weil ſie den Kuckuck wegen ſeiner Sperberſchwingen und ſeines Sperberfluges beym erſten Anblick für einen wirklichen Sperber hielten, der dieſen kleinen Vögeln ſo fürchterlich iſt. Denn daß niemand den Kuckuck, der ihn nur einmal geſehen hat, für einen Raubvogel halten wird, glaube ich nicht erinnern zu dürfen. Man traut ihm kaum zu, daß ſeine Waffen, die er als Raubvogel brauchen müßte, geſchickt genug wären, mit einem Hirſchkäfer fertig zu werden.

2. Der braune Kuckuck. Cuculus fuſcus.

Dieſer Kuckuck, der in Thüringen nicht gar ſelten iſt, indem ich ihn faſt alle Frühjahre bey ſeinem Durchzuge zu Ende des Aprils angetroffen habe, unterſcheidet ſich von dem vorhergehenden gar ſehr durch ſeine Größe, da er merklich kleiner iſt, durch ſeinen dicken viereckigen Kopf, ſchlankern Leib, kürzere Beine, die faſt ganz mit Federn bedeckt

sind, durch seinen kürzern und an der Wurzel stärkern Schnabel, und besonders durch seine auffallend verschiedene Farbe.

Seine Länge beträgt 11″ 3‴; davon mißt der Schwanz 5½″, und der Schnabel 8‴. Die Breite der Flügel ist 1′ 10″. Der Schnabel ist schwarz, an der Wurzel und am Unterkiefer ins Blaugrüne fallend; Schnabelecken, Augenring, Augenstern und Füße sind citrongelb; der Rachen pfirschenroth, und die Zehen grau. Kopf, Hals und Rücken sind schön braunroth mit schwarzen auf jedem Theil gleich weit entfernten Querbinden gezeichnet. Die Deckfedern der Flügel haben gleiche Zeichnung, und die untern noch weiße Kanten. Die Schwungfedern sind schwarzgrau mit braunen Streifen auf der äußern Fahne, welche sich auf der innern in Weiß verwandeln; doch laufen auf den hintern Schwungfedern die großen braunen Streifen durch. Die obern Deckfedern des Schwanzes und der keilförmige Schwanz selbst sind hoch rothbraun; erstere mit einzeln schwarzen Punkten, und letzterer mit breiten schwarzen Bändern, die auf dem Schafte weiße Flecken lassen, wodurch der Schwanz eine gar schöne Zeichnung erhält. Die Spitzen der Ruderfedern sind weiß. Durch diese reguläre Mischung der braunen und schwarzen Farbe, bekommt der ganze Oberleib, wenn Flügel und Schwanz zusammen-

sammengelegt sind, ein gar schönes Ansehen, und besteht aus lauter braunrothen und schwarzen Bändern, die am Kopfe schmäler sind, und dann nach Verhältniß der Zu- und Abnahme bald breiter bald wieder schmäler werden. Die Kehle und der Hals sind gelblicht und von hier verläuft sich diese zusammengesezte Farbe in die einfache schneeweiße bis zu den untern Deckfedern des Schwanzes, die langen Schenkelfedern (Hosen) mit eingeschlossen. Der ganze Unterleib ist mit schmalen schwarzgrauen Wellen gezeichnet, die sich am Hinterleibe mehr vereinzeln. Die innern Achselfedern sind braun mit schwarzen Punkten, und die untern Deckfedern der Flügel weiß mit schwärzlichen Kanten.

Das Weibchen ist etwas kleiner, hat alle diese Farben, nur minder hell und regelmäßig ausgezeichnet. Es ist auf dem braunen Rücken schwärzlich und weiß gesprengt, und hat eine schwärzlich und weißgelb gewellte unreine Brust.

Aus dieser Beschreibung und Angabe der Farben erhellet, daß beyde Arten Kuckucke in ihrem äußern Körperbaue fast gänzlich übereinkommen, und in Rücksicht ihrer Farbe ohngefähr so unterschieden sind, wie die weiße und gelbe Bachstelze.

Dieser leztere Kuckuck kommt im Frühjahr zu Ende des Aprils und Anfang des Mays in unsere

Gegend, und scheint fast immer nur durchzuziehen. Nur ein einziges mal habe ich ein Pärchen sich auf einem hohen Fichtenbaume begatten sehen. Sie müssen sich also nicht in unserer Gegend, aber wohl tief im Walde, vermuthlich auf eben die Art, wie der gemeine Kuckuck, fortpflanzen, welches auch die Köhler, welche auf solche Dinge aufmerksam sind, behaupten.

J. M. Bechstein.

VII.

Eine Beobachtung über den breitblättrigen Wassermerk (Sium latifolium L.) vom Hrn. D. Dorthes.

Diese Pflanze wächst häufig und von der Höhe eines Menschen in stillen, aber erneuerten Gewässern. Hr. D. will hier das nicht wiederholen, was man in den schwedischen Abhandlungen vom Jahr 1740. über die giftigen Eigenschaften dieser Pflanze auf Menschen und Vieh, die sie zu Ende des Sommers, nicht aber im Frühjahr äußern soll, gesagt hat, sondern er schränkt sich blos auf einen ihrer botanischen Charaktere ein, der so sonderbar

ist,

ist, daß man sich wundern muß, wie ihn die Botaniker bisher haben übersehen können, da zumal diese Pflanze wegen ihrer ansehnlichen Größe mehr als viele andere ins Auge fällt.

Der Charakter ihrer Blätter ist der, daß sie blos gefiedert sind und eyförmige Blättchen haben. Dieser Charakter ist denjenigen Blättern wirklich eigen, die sich an dieser Pflanze in der Luft befinden; allein die Wurzelblätter, die unter dem Wasser wachsen, haben einen ganz verschiedenen, diese sind unendlich zusammengesezt, so daß ihre Abtheilungen ganz haarförmig sind; überdem verlängern sie sich viel weiter als die Stengelblätter, die in der Luft wachsen. Sie kommen im Frühling zum Vorschein, und nehmen sich am besten an solchen Pflanzen aus, die schon ein Alter von mehrern Jahren erreicht haben. So wie sie ihre Stengel aus dem Wasser hervortreiben, sterben die Wurzelblätter ab, und die blos gefiederten Stengelblätter erscheinen statt ihrer.

Wenn man diese Pflanze in einen feuchten, aber dem Ueberschwemmen nicht ausgesetzten Boden säet, so zeigen sich die Wurzelblätter gerade so, wie die Stengelblätter, nämlich blos gefiedert; eben dasselbe geschieht, wenn man eine bereits gezogne Pflanze in die freye Luft setzt, ehe ihre Blätter angefangen haben sich zu entwickeln.

Man kennt noch einige andere Pflanzen, die eben so wie dieser Wassermerk unter dem Wasser anders wachsen, als über demselben; so z. B. der Wasserhahnenfuß (Ranunc. aquat.) dessen Blätter unter dem Wasser haarförmig, die über demselben hingegen fast schildförmig sind; das Sisymbrium amphibium, und das Sison inundatum.

Ueber diese Verschiedenheit äußert Hr. D. folgende Gedanken: Man erkennt, sagt er, bey einer Pflanze zwey einander entgegengesetzte Kräfte; die eine treibt die Wurzel in die Erde und die andere den Stengel in die Luft. Fehlt dem Stengel das Licht, so benimmt er sich eben so, als wenn er in der Erde steckt, er treibt immer aufwärts um Sonne und Luft zu genießen, allein so viel er an Länge gewinnt, so viel verliert er wieder an der Dicke und Stärke; dies ist es, was man das Ueberwachsen nennt, und der Zustand der Pflanzen unter dem Wasser ist eine Modifikation davon. Man sieht überhaupt, daß die Wasserpflanzen dünnschäftige, sehr in die Länge gedehnte Stengel haben, die sich über dem Wasser nicht würden erhalten können; ihre Blätter sind äußerst zart und von einander getrennt; allein so wie sie die Oberfläche des Wassers erreicht haben, nehmen sie eine mehrere Festigkeit an, werden breiter und färben sich dunkler. Man kann zwar nicht sagen, daß sie im Wasser des Lichts beraubt

beraubt wären, allein sie genießen es doch dort nicht so unmittelbar in der Luft. Ueberdem ist ihnen auch das Athmen der atmosphärischen Luft nöthig, und das unablässige Bestreben, zum Genuß dieser Elemente zu gelangen, ist Ursach, daß sie sich in allen ihren Theilen so ausnehmend strecken und im Wasser kaum etwas mehr als ihre Rippen und Ramifikationen, als die zum Leben unentbehrlichsten Theile, übrig behalten. Journ. de l' hist. nat. und Espr. d. Journ. Nov. 88.

VIII.

Ueber den Ursprung des Basalts ꝛc.

Der Herr Akademieinspektor Werner zu Freyberg hat im Sommer des 1788sten Jahres an dem Scheibenberger Hügel, einem bekannten Basaltberge, die interessante Beobachtung gemacht, daß daselbst, zuerst unten eine mächtige Quarzsandschicht, dann darüber einige Thonschichten, endlich eine Wakenschicht und über derselben der Basalt aufsag. Die ersten drey Schichten zogen sich fast horizontal unter dem Basalt hin, und machten also sein Unterlager aus; der Sand wurde nach oben zu feiner

und

und endlich thonigt, so daß er förmlich in Thon, so wie der Thon oben in Wake, und die Wake zuletzt sich in Basalt verlief; kurz, es fand hier der vollkommenste Uebergang aus dem reinen Sande in thonigten Sand, aus diesem in sandigten Thon und aus diesem durch mehrere Gradationen in fetten Thon, Wake und endlich Basalt, statt. Es drangen sich ihm hiebey schnell und unwiderstehlich die Ideen auf, daß dieser Basalt, Wake, Thon und Sand alle von einer Formation seyn; alle durch nassen Niederschlag, aus einer und derselben ehemaligen Wasserbedeckung dieser Gegend ihren Ursprung haben müßten; daß das Gewässer, von welchem diese Gegend ehemals bedeckt worden, zuerst Sand hingeschwemmt, dann auf diesen den Thon abgesetzt, hierauf seinen Niederschlag nach und nach in Wake, und endlich in wahren Basalt umgeändert habe. Von dieser Beobachtung bemerkt Hr. W. nur noch ganz kurz dieses; der Basalt ist an diesem Abschnitte ziemlich in senkrechte und getrennte Säulen gespalten; die Absonderungsklüfte der Basaltsäulen gehen bis auf die Wake herunter, und zum Theil noch durch diese hindurch; die Wake hat hier im Großen eine ziemlich schiefrige Lage; den Grund oder die Sohle des Sandlagers kann man nicht sehen, sie ist durch die Halde verstürzt, aber der Sand wird nach unten zu gröber, und ändert sich in förmlichen Grus oder groben Kieselsand ab;

der

der Gneis, woraus das ganze Gebirge dort herum besteht, zeigt sich gleich unter der Sandhalde. Das Resultat dieser Beobachtungen, von welchen Hr. W. nächstens mehr zu sagen verspricht, ist: daß aller Basalt nassen Ursprungs, und von einer und zwar sehr neuen Formation sey; aller Basalt hat sie ehedem ein einziges, ungeheuer weit verbreitetes, verschiedene uranfängliche und Flözgebirge bedeckendes mächtiges Lager ausgemacht, das von der Zeit größtentheils wieder zerstört worden, und wovon alle Basaltkuppen Ueberbleibsel seyen. Int. Bl. der A. L. Z. no. 57. 1788.

Gegen diese Entdeckung hat Hr. Bergsekretär Voigt in no. 60. des Intell. Bl. verschiedenes eingewandt; das aber auch wieder vom Hrn. W. in no. 23. vom J. 1789. beantwortet ist. In no. 24. hat sich auch Hr. G. Karsten für die Erzeugung des Basaltes auf nassem Wege, erklärt.

IX.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. D. Hacquet an den Herausgeber, die zufälligen Gedanken deſſelben über die Veränderungen unſerer Erdfläche betreffend. M. ſ. dieſ. Magaz. 3ten Bandes 4tes Stück, S. 1. ꝛc.

Lemberg, den 20. Nov. 1788.

„Was Sie von der Revolution der Erde geſagt haben, iſt mehr als zu gewiß; vor 10 Jahren äuſſerte ich auch ſo Etwas in der Oryctographia Carniolica, beſonders S. 115. ꝛc. Meine Aeußerungen waren ſo wie die Ihrigen auf Thatſachen gegründet, und ich hatte, um ſie zu ſammlen, beynahe ganz Europa durchwandert. Eben dies habe ich nun auch auf meiner letzten Reiſe durch Rothreuſſen, Podolien, die Moldau und Pokutien abermals beſtätigt gefunden, wie Sie aus einem Schreiben an meinen Freund Hrn. Erell, in ſeinen Annalen werden erſehen können. Alle dieſe erwähnten Länder ſind gegen Mittag von Ungarn durch die Kette der Karpathen getheilt. Das ganze Terrain beſteht aus einer hüglichen Ebne, welche vorzeiten ein Meeresboden war; denn allenthalben ſieht

man

man nichts als Versteinerungen in einen Sedimentstein eingehüllt. Auch große Elephantenknochen und Zähne sind hier nichts seltenes. Blöcke von Granit und andere feste Steine sieht man oft im Sande liegen, ob sich gleich weit und breit kein Gebirge findet. Kommt man an den Fuß der Karpathen, so fangen die Vorgebirge mit bloßem Thon- und Mergelschiefer an; diese bilden Flöze, in welchen die Stöcke und Gänge der Salzquellen liegen, wie man Beyspiele von letztern in Bochnia hat. Dieser Strich von Salzquellen, auf welchem in Gallizien allein über 70 Siedereyen angelegt sind, streicht in einer Linie durch das ganze Königreich, welche nicht 2 Meilen breit ist, nur Bochnia und Wieliczka muß man ausnehmen, die wie abgerissen sind, so daß hier ein Zwischenraum von 20 Meilen der Länge nach bleibt, wo weder Salzquelle noch Stock vorkommt. Indessen von Kimpina Okna in der Walachey bis Wieliczka, einer Strecke von beynahe 109 Meilen findet man in gerader Linie von der Breite einiger Meilen mehr als tausend Salzquellen, welche siedwürdig sind; man darf nur Hrn. Fichtels Salzkarte ansehen, so wird man sich hiervon überzeugt finden. Diese Salzlagen laufen mit dem Gehänge der Karpathen fort. Nun ist oft die Frage aufgeworfen worden: Warum findet man das Salz meist von gleicher Höhe, nur an den Karpathen und nicht weiter im Lande, da doch das Meer bey seiner

ner Austrocknung allenthalben gleichviel von seinem Salz hat liegen lassen müssen ꝛc.? Hierauf habe ich folgende Muthmaßung geäußert: das Salz, das sich an den Karpathen findet, ist gleich mit den herbeygeführten Lavinen der hohen Berge bedeckt, und deshalb von dem täglichen Regenwasser nicht weggeführt worden, wie jenes in der Ebne ꝛc. Die Karpathen sind übrigens kaum an ein paar Orten 1000 Lachter hoch; bestehen meistens aus Felsschiefer, ursprünglichem Kalkstein und Granit, so wie alle hohe Gebirge in der ganzen Welt; Schöpf hat uns nun auch Nachricht von Amerika gegeben, so wie Höpfner von der Schweiz, und la Peyrouse von den Pyrenäen, daß es daselbst Gebirge von bloßem ursprünglichen Kalkstein gebe. Meine Gegner werden sich also nun durch diese Thatsachen eines bessern belehren lassen, und zugleich in Rücksicht der gegen mich genommenen Parthey, nicht wenig schämen müssen ꝛc.„

Maschi-

Maſchinen.

I.

Beſchreibung des von dem Herrn de Lyle de Saint-Martin erfundenen ſehr einfachen und gemeinnützigen Ventilators. (Journ. de phyſ. Sept. 88.)

Erklärung der Kupfertafel T. I.

V T die vertikale Röhre, durch welche die Luft ausfährt.

A B C D die Mündung dieſer Röhre.

A B L P der untere Hut.

N M Q der obere Hut.

R der Kaſten, in dem ſich die untere Oeffnung der vertikalen Röhre V T befindet.

S S S S ſind Oeffnungen an dem Kaſten, die durch Schieber nach Gefallen bald mehr bald weniger geöffnet oder verſchloſſen werden können.

a iſt ein bloßer Anſatz, der nicht zur Maſchine gehört, und blos dazu dient, mit der eben beſchriebenen Maſchine einen Verſuch anzuſtellen. Dieſes geſchieht, wenn man mit dem Innern des Kaſtens durch eine der Oeffnungen S, wie hier bey g, die vertikale oben in einen Haken gekrümmte Röhre verbindet, und dann, ſo wie hier bey c, einen ſtarken Luftzug zwiſchen den beyden Hölen bewirkt. Die Folge davon wird ſeyn, daß, wenn alle Oeffnungen S verſchloſſen ſind, eine vor die Röhre a bey b gehaltene Lichtflamme, in dieſe Röhre hineingetrieben werden wird. Ein deutlicher Beweis des Einſtrömens der Luft.

Von der Größe und Form der Hüte, als der weſentlichſten Theile der Maſchine.

Die Größe der Maſchine richtet ſich ganz allein nach dem Durchmeſſer der Oeffnung A C B D der durchaus gleich weiten Röhre V T, durch welche die Luft ausgetrieben wird. Iſt dieſe einmal beſtimmt und feſtgeſetzt, ſo verhält ſich die Größe, die Form und die Lage der Theile gegen einander, wie folgt.

Aus dem Punkt B wird ein Zirkel blind gezogen, deſſen Radius = ½ A B; ſo daß er die Seite

te E der vertikalen Röhre V T in F schneidet. Aus F wird ein zweyter Zirkel H I blind gezogen, dessen Radius = A B. Beyde Zirkel nun werden sich in L schneiden. Von dem Punkte L wird nach B eine gerade Linie gezogen. Die Länge dieser Linie und der Winkel L B T bestimmen die Höhe, Weite und Form des untern Huts.

Von einer Seite der Oeffnung A B C D, zum Beyspiel von der Seite B wird auf dem verlängerten Durchmesser A B ein Punkt M angenommen, dessen Entfernung von B = $1\frac{1}{2}$ A B. Auf B wird eine Perpendikularlinie B N = A B errichtet. Aus dem Punkte N wird eine mit A B gleich große und genau parallel gehende Linie gezogen, hernach N mit M durch eine Linie vereinigt, wodurch nun auch die Höhe, Weite und Form des obern Huts bestimmt wird. Dieser obere Hut wird nun durch vier Streben, wie hier M O, deren scharfe Seiten gegen den Wind stehen, an den untern befestigt.

Durch den obern Hut wird bewirkt, daß der Regen nicht in die Röhre V T eindringen kann, und daß die ungleichen Bewegungen der Luft abgehalten werden, die Wirkung der Maschine zu stören.

Der untere Hut befördert den Zug der Luft und giebt ihm eine solche Richtung, daß der Staub nicht nach dem Innern der Röhre gehen kann.

Aus dieser Beschreibung läßt sich leicht wahrnehmen, daß die Maschine blos durch den von dem Zuge der Luft gehinderten Druck der Atmosphäre wirke, daß die Luft in dem Zimmer, wo sich der Kasten R befindet, durch die Oeffnungen S S in den Kasten trete, und dann durch die Röhre V T, auf die der Druck der Atmosphäre aus dem eben angeführten Grunde weniger Einfluß hat, ausgetrieben werde.

Diese Maschine, die mit der größten Bequemlichkeit aller Orten, wo man ungesunde Luft wegschaffen, und reinere an deren Stelle bringen will, angebracht werden kann, und die bey rauchenden Caminen eine nützliche Anwendung finden wird, hat die besondern Vorzüge, daß sie äußerst einfach ist, wenig kostet, und für sich allein ohne Beyhülfe einer andern Kraft wirket.

Die Erfindung, den Druck der Atmosphäre durch einen Luftzug in etwas zu schwächen, ist nicht neu, wie der Erfinder der beschriebenen Maschine zu glauben scheint. Lange kennt man den Apparat, das Queckſilber in dem Barometer dadurch sinken zu machen, daß man das Gefäß mit Queckſilber, worinn die gefüllte Röhre steht, in einem Gefäß verschließt, und durch dieses einen starken Luftstoß leitet.

II.

Beschreibung der von Herrn Deudon verbesserten Harmonika. (Journ. de phys. Sept. 88.)

Wenn man dieses vortrefliche Instrument zu untersuchen Gelegenheit hat; so wird man sogleich gewahr werden, daß es, die Ungeschicklichkeit des Spielers abgerechnet, Mängeln unterworfen ist, denen äußerst schwer abgeholfen werden kann.

Hierher gehöret:

a) Die Ansprache mit nassen Fingern erfolgt selten in dem Augenblicke der Berührung, und oft erfolgt gar kein Ton. Ein etwas zu schneller Umlauf der Walze, die geringste Fettigkeit an den Fingern, oder an den Rändern der Glocken, hemmt die Ansprache. Ein gleiches erfolgt, wenn mit den Fingern zu schnell über die Glocken hingefahren wird.

b) Die Töne von der Berührung mit der nassen Hand, haben öfters bald etwas schreyendes, bald etwas kratzendes, das dem Ohr sehr empfindlich ist, und das der geschickteste Spieler nicht allemal verhindern kann.

c) Die tiefen Glocken, mit naſſen Fingern berührt, werden öfters vielstimmig, ſo daß ſie in ein Schwirren gerathen, und den rechten Ton nicht rein angeben.

d) Wenn auch die naſſe Hand die beyden tiefen Octaven leicht und rein zur Anſprache bringt, ſo fällt dieſer Vorzug bey den höhern Tönen ſehr oft ganz weg, und nicht ſelten wird ſtatt des Tons ein unangenehmes Pfeifen entſtehen.

e) Das Waſſer, womit theils die Finger, theils die Glocken befeuchtet werden müſſen, dunſtet ſehr ſchnell ab, und muß daher die Befeuchtung während des Spiels wiederholet werden.

f) Endlich verurſacht das Zittern der Glocken nervenſchwachen Perſonen eine unangenehme Empfindung, die ſogar üble Folgen haben kann.

Dieſen Mängeln hat Hr. Deudon auf folgende Art abzuhelfen geſucht.

1) Hat er den Glocken eine etwas andere Form gegeben, wodurch die Anſprache mehr erleichtert wird.

2) Hat er den Mechanismus bequemer gemacht, ſo daß das Umlaufen der Glocken nach Gefallen, bald ſchneller bald langſamer geſchehen kann.

3) Hat

3) Hat er eine Materie gefunden, die die Ansprache sehr befördert. Er legt über die Glocken einen Streifen Tuch, den er mit Wasser und sehr wenig Weingeist befeuchtet, und so an die Vorderseite des Instruments befestigt, daß er nicht fortgleiten kann. Auf diesen Streifen Tuch werden die Finger gelegt, die Ansprache erfolgt durch alle Octaven, das unangenehme Kratzen, das Schnarren, das Pfeifen, verschwindet beynahe ganz, man kann bebende Töne hervorbringen, auch sogar von einem Tone zu dem andern schleifend übergehen, und das Zittern der Glocken hat keine nachtheilige Folge mehr für den Spieler. Die Töne, die auf diese Art hervorgebracht werden, sind freylich nicht so zart, so durchdringend und so bezaubernd, als mit der nassen Hand, dahingegen sind sie dicker, reiner und sanfter, so daß zween Spieler, deren einer der nassen Finger sich bedient, der andere aber den Tuchstreifen gebraucht, die überraschendste Abwechselung hervorbringen können.

Herr Deudon hat seiner Harmonika die Einrichtung gegeben, daß man nach beyden Arten darauf spielen kann, so wohl mit nassen Fingern, als mit dem Tuchstreifen.

So viel man dem Herrn Deudon für die beschriebene Einrichtung Dank haben muß, so ist den-

noch für die Besitzer solcher Instrumente, die nicht mit der erforderlichen Auswahl der Glocken versehen sind, noch sehr wenig gewonnen. Herr Deus hat gesteht selbst ein, daß auch auf die Glocken sehr viel ankomme, wenn sie unter dem nassen Tuche leicht ansprechen sollen. Eben dieses ist der Fall bey den nassen Fingern. Wir haben Gelegenheit gehabt, mehrere dergleichen Instrumente unter unsern Augen verfertigen zu sehen, auch dabey selbst Hand anzulegen, wo es uns blos auf die Stärke und die Form der Glocken anzukommen schien, ob sie leicht ansprechen oder nicht. Auch haben wir vor vielen Jahren das von Franklin selbst verfertigte Instrument untersucht, und die berühmte Davis darauf spielen hören. Nichts ist uns bey diesem Spiel weder für die Spielerinn noch für das Instrument zu wünschen übrig geblieben. Alle Instrumente dieser Art, die wir nachher gesehen und gehört haben, (nur zwey ausgenommen, die Herr Kriegs-Cassier Kayserr in Gotha zu seinen Vergnügen in großer Vollkommenheit selbst verfertigt hat) waren der äußern Pracht ohngeachtet elend, und die Spieler noch elender. Wir sind überzeugt, daß blos durch dergleichen Stümper ein so vortreffliches Instrument als mangelhaft in übeln Ruf gekommen, und eben dadurch seine Vervollkommung vernachlässigt worden ist.

Liebhaber, die dergleichen nach Herrn Deudons Angabe verfertigte Instrumente verlangen, können solche in der größten Vollkommenheit, in Paris bey dem Hrn. Cousineau (Luthiers de la Reine, rue des Poulies) um billigen Preis bekommen.

III.

Ideen zur Einrichtung eines Windmessers, vom Hrn. Candidat Oertel in Ronneburg.

Daß ein Windmesser nach seinen wesentlichen Eigenschaften, die bey einem einzigen so viel möglich einfachen Instrument erlangt werden sollen, keine so leichte Sache sey; davon ist wohl das Bedürfniß desselben der redendste Beweis. Man verlangt aber von einem zweckmäßig eingerichteten Windmesser mit Recht folgendes:

1) Muß er einfach und dem Verderben nicht leicht unterworfen seyn.

2) Er muß sich selbst nach den verschiedenen Richtungen des Windes drehen.

3) Muß er, wenn er die verschiedene Stärke des Windes angegeben hat, auf seinem Grade stehen bleiben.

4) Müssen mehrere nach einerley Grundsätzen verfertigte Windmesser unter einerley Umständen gleiche Resultate geben, mithin sich unter einander vergleichen lassen können und eine verständliche Sprache reden. (J. F. Luz von Barometern §. 203.

Daraus sind folgende Ideen entstanden:

A Taf. II. ist die gewöhnliche einfache Vertikalfahne, die bey a auf der stählernen konischen Spitze des eisernen Stabes C innerhalb des Rohrs B aufsitzt, und dem eigentlichen Windmesser zur Direktion dient. Der Boden a des Rohrs B bestehet aus einer dichten Platte von gegossenem Zinn und Kupfer, damit die Friktion, die beym Umdrehen des Instruments zwischen dieser Platte und der konischen Spitze vom Stabe C entstehet, so viel sichs thun läßt, vermieden werde. *)

Unters

*) Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Windfahnen, daß sie nicht auf Spitzen beweglich sind, die aber freylich um der Dauer und Friktion willen, von hartem Metall, und damit sie nicht einfrieren, vor Nässe geschützt, seyn müssen.

Unterhalb der Fahne A wird ein Stab b c an die Röhre B horizontal befestiget, der mit seinen zwey Lappen von nurgedachtem Metall aus Zinn und Kupfer eine Horizontalfahne trägt, die mit ihren konischen Spitzen in diesen Lappen bey b und c ohne viele Friktion beweglich ist. Man sucht diese Angelpunkte vor Regen zu schützen, welches durch ein leichtes halbcylindrisches Blech, das gleich einem Dache darüber befestiget ist, geschehen kann. Gegen das Ende des Rohres B wird unter der Fahne D ein Quadrant von Messing befestiget, der mit einem Radius der Fahne selbst beschrieben worden, und an welchem diese vermittelst eines auf der Mittellinie angebrachten Loches d beweglich ist. Dieser Quadrant ist in 90 Gr. getheilt, so daß jeder Grad einen Einschnitt formiret, worein ein auf der untern Seite der Horizontalfahne D angebrachter Sperrkegel fallen, und dieselbe unter jedem Winkel, den die Stärke des Windes giebt, festhalten muß. Man sieht leicht, daß d so geräumig seyn muß, daß der Quadrant ohne Friktion, außer derjenigen, welche der Sperrkegel macht, durchgehen kann; da aber dieser nur eine sanfte Feder nöthig hat, so kommt diese Friktion kaum in Anschlag.

Auf solche Art wird die Horizontalfahne D nicht nur vermittelst der Vertikalfahne A dem Winde entgegen gebracht, sondern sie muß auch unter jedem gegebenen Winkel so lange stehen bleiben, bis sie

der Beobachter wieder in die senkrechte Stellung bringt, welches durch Aufheben des Sperrkegels ohne Mühe geschehen kann.

Der wichtigste Umstand wäre nun, die schicklichste Größe der Oberfläche dieser Horizontalfahne zu bestimmen, worüber die Herren Meteorologen zuvörderst einig werden müßten. Man ist in der Naturlehre schon über manche Normalgröße nach französischem Maaß einverstanden; warum sollte sich nicht auch bey diesem Instrument ein Normalmaaß festsetzen lassen? Und ist dies einmal bestimmt, so wird die Erfahrung auch bald eine gewisse Schwere desselben entdecken, bey welcher es der heftigste Sturm zwar zu einer beträchtlichen Höhe, aber doch nicht ganz horizontal oder auf 90 Gr. heben kann. Daß dies eine nothwendige Bedingung dabey ist, versteht sich ohne Erinnern, wenn man über den äußersten Grad der Windstärke nicht zweifelhaft bleiben will. Eine zweyte Schwere, die eben sowohl als jene festgesetzt werden muß, ist diejenige, welche der Fahne in ihrer senkrechten Richtung, oder in den ersten Graden, wo sie sich noch ziemlich gleich bleiben wird, zugehört. Man könnte diese den Anfang und jene das Ende der Hebelkraft nennen.

Jetzt ist aber die Frage, wie man der Horizontalfahne das einmal festgesezte Normalgewicht genau genug geben kann? Es ist natürlich, daß zwey vertikal hängende Bleche eines Windmessers von einerley

ley Oberfläche, aber verschiedener Schwere, bey gleicher Stärke des Windes nicht zu einerley Höhe erhoben werden können; man wird aber auch nicht leicht zwey Bleche, die genau einerley Größe haben, von einerley Schwere finden, sondern zu einem Hülfsmittel, das die Gleichheit der Schwere bewirken kann, zum Gegengewicht, seine Zuflucht nehmen müssen. Dieses Gegengewicht ist schwerer zu finden, als man dem ersten Anschein nach denken sollte; da es durch Versuche bestimmt werden muß, wie weit oder wie nahe man es von der Achse c b an dem kurzen Arme der Fahne anbringen müsse, damit sie das festgesetzte Normalgewicht angiebt, wenn sie am äußersten Rande c*) durch eine Schnur mit dem einen Ende eines Wagebalkens verbunden, und an das andere Ende des Balkens das festgesetzte Gewicht gehangen wird. Hat man es durch schwereres oder leichteres Gegengewicht, durch Annäherung oder Entfernung desselben von der Achse c b so weit gebracht, daß die Fahne bey ihrer horizontalen Lage, = 90 Gr. das größere Normalgewicht hält, so ist die horizontale Schwere, das Aeußerste der Hebelkraft gefunden. Nun kommt es noch darauf an, auch den Anfang dieser Kraft (term. a quo) zu finden, dessen Schwere so gut wie jene bestimmt seyn muß, wenn das Instrument mit andern

*) Oder lieber im Schwer-, oder Schwingpunkt derselben. A. d. H.

dern seines gleichen harmoniren soll. Daß diese Schwere gering seyn muß, versteht sich von selbst; daher man der Fahne — die man immer so leicht als möglich zu machen hat, — ebenfalls durch einiges Gegengewicht zu Hülfe kommen muß, das an einem kurzen Arme der Fahne, welcher mit ihrer Fläche einen etwas stumpfen Winkel machen kann, befestiget wird, und in der Figur mit K bezeichnet ist. Die Schwere desselben hat auf die horizontale Stellung der Fahne, wo es ziemlich in den Ruhepunkt derselben zu stehen kommt, wenig Einfluß, so wie auch jenes oben gewonnte größere Gegengewicht, auf die vertikale Richtung derselben wenig oder keinen Einfluß haben kann, da der Arm, woran es befestiget ist, in gerader Richtung mit der Fläche des Bleches fortläuft, mithin das Gegengewicht bey vertikaler Richtung der Fahne auf die Achse oder den Ruhepunkt wirkt, kurz nicht hebelartig wirken kann. Es werden also beyde Gegengewichte in der Wirkung einander ablösen, und das bewirken, was ein dergleichen Instrument ohne diese Hülfe — wenn es möglich ist — leisten würde. Da man von weißem gut ausgehämmerten Bleche ohne sonderliche Schwere eine Tafel von etlichen Fußen Länge und Breite zusammen löthen kann, daß sie bey dieser Größe noch immer Spannung genug behält, so wird wahrscheinlich das erstere Gegengewicht wo nicht ganz wegfallen, doch

wenig

weniger Mühe machen; daher es auch in der Zeichnung weggelieben iſt.

Beſſer wäre es freylich, wenn dieſes Gegengewicht ganz wegfallen und dem Bleche D bey hinlänglicher Oberfläche ſo viel Leichtigkeit gegeben werden könnte, daß man etwas weniges Gewichte etwa bey c oder ſonſt wo, hinzu ſetzen müßte, ſo bliebe das Inſtrument einfacher, und der Arbeit würde dabey weniger. Ich ſollte denken, daß dies durch dergleichen dünnes Blech erhalten werden könnte, wenn man die zwey Seitenränder der Fahne, das Biegen zu verhindern, umkippte, und das Ganze um der Dauer willen, mit leichter Oelfarbe, worzu der Kienruß ſehr geſchickt iſt, anſtriche; iſt nun aber dies zu erhalten, ſo wird die Fahne auch nie ſo ſchwer ſeyn, daß man bey ihrer vertikalen Stellung durch Gegengewicht zu Hülfe zu kommen nöthig hätte, wodurch denn alles noch viel leichter und einfacher werden muß. Beyde Nothhülfen ſind nur dann nöthig, wenn das Blech der Fahne D zu ſchwer ſeyn ſollte; ſie durften aber als mögliche Fälle nicht vergeſſen werden. Die Schwere der vertikal hängenden Fahne, oder vielmehr den Anfang ihrer Hebekraft zu beſtimmen, wird weniger Mühe machen, wenn ſie bey Prüfung der Horizontalſchwere über dem Aeußerſten der Hebelkraft leicht genug befunden wird, daß kein Gegengewicht anzubringen nöthig

thig ist. Man muß bey Bestimmung dieser Schwere das Ende c der vertikal hängenden Fahne, wie vorher, durch eine horizontal gehende Schnur, vermittelst eines beweglichen rechtwinklichten Kniees oder leicht beweglichen Röllchens oder auf andere leichte Art mit dem Balken einer empfindlichen Wage in Verbindung setzen, und so den Anfang der Hebels kraft der Fahne dem Normalgewichte gleich machen, wenn zu ihrer ersten Bewegung von O an mehr Gewicht, als festgesetzt ist, nothwendig wäre. Es versteht sich, daß alles dies Abwägen der Horizontalfahne in Verbindung mit der vertikalen geschehen muß, damit die Friktion des Sperrkegels und der Axe — so gering sie auch immer zu machen möglich ist, mit in Anschlag komme.

Nun fragt sichs aber: Bläßt der Wind jederzeit mit der Tangente des Horizonts parallel, wie hier vorausgesetzt wird? Dies muß mit einem dem Windmesser ähnlichen Instrument, das aber vermittelst eines Gegengewichts in vollkommenem Gleichgewicht stehet, und woran kein Sperrkegel nöthig ist, untersucht werden. Es muß dies Instrument so gut, wie jede Fahne, auf der Spitze eines Stabes beweglich seyn, um sich nach den verschiedenen Himmelsgegenden, aus welchen der Wind wehet, drehen zu können, welches ein auf der Oberfläche dieser Wagefahne senkrecht stehendes Blech

bewir-

bewirken wird, daß hier die Stelle der Richtfahne A beym Windmesser vertritt, und der Wagefahne unbeschadet mit ihr vertikal beweglich seyn kann. Der Cirkelbogen, woran der Neigungswinkel beobachtet werden soll, muß da, wo der Quadrant des Windmessers 90 Gr. zählte, nun über und unter derselben 20 bis 30 Grade haben. Uebrigens kann dieser Bogen so wie im Windmesser, oder auf der entgegen gesetzten Seite, (so daß der Arm, welcher das Gegengewicht trägt, die Grade abschneidet) angebracht seyn; oder der Bogen kann auch an der Wagefahne selbst befestiget seyn, und sich am Rohre, *) woran eine senkrechte Linie gerissen ist, ohne anzustreichen hinbewegen, so wird diese Linie ebenfalls die Grade des Neigungswinkels abschneiden. Macht nun der Wind mit der Tangente des Horizonts einen veränderlichen Winkel, so ist dies Werkzeug zur Berichtigung des Windmessers nothwendig; es wird aber entbehrlich, so bald es entschieden ist, daß entweder der Wind mit der Tangente des Horizonts, wo kein Hinderniß statt findet, parallel bläßt, oder daß der Neigungswinkel desselben beständig ist.

Man

*) Das am Windmesser B heißt, und hier gleiche Absicht hat.

Man könnte den Windmesser tadeln: er sey zu schwer, und es gehöre schon ein ziemlicher Wind darzu, die Vertikalfahne fortzuschieben. Es ist wahr, daß die Bewegung nicht so leicht wie bey einer in vollkommnem Gleichgewicht stehenden und nach obigen Grundsätzen eingerichteten Windfahne möglich ist; allein dies wäre wohl der geringste Tadel, da erstlich nicht die sanften Lüftchen, die auch jede andere Fahne kaum in Bewegung setzen, sondern Winde untersucht werden sollen, die gewiß das Instrument nicht in Ruhe lassen würden, wenn man auch nicht mit einigem Gegengewicht bey g zu Hülfe kommen könnte.

Ueberdies muß die Röhre B, worinn der Stab C stehet, so geräumig seyn, daß nirgend als in der Spitze bey a und unten, wo sie sich im Trichter in eine Hülse mit einem dreyeckigten Loche endigt, und um den Stab C beweglich wird, Friktion möglich ist. An diesem Orte muß der Stab C vollkommen rund und glatt seyn.

Aber dieser Windmesser gehört wenigstens auf den Forst des Hauses, wer kann diesen daselbst bewachten und ihn wieder in seine senkrechte Stellung bringen? Wem es drum zu thun ist, die Meteorologie mehr als zur bloßen Liebhaberey zu treiben, der wird sich eine kleine Unbequemlichkeit leicht gefallen

fallen lassen, und einen Schieber oder dergleichen im Dache unter der Fahne, den man ohne große Mühe öffnen und leicht wieder verschließen kann, anbringen. Leichter läßt sich freylich das Instrument auf einer freyen Anhöhe, wo es auf der Erde stehen kann, beobachten; wohnt der Meteorolog selbst auf einer solchen Anhöhe, so steht es ihm frey, dasselbe auf einem tüchtigen Fußgestelle dem Winde entgegen zu stellen, wo es ihm am bequemsten ist; nur mit der einzigen Vorsicht, daß es so gut wie auf dem Dache vollkommen vertikal stehen muß.

Was ich übrigens selbst noch an dem Instrument nicht vertheidigen kann, das mögen andere vollkommener machen; darum sind dies nur Ideen.

IV.

Nachricht von dem Hygrometer aus Goldschlägerhäutchen, des Hrn. Giovambatista da S. Martino.

Als Hr. G. einst mit der Verfertigung eines Saussürischen Haarhygrometers beschäftigt war, so fiel ihm ein, ob nicht ein Streifen von der Oberhaut des Mastdarms der Rinder, deren sich die

Goldschläger bedienen, eben dasselbe leiste. Er betrog sich nicht allein keinesweges in seiner Vermuthung, sondern fand sogar, daß dieses Häutchen eine noch größere Empfindlichkeit, als das Saussürische Haar zeigte. Er befestigte demnach einen solchen Streifen von etwa zehn Zoll Länge und zwey Linien Breite, unten mit einer Schlinge an einen festen Punkt; am obern Theil aber wurde er mittelst einer andern Schlinge an einen kleinen messingenen Kreis, von vier Linien im Durchmesser, geheftet. In der Peripherie dieses Kreises machte Hr. G. eine Furche, in der er den Faden der Schlinge laufen ließ, und dann versah er den Kreis mit einem Zeiger von vier Zoll Länge. Das Ganze wurde an einem Bret befestiget, das von sehr trockenem und gutem Holze und hinlänglicher Größe war. Dies ist die ganze Zurüstung dieses Hygrometers.

Um nun oben einen festen Punkt der größten Feuchtigkeit zu erhalten, schlug Hr. G. einen von dem Saussürischen etwas abgehenden Weg ein. Er füllte den Raum eines gewissen Gefäßes so weit mit Wasserdünsten an, daß die in demselben eingeschlossene Luft völlig damit gesättigt war. In dieses setzte er hierauf sein Hygrometer und bemerkte den Punkt, wo sein Zeiger stehen blieb, als den der größten Feuchtigkeit. Auf die verschiedene Temperatur dieser Dünste nahm er keine Rücksicht, weil

er

er ſich durch eine Menge Verſuche überzeugt hatte, daß die Waſſerdünſte das Häutchen immer auf dem ſelben Punkt brachten, ihre Temperatur mochte ſeyn welche ſie wollte, wenn nur die Luft vollkommen damit geſättigt war. In Abſicht des Punkts der größten Trockenheit entfernte er ſich etwas mehr von der Art des Hrn. von Sauſſüre. Er ließ ein kleines Zimmer bis auf 50 Grad Reaumur erwärmen. Dieſe Wärme unterhielt er einige Zeit, ehe er das Zimmer verſchloß; dann erſt ſetzte er ſein Hygrometer hinein, und nahm den Punkt der Trockenheit, den er hier erhielt, für unveränderlich an. Hr. v. Sauſſüre hat ihm zwar hierwider den Einwand gemacht, daß die Wärme nicht fähig ſey, die Dünſte zu vernichten; allein Hr. G. erwiedert darauf, daß eine ſolche Vermiſchung beym Gebrauch der ätzenden Laugenſalze des Hrn. von Sauſſüre ebenfalls nicht Statt habe, ſondern daß ſie blos von denſelben verſchluckt würden, und ſo bemerkt denn Hr. G., daß doch durch dieſen Grad der Wärme, die Dünſte ſo ſehr in Luft aufgelöſt würden, daß ſie gänzlich die Natur derſelben annähmen, oder ſich chemiſch mit ihr verbänden, mithin ihre Eigenſchaft, die Körper, und alſo auch das Hygrometer anzufeuchten, gänzlich verlören. In Abſicht ihrer feuchtmachenden Eigenſchaft ſind ſie hier ſo gut auſſer aller Wirkſamkeit, als beym Gebrauch der ätzenden Laugenſalze.

Uebrigens ist dies Hygrometer viel einfacher, als das Saussürische; die Schrauben, wodurch der Zeiger angehalten wird, ist hier mit dem Faden über der Kreisruthe vertauscht, auch die Schrauben zu zwingen, die das Haar an den Enden festhalten, fehlen hier. Die Fäden, die ihre Stelle vertreten, sind der Unveränderlichkeit wegen in Oel gesotten. Auch der Ring, über welchen das Gegengewicht des Zeigers geht, ist weggelassen, weil dieser Zeiger kaum 10 Gran wiegt. Die Empfindlichkeit der Goldschlägerhaut verhält sich zu der des Haars, wie 300 zu 204 = 3 : 2 beynahe, und dabey dauert sie doch eben so gut, als das Haar; dies hat Hr. G. durch eine zehnjährige Erfahrung bestätigt gefunden. Der Preis ist auch viel wohlfeiler. Ein Hygrometer des Hrn. G. kostet nur 5 Livres, da eins vom Hrn. v. S. 84 kostet. Mehrere Betrachtungen über diese Maschinen, findet man in einem Schreiben des Hrn. G. an Hrn. v. Saussüre, das im Giornale enciclopedico di Vicenza und im Esprit des Journ. Oktober 1788. abgedruckt ist.

V.

Man hat zu Anfang des Jahrs 1788. in Frankreich ein Corps d'Ingenieurs für physisch-mathematische

tische Instrumente errichtet, um den Künstlern, die sich mit Verfertigung solcher Instrumente befassen, mehr Aufmunterung zu geben. Sie haben sich nämlich in dieser Qualität aller der Freyheiten und Begünstigungen zu erfreuen, welche die Wissenschaften gewöhnlich genießen. Die Zahl der Stellen ist auf 24 bestimmt, und die Akademie der Wissenschaften hat von der Regierung den Befehl erhalten, die hierzu tüchtigen Subjecte zu ernennen. Die Künstler haben bey einer solchen Aufnahme gar keinen besondern Aufwand zu machen, sie dürfen sich nur durch ihre Kunstwerke als Leute von Talent und Geschicklichkeit gehörig gezeigt haben. Am 16. Jenner 1788. hat die Akademie mit Ernennung der sechs nachfolgenden Künstler einstweilen den Anfang gemacht; sie sind die Herren le Noir, Lavrochez, Fortin, Charlie, Baradelle der ältere, und Billaux.

VI.

Der Mechanikus Hr. Richee verfertigt ist Hygrometer nach der Theorie des Hrn. von Sauſſüre, bey welchen statt eines einzigen Haares, deren acht mit einander in Verbindung gebracht worden sind. Hr. Sage, der diese Nachricht im Journ. de Paris no. 345. 1788. bekannt gemacht hat, versichert, daß

die Art, wie Hr. Reche die Bascules eingerichtet habe, an welchen je zwey und zwey Haare befestigt sind, sehr sinnreich sey, und daß ihn der Gang dieses Werkzeugs gleichförmig und vergleichbar scheine.

Merkwürdige Naturerscheinungen.

I.

Nachricht von einem verstand- und empfindungslosen Kinde.

Herr Mican zu Bücken, giebt in des 2ten Jahrg. 3ten St. der Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande die Beschreibung von einem bereits im 12ten Jahr stehenden Knaben, dessen Vater der Kothsasse Joh. Henr. Müller zu Alten-Bücken im Amte Hoya ist, und der nicht mehr als eine vegetirende Menschengestalt vorstellt. In seiner ersten Kindheit schon zeigte er weder Begierde noch Abscheu gegen Etwas. Er nahm die Brust und sog, wenn man sie ihm gab, schlief mehrentheils, so bald man ihn auf sein Lager legte, gewiegt oder ungewiegt, gleich gut; im wachenden Zustan-

stunde hat er nie geweint oder gelacht, blos einige, meist einsylbige dumpfe oder laute Töne von sich hören lassen; mit Händen und Füßen mancherley Bewegungen gemacht, sonst aber immer stockstille gelegen. So ist er auch in der Folge der Zeit immer geblieben; seine Gestalt hat nichts unförmliches, und seine Länge beträgt $4\frac{1}{2}$ Fuß. Die Haare sind schwarz, die Augen schwarzgrau, das Gesicht länglich und nach Art eines ältlichen Mannes. Manchmal scheint er einen Gegenstand scharf anzusehen, aber sowohl dieses, als jede Bewegung ist bey ihm, wie bey einer Pflanze, ganz unwillkührlich. Auf den Beinen kann er sich ohne fremde Beyhülfe kaum eine halbe Minute erhalten, auf dem Stuhl hingegen sitzt er sicher. Er bewegt sich auf demselben mit dem Oberleibe immer vor- und rückwärts, niemals aber seitwärts, deshalb läßt man ihn viele Stunden lang so sitzen. Die Hände bewegt er sodann unaufhörlich nach verschiedenen Richtungen, öfters auch über den Kopf hinauf. Mehrentheils aber hält er die linke Hand vor den Mund, so daß er auf den Handknöcheln des Zeige- und Mittelfingers saugt, und bey dieser Richtung schlägt er oft stark und anhaltend mit der Rechten gegen die Linke, so daß ihm das Blut häufig zum Munde herausläuft, wo er denn auch einen lauten aber einsylbigen, oft brüllenden Ton von sich giebt.

Die Beine zieht er sitzend gemeiniglich kreuzweise unter die Lenden, oder er ergreift sie mit den Händen, legt sie auf und über die Schultern weg, oder nimmt auch wohl die Zehen und Knöchel der Füße in den Mund, und saugt darauf. Speisen und Getränke müssen ihm in den Mund gesteckt werden; und ob er gleich eine vollständige Reihe Zähne hat, so kauet er doch nie etwas, wenn es nicht sehr weich ist, sondern verschlingt alles ganz, sollte es auch so groß als ein Hünerey seyn. Einen Geschmack verräth er ebenfalls nicht, indem man bemerkt, daß er seine Excremente, die allemal unwillkührlich von ihm gehen, eben so gut verschlingt, als etwas anders, z. B. wenn einiges davon an seinen Füßen hängen geblieben ist.

Er ist mehemals krank gewesen, welches seine Mutter daran merkt, daß er nichts von Nahrungsmitteln verschluckt, sondern es wieder aus dem Munde herausfallen läßt, unbeweglich liegt und in wenig Tagen sehr mager wird. Er genas indeß immer wieder, ohne einige Arzneyen, ein paar Löffel voll Branntewein ausgenommen, die man ihm in den letztern Jahren bey solchen Umständen gab, die ihm augenscheinlich halfen. Bey solchem Stillelliegen hat er sich einigemal bis auf die Knochen wund gelegen, er ist aber allemal von selbst wieder heil geworden; auch da er sich ein paarmal das Kinn

am

am heißen Ofen verbrannt hatte, heilte es ohne Salbe und Pflaster.

Die Eltern haben auch eine Tochter, die ist 9 Jahr alt, und für dieses Alter völlig verständig und lehrbegierig ist. Hr. Mirau wünscht, und wir mit ihm, daß Menschenfreunde die dürftigen Eltern, besonders die gute thätige Mutter, bey diesen großen Beschwerlichkeiten, durch eine kleine milde Gabe unterstützen, und zu fernerer Geduld ermuntern möchten.

II.

Beschreibung eines See-Ungeheuers, welches zu Ende des April 1788. in den Klippen des Meerbusens von Pouliguen, bey der Spitze von Chef-Moulm, an der Mündung der Loire gefunden wurde. Aus dem Courier Maritime.

Dieses sonderbare und fürchterliche Ungeheuer war 9 Fuß lang, und ohngefähr den dritten Theil so dick. Sein Kopf, viel größer, als der eines Ochsen, hatte in Absicht seiner Gestalt und Ohren alle Aehnlichkeit mit einem Ochsenkopf, und es saßen

den auf ihm zwey Hörner, von welchen das eine gerade, das andere aber wie bey einem Widder, gekrümmt war. Zwischen diesen beyden Hörnern befand sich ein fleischiger abgeschnittener Auswuchs, nach Art einer Krone, der aber große Aehnlichkeit mit einem Hahnenkamm hatte; unter demselben saß ein einziges Auge von übermäßiger Größe. Sein Rachen war außerordentlich weit aufgespalten und mit einer dreyfachen Reihe Zähne besetzt, unter welchen sich zwey wilde Schweinshauer befanden. Auf dem Halse hatte es eine lange dichte Löwenmähne. Der ganze Körper war mit einer Haut bedeckt, die so hart und rauh war, wie die eines Seehunds; am Vordertheile war dieser von zwey Pfoten mit Klauen unterstützt, und hinten aus endigte er sich in einen Fischschwanz mit zwey gänsefotenartigen Flossen.

Dieses seltsame Thier trafen die Leute, die Wrack aus der See fischen wollten, an, indem es eben verscheiden wollte, und bemerkten, daß es hin und wieder am Körper zerfleischt war; vermuthlich hatte es also die See gegen Klippen geworfen, oder es war mit einem andern Ungeheuer im Kampf gewesen; man hatte die Nacht vorher ein fürchterliches Gebrülle gehört. Ein Fischer hat es an einem fremden Schiffskapitain verkauft.

III.

Etwas über den Salamander.

Die neuern Naturforscher halten bekanntlich die Behauptung der ältern, daß der Salamander im Feuer leben könne, für ein Mährchen; und ohnstreitig haben die Dichter, wenn ja an der Sache etwas wahr *) gewesen ist, diese Geschichte nach ihrer Art verschönert, oder verunstaltet. Indessen hat doch neuerlich Hr. von Pothonier, ein französischer Konsul, eine selbst gemachte Beobachtung in das Journal de Paris no. 190. dies. J. einrücken lassen, die, wenn sie richtig ist, wenigstens so viel beweißt, daß es eine Art kleiner Eidexen gebe, welche,

*) Hr. Hofr. Blumenbach sagt in seiner Naturges. 3te Ausgabe S. 270.: an dem Umstand, daß der Salamander im Feuer lebe, ist doch etwas wahres, nämlich, daß er in einem schwachen Kohlfeuer einige Zeit ohne Schaden ausdauren kann, indem er theils durch den Mund, vorzüglich aber durch kleine Oeffnungen, die über seinen Körper zerstreut sind, einen Saft von sich spritzt, wodurch er von Zeit zu Zeit einen Theil des Feuers auslöscht. Mit dem hier erwähnten Thier scheint es nun noch eine andere Bewandtniß zu haben, und überhaupt mit der Ausdaurung im Feuer noch weiter zu gehen.

D. H.

che, selbst im stärksten Feuer, einige Zeit lebendig bleiben können. Die Sache ist diese:

Als Hr. v. P. sich auf der Insel Rhodus aufhielt, und in seinem Kabinet mit Schreiben beschäftigt war, so hörte er auf einmal ein ungewöhnliches Geschrey in seiner Küche; er lief dahin, und fand den Koch ganz erschrocken, der, als er ihn bemerkte, sagte, der Teufel sey im Feuer. Er sah hin und erblickte mitten im brennendsten Feuer ein kleines Thier mit aufgesperrtem Maul und klopfender Kehle; er untersuchte es näher, und als er sicher war, daß es keine Täuschung sey, so nahm er die Feuerzange, um es damit zu fassen; allein beym ersten Versuche entsprang das Thier, das bisher, nämlich eine Zeit von 2 bis 3 Minuten lang, unbeweglich gesessen hatte, und entfloh in den Winkel des Rauchfangs. Hr. v. P. hieb ihm ein kleines Stückchen Schwanz ab; es verkroch sich hierauf in einem Haufen heißer Asche, er spürte ihm nach, und da er es fand, erwischte er es endlich in der Mitte seines Körpers. Itzt sah er, daß es eine Art kleiner Eidexen war, und verwahrte es in einem Glas mit Weingeist. In der Folge gab er dem Grafen von Büffon von dieser Geschichte Nachricht, und stellte ihm zugleich die Eidexe selbst zu, und dieser fand sie von allen denen, die er bisher gekannt hatte, verschieden; er that tausenderley Fragen dieser Sache

che wegen an Hrn. v. P., und verſprach, gelegentlich derſelben zu gedenken, hat ſich auch die Erlaubniß aus, Hrn. v. P. Namen dabey nennen zu dürfen. Hr. v. P. glaubt, daß man ihm mit Recht Vorwürfe machen könne, daß er ſeine Beobachtung nicht ordentlicher und genauer angeſtellt habe, allein er entſchuldigt ſich damit, daß er darinn zu wenig Erfahrung, und überhaupt die ganze Sache nicht für ſo erheblich gehalten habe, als ſie vielleicht ſeyn möge.

Zur nähern Prüfung aufgeſtellte Muthmaßungen.

I.

Vorläufige Erinnerungen gegen die de Lücſche Theorie. (Siehe deſſen neue Ideen über die Meteorologie.) Vom Ingenieurlieut. Werner.

1) Die Baſis des de Lücſchen Syſtems iſt eine Materie, deren Theile ein Beſtreben haben ſollen, ſich zu zerſtreuen. Er nennt eine ſolche

ihr Materie ausdehnbares (sollte in der Uebersetzung wohl besser heißen, ausdehnendes) oder fortleitendes Fluidum. Dieses Fluidum soll das Licht seyn, welches in Verbindung eines blos schweren Stoffs das Feuer ausmacht, dieses letztere soll daher eben die ausdehnende Eigenschaft haben, und sie andern Körpern, z. B. dem Wasser, mittheilen, und selbige dadurch in Dunst verwandeln können.

Wir bemerken aber allenthalben nur eine anziehende Kraft, die auf Vereinigung der Theile und auf Bildung zu Körpern, gehet; keinesweges aber eine abstoßende oder ausbreitende, und wir können da, wo wir eine Ausbreitung wahrnehmen, immer glauben, daß solche von einer entgegengesetzten Anziehung verursacht werde. Wenigstens wird die letztere Erklärung die natürlichste, und den übrigen bekannten Naturerscheinungen analogeste seyn. Lebten wir im Wasser, wie wir in der Luft leben, so daß wir also das Wasser selbst nicht sehen könnten, so würde uns die Auflösung eines Stücks Zucker im Wasser ebenfalls so vorkommen, als ob sich die Theile des Zuckers aus eigenem Triebe entfernten, da sie doch nur von der stärkeren anziehenden Kraft des Wassers zur Ausbreitung gezwungen werden.

Es ist also unendlich natürlicher, die Entstehung der Dünste und Lüfte nach meiner Theorie

(S. m.

(S. m. neue Theorie der anziehenden Kräfte des Aethers ꝛc.) aus der auflösenden Kraft des Aethers, als aus einem solchen sich ausbreitenden unnatürlichen Fluidum herzuleiten.

Ich nenne ein solches ausdehnendes Fluidum unnatürlich, weil wir ein Bestreben nach Entfernung nirgends in der Natur wirklich finden — denn was die elektris. Erscheinungen betrift, so können solche ganz leicht und natürlich aus meiner Theorie so erkläret werden, daß die elektrische Materie ein aus Brennbarem und Säure bestehender Stoff sey, welcher manchen Körpern nur sehr locker anhängt, so daß also zwischen der zusammenhängenden Kraft jenes Stoffs mit den Körpern und der auflösenden Kraft des Aethers ein sehr geringer Unterschied obwaltet, welcher durch das Reiben aufgehoben wird, da denn dieser Stoff vom Aether ergriffen wird, und luftförmig erscheinet.

Also was auch Herr le Sage in seiner mechanischen Physik, (welche gerade das Gegentheil von meinem System ist,) demonstriren mag, so wird doch aus der erwiesenen Möglichkeit noch nicht die Wirklichkeit folgen können.

Also schon die Basis des de Lücschen Systems scheint mir sehr locker gegründet zu seyn,

2) Ohne hier das Ungeheure der Idee, das Licht als ausströmende Materie anzunehmen, darzuſtellen, (denn ich habe dieſes ſchon theils in meiner herausgegebenen Schrift gethan, theils werde ich es noch in der Folge thun) will ich nur eine einzige Inconſequenz der de Lücſchen Meynung herſetzen. Wenn Licht Materie iſt, ſo könnte doch wohl Sonnenlicht von anderm in nichts als in der Dichtigkeit, keineswegs in der weſentlichen Eigenſchaft, verſchieden ſeyn, und es müßte alſo folgen, daß jedes Licht, alſo auch das Mondenlicht, an jedem Ort Wärme erzeugte, wo es das andere Ingreß dienz antrift, welches aber gegen die Erfahrung iſt.

3) Beweiſet der Verſuch, welchen Herr de Lüc im 91ten §. ſeines Werks anführt, direkt gegen ihn und gerade für mich. Denn er beweiſet, daß diejenige Materie, welche das Waſſer im luftleeren Raum zu Dunſt auflöſet, keineswegs das Feuer ſeyn kann, weil dieſes freye Feuer ſonſt am Thermometer bemerkbar werden müßte; ſondern daß dieſe im leeren Raum befindliche Flüſſigkeit, nämlich der Aether, mit dem Feuer ganz und gar nichts zu thun habe. Dieſer iſt es nämlich, welcher alle Stoffe auflöſen und ſo zu Luft machen kann.

Durch dieſen Verſuch allein, wird die Gauſſüriſche mit ſammt der de Lücſchen Theorie umgewor-

worfen, und die meinige bestätigt. — (Man vergleiche Nro. V. der Einleitung meiner Schrift, §. 29. und §. 53.

4) Da der Aether, welches selbst aus den de Lücschen Versuchen folgt — das Wasser unmittelbar auflösen kann, so ists sehr begreiflich, daß das Hygrometer in einer solchen Auflösung Trockenheit zeigt, weil der Aether das Wasser stärker anzieht, als die hygroscopische Substanz, und es folgt daraus, daß überhaupt das Hygrometer das im Ether wirklich aufgelösete Wasser nicht, sondern blos das im Niederfallen begriffene, anzeigen kann, also zur Erforschung der absoluten Menge des in einem Raum befindlichen luftförmigen Wassers ganz andere Mittel, nämlich Fällungsmittel, erforderlich seyen. Durch diese Umstände löset sich das große Problem, wovon Herr de Lüc, im 670ten §. seines Werks spricht, vollkommen.

5) Der sichtbare Dampf oder Nebel, und die daraus bestehenden Wolken lassen sich aus meiner Theorie ganz leicht erklären, ohne die etwas zu gekünstelten Bläschen der Herren Sauſſüre und de Lüc, oder die unbegreifliche Quelle der Feuchtigkeit im Innern der Wolken anzunehmen.

Nämlich es sind folgende Sätze aus Erfahrung längst bekannt, und Herr de Lüc bestätigt sie an mehrern Orten.

a) Das Waſſer verdünſtet beſtändig. Wenn wir z. B. einen naſſen Körper im Freyen aufhängen, ſo wird er trocken. Waſſer in eine offene Schale gethan, verſchwindet nach und nach ganz u. ſ. w. Dieſes geſchiehet nun nach meiner Theorie durch die Auflöſung des Aethers. Ob die atmoſphäriſche Luft als Aneignungsmittel mitwirkt, darüber müſſen fernere Verſuche entſcheiden. Dieſe Solution iſt klar und durchſichtig wie andere Luft, obgleich das Waſſer dem Aether ungleich weniger feſt anhängt, als die Theile anderer bleibender Lüfte. Aus dieſer und einigen andern Urſachen (§. 35. m. Theorie) heißt auch jene Auflöſung nicht Luft, ſondern Dunſt.

b) Die Menge des ausdünſtenden oder ſich auflöſenden Waſſers ſtehet mit der Wärme in geradem Verhältniß. Je wärmer die Temperatur iſt, um ſo mehr löſet der Aether davon auf, welches daher rühret, weil alsdann die zuſammenhängende Kraft des Waſſers geringer iſt. — Wenn man alſo z. B. in einer gläſernen Flaſche einen ſolchen Dunſt (im Aether aufgelöſetes Waſſer) eingeſchloſſen hätte, welcher bey einer gewiſſen Temperatur entſtanden wäre, ſo wird, wenn die Temperatur kälter wird, ſich ein Theil des Waſſers niederſchlagen.

c) Ehe die Präcipitation erfolgt, geſchiehet eine Concretion der wäſſerichten Theile, ſo daß ihre Größe

Größe sichtbar wird, und dieses nennen wir Dampf oder Nebel.

d) Da die specifische Schwere des wässerichten Dunstes nach Hrn. Watt und de Lüc weit geringer und nicht einmal halb so groß als diejenige der atmosphärischen Luft ist, so muß der Dunst oder das vom Aether aufgelöste Wasser über die andere Luft in die Höhe steigen, und die obersten Regionen einnehmen.

e) Eben wegen dieser geringen specifischen Schwere können selbst noch die ersten Zusammensetzungen oder der Dampf leichter als die Luft seyn, und in selbiger in die Höhe steigen, welches auch die Erfahrung lehret.

Nach diesen unstrittigen Sätzen nun wird uns folgender einfache Versuch den Weg zur Erklärung der Nebel und Wolken führen. Eine flache breite Schaale oder eine Wanne gieße man mit Wasser, welches merklich wärmer als die Temperatur der Luft ist, ganz voll, setze sie in ein kleines Zimmer auf einen horizontalen Tisch, und sich dabey, so daß man das Fenster zur Seite, und die Augen in einer horizontalen Höhe mit der Oberfläche des Wassers hat. Man darf sich aber in dieser Stellung nicht im mindesten bewegen, und im Zimmer auch nicht der mindeste Luftzug seyn.

In dieſem Fall wird die Temperatur der erſten Schicht des auf dem Waſſer liegenden Aethers wärmer als die der darüber liegenden ſeyen. Die erſte Schicht wird nun ſo viel Waſſer zu Dunſt auflöſen, als ihrer Wärme gemäß iſt. Dieſe erſte Schicht iſt alſo hell und durchſichtig. Der in ihr entſtandene Dunſt wird nun wegen geringerer ſpecifiſchen Schwere in der Luft in die Höhe ſteigen, aber hier auch zugleich kältere Schichten antreffen, oder ſich erkälten. Es wird alſo nach b) und c) eine Concretion der wäſſerichten Theile, oder ein Dampf entſtehen. Man wird deswegen bemerken, daß es ganz nah über der Oberfläche des heißen Waſſers hell und durchſichtig iſt, und man wird zwiſchen dem Dampf und dem Waſſer einen hellen Zwiſchenraum gewahr werden.

Der entſtandene Dampf wird nun nach c) ſo lange in die Höhe ſteigen, bis er wegen zunehmender Concretion ſeiner Theile die ſpecifiſche Schwere der atmoſphäriſchen Luft übertrift, alsdenn werden die zu groß und zu ſchwer gewordenen Waſſertröpfchen in das Waſſer zurück fallen. Ein Theil des Dampfs aber, deſſen Theile ſich im Aufſteigen nicht bis zu jener Schwere vergrößert haben, wird von dem nun um- und anliegenden mehreren Aether völlig zu Dunſt aufgelöſet und unſichtbar, welche aufgelöſete Menge des Dampfes ſich nach der jedesmaligen Temperatur richtet.

Ist im Gegentheil das Wasser mit der Atmosphäre von gleicher oder doch nicht sehr verschiedener Temperatur, so geschiehet zwar eine Auflösung wie vorher. Die untern Aetherschichten lösen aber nicht mehr auf, als die obern aufnehmen können, oder die obern nehmen so viel auf, als die untern aufgelöset haben, weil jene eben so warm als diese sind. Daher ist diese Auflösung klar und unsichtbar.

Wir wollen nun die Anwendung dieser Erfahrung auf die Entstehung der Nebel und Wolken machen.

Wenn nämlich die Sonne im Herbst die Erde, besonders die Gewässer und Sümpfe ansehnlich erwärmet hat, und nun die Luft sich des Nachts geschwinder erkältet, als die Oberfläche der Erde, so haben wir den Fall, wie vorhin mit dem warmen Wasser, und es entstehet ein Dampf oder Nebel, der nach den Umständen entweder zurückfällt, oder aufsteigt, oder stehen bleibt, je nachdem die Temperatur und des Dampfs spezifische Schwere es bewirken.

Ist aber die Luft mit der Oberfläche des Wassers oder der feuchten Erde gleich warm, so geschiehet zwar eine Verdünstung wie vorhin, aber unsichtbar. Der entstandene Dunst steiget in die Höhe, bis er in die kältern Luftschichten kommt, wo

wo er sich, wenn ihn der Aether nicht unterdessen vertheilt hat, verdichtet und zu sichtbarem Dampf oder zu Wolken wird; welche dann zu- oder abnehmen, nachdem der Zufluß von neuem Dunst oder aber die auflösende und vertheilende Kraft des Aethers größer ist.

Uebrigens kann auch eine Wolke ihre Figur verändern, und ihren horizontalen Durchschnitt vergrößern, ohne daß ihr Inhalt größer wird, indem sie sich in die Breite ausdehnet, und in der Dicke abnimmt. Auch bestehen nicht alle Wolken aus wässerichten Dünsten.

6) Der Umstand, daß die oberen Schichten der Atmosphäre oft hell und durchsichtig sind, und doch dabey eine große Menge Wasser enthalten können (§. 669. der Meteorologie) ist nach meiner Theorie weder ein Geheimniß, noch ein Wunder; denn die auflösende und anziehende Kraft eines jeden Menstruums, also auch die des Aethers, wird um so viel größer, je reiner es wird (§. 15. u. 35. meiner Theorie). Da nun in einer ansehnlichen Höhe sich, der Erfahrung gemäß, weniger von denjenigen Luftarten befinden, welche wir nahe an der Erde antreffen; so wird der Aether in der Höhe um so viel mehr Wasser auflösen, und, auch bey einer geringen Veränderung der Temperatur, klar aufgelöset

ſet erhalten können. Die nämliche Erſcheinung mit ihrer Urſache und Wirkung ſtellt der im 53ten §. meiner Theorie beſchriebene Verſuch dar.

7) Eben ſo wenig ſchwierig iſt nach meiner Theorie die Erklärung des Regens in dem Fall, wenn nicht eine Erkältung die Urſache davon iſt, welches jedoch die gewöhnlichſte zu ſeyn ſcheint. Der Aether läßt nämlich, wie jedes andere Menſtruum, Verwandſchaften zu. Ohnerachtet nun dieſe, da ich der erſte bin, der dieſes neue Auflöſungsmittel entdeckt hat, noch nicht unterſucht ſind, ſo ſcheint er doch zur Lebensluft, zum Brennbaren und andern Stoffen mehr Neigung, als zum Waſſer zu haben, welches ich anderwärts darthun werde. Bekommt alſo der Aether durch irgend einen Zufall dergleichen Stoffe aufzulöſen, ſo wird er das Waſſer fallen laſſen, oder es wird ein Regen entſtehen. Wenn z. B. die Pflanzen und alle Gewächſe bey eintretender Sommerwärme zu wachſen beginnen, und dem Aether ſeine aufgelöſeten Theile vermöge ihrer lebendigen Kraft rauben, (denn dieſes iſt doch wohl außer allem Zweifel, daß alle Gewächſe ſehr viele Theile aus der Luft an ſich ziehen?) ſo wird der Aether alsdenn um ſich wieder zu ſättigen, ſo viel mehr Waſſer auflöſen, wozu die Wärme denn noch mehr beyträgt. Daher die gewöhnliche Trockenheit in den Monaten May und Junius.

Wenn aber im Gegentheil die Pflanzen im Wachsthum stille stehen, oder gar anfangen zu verfaulen, und dem Aether eine Menge ihm angenehmerer Stoffe darbieten, so wird er solche in sich nehmen, und das Wasser wieder fallen lassen. Daher die anhaltenden Herbstregen. Uebrigens ist hiermit nicht gesagt, daß alle diese Folgen auf der Stelle geschehen müssen, wo die Ursache ist, indem die Winde hier Veränderungen machen. Oder da, wie ich in meiner Abhandlung gezeigt habe, ein jedes Verbrennen weiter nichts als eine Auflösung des Brennbaren im Aether vermittelst der Lebensluft ist, so kann der Aether, wenn er auf einmal viel Brennbares aufzulösen bekömmt, dagegen eine proportionirte Menge Wasser fallen lassen, und dieses scheint von denjenigen Platzregen und Wolkenbrüchen, welche nach einem Blitz entstehen, die Ursache zu seyn. Diese wären also eine plötzliche Präcipitation des Wassers aus dem Aether, welche das Brennbare als Fällungsmittel bewirkt hat.

Die Atmosphäre bestehet nach bekannten Erfahrungen aus einem Gemengsel mehrerer Luftarten, oder nach meiner Art zu sprechen: der Aether enthält in der Nähe der Weltkörper eine Menge von Stoffen aufgelöset, die eigentlich zu diesen Weltkörpern gehören, und von ihnen angezogen werden. Wir finden in der Atmosphäre die nämlichen Stoffe, die wir durch die Zerlegung der irdischen Kör-

per

zu entdecken. Wir finden auch, daß irdische Körper, besonders vegetabilische, vergehen, oder vielmehr ihre Theile in der Atmosphäre verfliegen. Andere entstehen dagegen, ohne daß man leugnen könnte, daß sie einen großen Antheil ihrer Substanz nirgends anders woher, als eben aus der Atmosphäre genommen hätten. Ueberhaupt ist es eine zu sehr bekannte Sache, daß aus festen Körpern Luft, und aus Luft feste Körper werden können, als daß ich mich länger hierbey verweilen sollte. Ich sage nur, die Veränderungen in der Atmosphäre und im Stande des Barometers sind daraus sehr begreiflich.

Das Barometer kann nämlich auf zweyerley Art sich verändern: nämlich erstens, wenn sich die ganze Masse der Luft durch obige Umstände vermindert oder vermehret; und zweytens dadurch, wenn statt einer Luftart, welche in körperlicher Gestalt präcipitirt wird, eine andere entstehet, die von jener in der specifischen Schwere unterschieden ist. Eine weitere Ursache läßt sich schwerlich denken.

Wenn also das Barometer steigt oder fällt, so muß eine von beyden vorbenannten Veränderungen wirklich geschehen seyn, und das Barometer kann solche nicht vorher anzeigen.

Der Regen gehört unter die Ursachen, wodurch die ganze Luftmasse verringert wird, und das Barometer

rometer muß demnach alsdann fallen. Es wird aber nach obigem Grundſatz nicht eher fallen, als bis es irgendwo wirklich zu regnen anfängt. Den Umſtand, daß das Barometer manchmal durch ſein Fallen an einem gewiſſen Ort den Regen vorher anzeigt, erkläre ich folgendermaßen:

Ich nehme an, daß an dem Ort A, wo der erſte Regen fällt, das Barometer nicht vorher fälle. Die Erfahrung zeigt auch oft, daß es anfängt zu regnen, ohne daß ein Fallen des Barometers vorhergegangen wäre. Da nun an dieſem Ort die Luftmaſſe vermindert wird, ſo muß von allen Seiten her ein Luftſtrom oder Wind nach A zu entſtehen, um das verlohrne Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Das Barometer wird alsdenn an allen benachbarten Orten, wo ſich die Luft weg und nach A hinbewegt, fallen. Das Zuſtrömen der Luft am Ort A wird aus mancherley Urſachen nicht von allen Seiten vollkommen gleich ſtark erfolgen, ſondern es wird auf einer Seite, etwa auf der Seite von B her, ein ſtärkeres Zuſtrömen und ein Uebergewicht entſtehen. Alsdenn bewegt ſich die Regenwolke nach der entgegengeſetzten Seite O nach der verlängerten Richtung B A fort, und es entſtehet ein Wind nach dieſer Richtung A C, und zugleich von allen Nebenorten her nach dem Ort des Regens A. Ehe aber der Regen an den Ort C kommt, ſo wird das Ba-

rome-

meter schon fallen, und an C blos ein Wind nach A hin verspühret werden. Hieraus sind die bey Gewittern und Platzregen sich einfindenden Winde und deren Richtung sehr begreiflich. Wenn an dem Ort des ersten Regens das Zuströmen der umliegenden Luft, welche das verlohrne Gleichgewicht herstellen will, anfänglich in gleicher Stärke geschiehet, so kann dadurch, ehe jene Luftströme ihre einmal habende Bewegung verlieren, eine Aufhäufung der Schichten bey A entstehen, und also das Barometer während dem Regen steigen, bis endlich die höhere Luftsäule bey A auf irgend einer Seite, wo der wenigste Widerstand geschiehet, ein Uebergewicht erhält. Auf diese Art läßt sich der Fall erklären, den Herr de Lücs Bruder beobachtet hat.

Kurz, ich bin überzeugt, daß wenn Herr de Lüc meine Theorie vor Abfassung seines Werks gekannt hätte, so würde er über die Natur der luftförmigen Flüssigkeiten ganz anders gedacht haben. Die Unbegreiflichkeiten und Dunkelheiten, wovon er an so vielen Stellen seines Buchs spricht, würden ihm sehr begreiflich und sehr hell geworden seyn, so wie sie mir es sind, obgleich von meiner Theorie noch nicht derjenige Gebrauch gemacht worden ist, der sich zur Aufklärung der ganzen Naturlehre, nach meiner Ueberzeugung, davon machen läßt.

II.

Gedanken über die Bildung des Hagels, vom Hrn. P. Cotte.

Das erschreckliche Hagelwetter, welches am 13. Jul. 1788. in verschiedenen Gegenden Frankreichs so traurige Verwüstungen anrichtete, und wobey nach einigen Nachrichten die Hagelstücken bis auf 10 Pfund gewogen haben sollen, hat dem berühmten Meteorologen Hrn. Cotte Gelegenheit gegeben, im Journal general de France no. 95. dieses Jahrs einige Gedanken über die Bildung des Hagels, dem Publikum mitzutheilen. Was überhaupt die vorhin angegebne Größe der Stücken betrift, so hält sie Hr. C. für offenbar übertrieben, und glaubt, daß damit bloß solche gemeynt seyn müßten, die sich, nachdem sie bereits auf die Erde gefallen, aus mehrern zusammen geleimt hätten. Nach den ihm bekannt gewordenen genauesten Beobachtungen, haben die größten, so wie sie aus der Luft gekommen, nicht mehr als 1 Pfund und einige Unzen gewogen.

Zur Erklärung des Hagels nun, der sich hauptsächlich allemal nach großer Hitze zeigt, vergleicht Hr. C. die Atmosphäre mit einem Alembic oder einer Distilliergeräthschaft. Die Erde ist der Feuerherd, aus welchem die Dünste aufsteigen, deren

Menge

Menge jedesmal mit der Größe der Hitze in Verhältniß steht. Eben diese Hitze ist auch Ursach an der übermäßigen Verdünnung der Dünste, woraus folgt, daß sie sich itzt viel höher, als zur Winterszeit erheben, und in eine solche Gegend des Dunstkreises gelangen müssen, wo eine beständige Frostkälte herrscht, und welche Hr. C. als das Kühlgefäß betrachtet. Diese Gegend kann eine Höhe von 2 bis 3000 Klaftern haben. Hier gefrieren also diese Dünste, und werden einige Zeit durch den Wind erhalten und hin und her geworfen, bis sie endlich in mehr oder weniger beträchtlichen Hagelstücken herniederfallen, wobey es denn sehr leicht möglich ist, daß sich auch schon vor und während dem Fall mehrere Stücke an einander leimen. Indem sie nun durch die Atmosphäre gehen, vergrößern sie sich noch mehr auf Kosten der Dünste, die sich nun jedes Hagelkorn anlegen, fest frieren und verschiedene Gestalten bilden, die den Krystallisationen der Stalaktiten ähnlich sind. Jedes Hagelkorn, das unmittelbar aus der Wolke kommt, macht hier den Kern, der auch gewöhnlich viel härter ist, als die Eisrinde die um denselben herliegt. Im Winter sind die Dünste viel dichter, erheben sich weniger hoch und frieren gewissermaßen schon im Steigen selbst; sie haben also nicht Zeit sich zu vereinigen, und fallen als eigentlich gefrorne Dünste in sternförmiger Gestalt wieder auf die Erde zurück, welches dann die

Schnee-

Schneeflocken giebt, die immer um so größer werden, je weniger hoch sie herabfallen.

Man hat bemerkt, daß es sehr selten bey Nachtzeit hagelt; diese Bemerkung unterstützt die Erklärungsart des Hagels, die Hr. C. gegeben hat. Sobald nämlich die Sonne den Horizont verläßt, kühlt sich die Luft ab, die Dünste verdichten sich, und können nun nicht mehr die Höhe der Atmosphäre erreichen, die er als das Kühlfaß des großen Destillirgeräthes ansieht. Hr. C. verspricht über diesen Hagel noch umständlichere Nachrichten bekannt zu machen, wenn ihm seine zahlreichen Korrespondenten Materialien dazu liefern. Die Pariser Akademie hat auch den Hrn. Tessier, le Roi und Buache Auftrag gethan, von allen Orten genaue Nachrichten über dieses Hagelwetter einzuziehen. Sollten wir etwas in den Plan dieses Magazins gehöriges davon erfahren, so werden wir es zu seiner Zeit mitzutheilen, nicht ermangeln.

Nach-

Nachrichten von phyſikaliſchen Kabinetten.

I.

Nachricht von der Holzbibliothek des Herrn Menagerie-Inſpektors Schildbachs in Caſſel.

Sie iſt eine Sammlung von mehrentheils deutſchen Hölzern, die ſich unweit Kaſſel bey dem Fürſtl. Luſtſchloß Weiſſenſtein in den neuen Anlagen befinden, und enthält mehr als achtzig Geſchlechter, und 340 Abarten im Büchersformat, wobey die Größe und Tiefe des Buchs, nach den Blättern, Blumen und Früchten der gewählten Holzart gemäß, eingerichtet iſt.

Der Rücken an jedem dieſer Bücher zeigt

a) Die Schaale oder Rinde der Holzgattung, woraus das ganze Buch beſtehet.

b) Ein rother Titel, welcher mit goldnen Lettern nach Linneiſcher Ordnung, Claſſe, Geſchlecht und ſpecielen Namen in lateiniſcher und teutſcher Sprache nicht nur angiebt,

sondern auch die vorzüglichsten Autoren bemerkt. Bey den harzführenden Bäumen

c) ihre Harze auf eine die Natur nachahmende Art angesetzt. Endlich

d) die Mooße, welche auf der Schaale oder Rinde entstehen.

Der obere Schnitt des Buches zeiget das quer durchschnittene junge und Mittelholz, mit seinen Mark- und ringförmigen Ansätzen, an welchen man mittelst eines Vergrößerungsglases, die verschiedenen Gefäße der Pflanzen erkennen kann.

Der untere Schnitt des Buches bestehet aus ganz altem Stammholz, quer durchschnitten; der aufmerksame Beobachter siehet hieran ohne viele Mühe, wie das Mark und die Gefäße mehr zusammen gedruckt sind, wodurch das Holz seine Härte erlanget hat.

Die obere breite Seite des Buchs läßt sich durch einen Schieber öffnen, und diese obere Seite ist das unreife oder Splintholz.

Die untere breite Seite des Buchs zeigt das mittelmäßige Span- oder Spiegelholz, und läßt die Beobachter von dessen Güte und Schönheit urtheilen.

Der

Der vordere Schnitt giebt das ganz alte, abständige Holz an.

Man findet ferner auf diesem vordern Schnitt

a) ein Stück polirtes Masernholz, unter diesem

b) die Schwammart, die sich bey der Fäulniß des Holzes ansetzt,

c) einen Kubikzoll des besten Holzes, welches die drey spezifiken Schweren

1) beym flüchtigen Saft im Frühjahr,

2) beym reifen Saft im Herbst,

3) wenn das Holz durch die Länge der Zeit ganz trucken geworden ist, nach medicinischem Gewicht bestimmt.

d) Ist der Grad der Hitze darauf bemerket, welches die Flamme eines Kubikzolles in dem Raume eines Kubikfußes eines Eisenbleches bey temperirter Witterung nach Fahrenheit und Reaumur verursachet.

e) Die Verminderung der Größe und des Gewichts von einem Kubikzoll Holz, nachdem es gehörig verkohlet worden.

h) Den ſpecifiſchen Grad der Hitze, den ein Kubikzoll glühender Kohle in dem oben bemerkten Raum genau angiebt.

g) Hierunter endlich findet man den bekannten Nutzen der Pflanze, wie auch den Grund und Boden, welche die Holzart vorzüglich liebt, beſchrieben.

Die ganze Naturgeſchichte der Pflanze, beſonders der feinern Theile, oder der Ernährungs- und Befruchtungswerkzeuge, iſt in dem innern Raume des Buchs enthalten.

Man ſiehet auf dem Boden den Saamen und deſſen Gehäuſe, nach Tournefort.

Zur Rechten ſtehet der Keim mit der Wurzel, den Fettblättern, der Saamenkapſel, und den beyden erſten Blättchen. In der Mitte ſelbſt ſiehet man einen Aſt von der Pflanze, an welchem man, von unten die Trag- und Waſſerreiß-Knoſpen, wie ſie nach verdünnten Säften treiben, und getrieben haben; dann die verſchiedenen ſtufenweiſe größer gewordenen grünen Blätter; jede Art in ihrer natürlichen Farbe.

Zur Seite gegen den Aſt findet man den Monat der Blüthezeit, die kleinen Blüthenknoſpen, ſtufenweiſe bis zur Schließung des Fruchtknotens mit

Griffel

Griffel und Staubfäden nach Linneiſcher Ordnung; denn die abgeblühten welk und trocken gewordenen Blumen; die angeſetzte kleine Frucht ebenfalls ſtufenweiſe von der erſten Entſtehung bis zur Vollkommenheit und endlichem Abſterben, wie auch den Monat bemerkt, worinnen die Frucht zur vollkommenen Reife gelanget.

Auf der linken Seite zeiget ſich endlich ein Skelet von einem Blatte.

Preisaufgaben.

Die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg hat für das Jahr 1790. einen Preis von 50 holländ. Dukaten auf die beſte Beantwortung folgender Aufgabe geſetzt: Déterminer par une ſuite d'expériences, quel eſt le rôle, que les airs factices, ou l'électricité, ou encore ces airs factices combinés avec l'electricité, jouent dans la minéraliſation, et de conſtater par ces experiences, ſi le principe électrique contient un veritable phlogiſtique, ou non? — Die Wettſchriften können in deutſcher, ruſſiſcher oder franzöſiſcher Sprache geſchrieben ſeyn, und müſſen unter

der Adresse: an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, vor dem 1. Jun. 1790. eingesandt werden. Die Akademie wird ihre Entscheidung im December eben dieses Jahres bekannt machen.

Da über die von der pariser königl. Akademie der Wissenschaften im Jahr 1786. ausgesetzte Preisfrage für die beste und vortheilhafteste Verfertigung eines dem Flintglase ähnlichen Glases, davon in diesem Mag. III. B. 4. St. S. 129. eine umständliche Anzeige befindlich ist, keine einzige Abhandlung die in dem Programm der Akademie vorgeschriebenen Bedingungen erfüllte, so hat sie für gut befunden, die Preisaustheilung bis zu ihrer öffentlichen Sitzung nach Ostern 1791. hinauszusetzen, um den Concurrenten Zeit zu neuen Versuchen zu lassen. Die Abhandlungen werden bis auf den 1. Jenner desselben Jahres angenommen, der Preis besteht in 1200 Livres.

Die königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen setzt für den letzten September 1791. einen Preis von 50 Dukaten auf die beste Beantwortung folgender Fragen:

Man hat bisher angenommen, eine Kugel, welche schief durch eine widerstehende Materie geführet wird, leide einen Widerstand, der sich wie das Quadrat des Sinus der Neigung verhält. In Frankreich ist durch Versuche gefunden worden, daß dieses von der Wahrheit abweicht, immer mehr, je schiefer der Winkel ist. Für die Vergleichung zwischen Winkel und Widerstand hat Hr. Bossüt nur eine Näherung angegeben, die sich nicht auf krumme Flächen anwenden läßt.

Die Versuche sind nur im Wasser angestellt worden; man könnte doch wohl denken, Luft widerstehe anders, nicht nur weil sie dünner, sondern auch weil sie elastisch ist. So erwartet die Analysis noch viel von der mathematischen Physik, ehe sich statt der paraboliſchen Theorie geworfener Körper die wahre setzen läßt.

Die königl. Societät wünscht also, daß zu Erweiterung unserer Kenntniß dieses Gegenstandes Folgendes untersucht werde:

„Was für ein Verhalten ist bey schiefem Widerstande zwischen der Größe desselben und dem Neigungswinkel? Wie findet man den Widerstand auf krummen Flächen?"

Es wäre gut, dieses sowohl für blos träge, als sonfalls noch zähe, flüssige Materien anzugeben, als auch für Luft.

Daß Versuche zum Grunde liegen, schon vorhandene, oder mit gleicher Sorgfalt angestellte, versteht sich.

Anzeige neuer Schriften und Auszüge.

Leipzig. Der kön. schwed. Akad. der Wissenschaften neue Abhandlungen ꝛc. 8ter B. 2te Hälfte. 1788.

1) Nordmark, von der Wärme einfacher Sonnenstralen. Hr. N. wirft sich die Frage auf: haben die sogenannten einfachen Stralen, welche die prismatischen sieben Farben geben, jede Art für sich das Vermögen Wärme zu erregen? oder müssen sie zu dieser Absicht, wie im Sonnenlichte, vereinigt seyn? — Diese Frage läßt sich nicht durch Schlüsse ausmachen, weil man in der Chemie Beyspiele hat, daß z. B. ein einzelner Bestandtheil eines Auflösungsmittels nicht die Auflösung bewirken kann, die

die das vollständige Auflösungsmittel, sind auch in noch so geringer Quantität vorhanden, zu bewirken im Stande ist. Hr. M. ließ also einzeln prismatische Farbenstralen im dunkeln Zimmer auf Thermometerkugeln fallen, und fand da wirklich so viel, daß sich daraus die obige Frage mit höchster Wahrscheinlichkeit bejahen ließ. Seine ganze gebrauchte Vorrichtung beschreibt er sehr umständlich, und erläutert die Beschreibung auch mit Figuren. Von den 3 gebrauchten Thermometern, stand das 1ste vor dem Versuch auf 18,0 Grad; das 2te 17,8, und das 3te 18,2. Nach Verlauf einer Viertelstunde zeigte a) 18,5; b) 18,2); c) 18,8) nun wurden die Thermometer aus den Farbenstralen weggeschoben, und wieder nach 1 Viertelstunde zeigte a) 18,2; b) 17,9, und c) 18,4) welches niedriger war, als beym Versuch, aber höher als vor dem Versuch, welches aber auch wegen der Zunahme der Wärme im Zimmer (der Versuch wurde um 11 U. 6 M. den 30. Aug. angestellt) nicht anders erwartet werden konnte. Mehrere Versuche gaben beynahe dieselbigen Resultate; allein als Hr. M. eine einzelne Farbe durch ein Brennglas gehen und den Brennpunkt auf die Thermometerkugel fallen ließ, so zeigte sich keine merkliche Veränderung im Stande. Dies kam aber wahrscheinlich von der beständigen Verrückung dieses kleinen Punkts auf der Kugel. Bey Versuchen ähnlicher Art, wo die Strahlen durch ein Brennglas

sinnen, ehe sie im Prisma [illegible] wurden, gab das nun schmälere Farbenbild, nicher die Resultate des ersten Versuchs. Indem Versuche, mit gemeinem Feuer, blauer Schwefelflamme, Phosphor und elektrischem Licht im luftleeren Raum zeigten, daß das Prisma dergleichen Licht eben so wie das von der Sonne, in Farben spaltete, wiewohl in den beyden letztern Fällen die Farben mehr vermuthet, als wirklich gesehen wurden.

2. Thunbergs Beschreibung dreyer Schildkröten. In kleinern Seen und Gewässern des Kayserthums Japan, haben die Einwohner eine Menge Schildkröten, die sie zu ihrem Vergnügen unterhalten, und mit Nahrung, welche sie ihnen ins Wasser werfen, herbey locken. Sie sind von mittelmäßiger Größe, etwas über eine Viertelelle lang, aber ganz schwarz. Sie unterscheiden sich vermittelst ihres scharfen Rückens sehr von den großen Schildkröten auf Ascension und den Antillen, und machen eine Art aus, welche von den im Natursystem aufgezeichneten, unterschieden ist. Hr. Th. nennt diese Art T. *japonica*, pedibus pinniformibus unidunguiculatis, testa carinata, crenata, postice quadriloba. Die 2te Art fand er im Weingeist in der Sammlung der Akad. zu Upsala, ohne daß er weiß, woher sie genommen ist. Er nennt sie T. *testitera*, pedib. palmatis, testa integra, carinata,

ninata, elevato-striata, scabra. Die 8te Art hat er im Indien; ihre Heimath weiß er nicht sicher; in Betracht ihrer erhabenen und sonderbaren Runzeln nannte er sie: T. areolata, pedib. digitatis, testae gibbosae scutellis elevatis subquadrangulis striatis: medio depressis scabris. Alle 8 Arten sind abgebildet und umständlich beschrieben.

3. Swederus, von einer neuen Gattung Insekten, Macrocephalus, und 20 neuen Arten, mit Abbildungen.

4. Adlerberg, über den Auerhahn in seinem wilden und zahmen Zustande. Bey einem gezähmten Auerhahn hatte der V. Gelegenheit, mancherley Bemerkungen über das sogenannte Pfalzen oder Balzen zu machen. Da die wilden Auerhähne dieses fast nur im Frühjahr thun, wenn die Paarungszeit ist, oder manchmal zufälligerweise im Herbste, so pfalzte des V. zahmer Auerhahn zu jeder Jahreszeit u. Stunde des Tages, nachdem es ihm einfiel und auf allerley Veranlassungen. Man giebt allgemein vor, wenn der Auerhahn pfalzte, so höre und sehe er nicht, und man glaubt solches aus dem Verhalten des Vogels im Walde sicher schließen zu können, weil man bey gehöriger Beobachtung der Cadenzen desselben sich ihm so zuverlässig innerhalb der Schußweite nähern kann. Dagegen fand aber Hr. A. daß

daß der Vogel während des Pfalzens oder dem Abschnitte (skaerning) der auf das Gluckſen folgt, die Augenlieder nicht zuſchließe, ſondern nur das Auge in die Höhe richte; daß er alſo, wenn er auf dem Baume ſitzt, den Jäger nicht ſehen kann. Hr. A. verſuchte oft während des Pfalzens die Hand über den Kopf des Vogels zu halten, als wenn er ihn bey der Stirne faſſen wollte, da brach er denn allemal ſogleich ab, und hackte nach deſſen Fingern, ſetzte auch das Pfalzen nicht fort, ſondern verwandelte es in einen Ton, den die Jäger rappeln nennen, welcher gewöhnlich zu erkennen giebt, daß der Vogel gereizt und zornig iſt. Dagegen konnte der B. nie wahrnehmen, daß ſein Auerhahn während der Muſik das geringſte Zeichen des Gehörs gab, ſo ſtarkes Lärmen man auch machte, um ſein Pfalzen zu unterbrechen. Sobald er das Gluckſen verrichtet hatte, fing er an mit dem Kopfe hin und her zu fahren, und kehrte die Augen ein- und auswärts, doch ſo, daß er genau merkte, was über ihm vorging, übrigens aber ſich in der vollkommenſten Entzückung zu befinden ſchien. Auf den Gütern von Willinge, in den Scheeren von Weemds, hat ſich ein alter Auerhahn mehrere Jahre aufgehalten, der, ſo oft er Leute im Walde hörte, die Dreiſtigkeit hatte, auf die Erde herunter zu fliegen, und unter beſtändigem rappeln nach den Füſſen derer zu hacken, die ihn in ſeinen vermeinten Grenzen beunruhigt

ſtyr hatten. Sie pflegen dann niemals zu pfauchen, und der Zorn ſcheint ihre Liebesgrillen zu mindern. Einſt fand ein Bauer ein lebendiges Auerhuhn auf der Erde in der Stellung, die ſie gewöhnlich haben, wenn ſie ſich treten laſſen, und hörte es eben den Ton von ſich geben, wie ſie thun, wenn ſie dem Liebhaber zur Paarung rufen; es war von dieſer Empfindung ſo eingenommen, daß es ſich, ohne auf ſeine Gefahr zu merken, nahmen ließ. Der Bauer brachte es dem B. Es paarte ſich ſogleich mit einem zahmen Hahne, und legte darnach zwey Eyer, die aber der B. auf dem Boden des Platzes, den er dieſem Paare eingeräumt hatte, zerbrochen fand, und dies kam vermuthlich daher, weil der Vogel die Eyer auf die in dem Behältniß vorhandenen Stangen gelegt gehabt hatte, denn in der Folge als dieſe Stangen weggenommen worden waren, blieben die Eyer ganz. Dieſes Huhn legte nun in dieſem Jahre nicht mehr. Im folgenden May bekam der B. wiederum ein lebendiges Huhn ganz auf die vorige Art. Beyde ſo gefangene Hühner ſchienen alle Furcht abgelegt zu haben, und wie halb verzweifelt geworden zu ſeyn, ſobald aber ihre Paarung vorbey war, nahmen ſie ihre natürliche Scheuheit wieder an, und ſchienen erſt da, wegen ihrer Gefangenſchaft niedergeſchlagen. Um junge Brut zu erhalten, verſah Hr. A. das Zimmer mit allerley Sachen, von denen er glaubte, ſie könnten der

Henne

Henne zum Bau des Nestes dienen, aber sie brauchte nichts davon. Er richtete selbst ein Nest zu, aber sie legte an einen selbst beliebigen Ort, und zeigte keine Neigung zum Ausbrüten. Hr. A. sammlete indessen von beyden Hühnern Eyer, und legte sie einer Haushenne unter. Als er nach 30 Tagen noch kein Ausbrüten vollendet sah, öffnete er ein Ey und fand darinnen ein ganz vollkommenes, aber todtes Junges, und so fanden sich auch in allen übrigen todte Junge. Hr. A. bemerkte, daß die Schalen beträchtlich dick und hart waren, und schloß, daß beym Auskriechen die Alten vermuthlich selbst die Schaale öffneten, welches aber die Henne, die Mutterstelle vertrat, aus Unwissenheit unterlassen, und so den Tod der Jungen verursacht hatte. Hr. A. hatte einigemal Mütter mit den Jungen im Netze gefangen. Die erste Nahrung der Jungen waren Insekten, besonders Eyer von schwarzen Ameisen, die sie sehr lieben. Nachher haben sie sich gewöhnt, Erdbeeren, Heidelbeeren, Wacholderbeeren und dergl. zu genießen; auch rothe Johannisbeeren waren ihnen angenehm. Die Erwachsenen wurden mit allerley Getraide gefüttert; oft nahmen sie mit Tannen- und Fichtennadeln vorlieb, mit Waldbeeren, Knospen von Erlen, Birken und Haseln.

h. Vare von dem Wasser in Carlscrona, und den davon herrührenden Krankheiten.

6. Flormann von bösartigen Geschwülsten an Ochsen und Pferden.

7. Törnsten, über die Höhe des nordischen Gebirgsrückens über dem Meere, mit einer langen Anmerkung vom Hrn. Hofrath Kästner, worin die Theorie, nach welcher Hr. T. verfahren hat, durch analytische Formeln dargestellt und entwickelt wird. Die größte Höhe, in welcher Holz zwischen dem 63. und 64. Gr. nördl. Breite wächst, ist etwa 1714 schwedische Ellen über dem Meere. Des Arfvuls Höhe beträgt 2654, und des Syltoppens 3326 Ell. über dem Meere.

8. Odmann, von den Wirkungen eines Schlangenbisses auf eine schwangere Frau und ihre Frucht. Die Frucht wurde völlig getödtet, ehe die Frau selbst angegriffen wurde; und hierauf erfolgte nach vielen fürchterlichen Zufällen und dem Gebrauch der Aderlässe, die Entbindung, und das Gift nahm alsdann seinen Ausweg durch die Lochien, so daß sich die Frau nach 3 Wochen wieder hergestellt befand. Es hatte sie Coluber Berus nur ganz leicht an der kleinen Zehe verwundet.

9. Bjerkander, über eine braune Farbe von Blattläusen. Solidago virga aurea war mehrmals im August längst dem Stengel hin mit braunen

nen Blattläuſen bekleidet, welche ſchwarze Augen haben, Füße und Fühlhörner ſind graulich, die letzten ſo lang als der Körper. Wenn man ſie in einem Glaſe oder ſonſt vom Stengel ſammlet, und dann lebend zerquetſcht, ſo geben ſie eine braune Farbe.

10. Seſtröm, über ein Mittel Mücken zu vertreiben. Er ließ das Zimmer Abends und Morgens mit Campher räuchern. Dieſer Rauch verdiene wohl auch gegen die Raupen an Obſtbäumen verſucht zu werden; man müſſe aber den Baum oben mit einem Tuch bedecken, damit der Rauch nicht ſo bald verflöge.

11. Aſzelius Anmerkungen über die Kenntniß ſchwediſcher Gewächſe, mit Abbild.

12. Bugge, Theorie der beweglichen Rolle mit Betrachtung ihres eignen Gewichts.

13. Swartz, über die Solandra, eine neue Pflanzengattung, mit Abbild.

14. Hornſtedt, Beſchr. einer Schlange aus Java, mit Abbild. Der V. vermißte bey ihr nicht nur die Schilder und Schuppen unter Bauch und Schwanz, ſondern fand auch, daß ihr die Ringe und Falten mangelten, daran die beyden letzten Schlangen in Linnäus Syſtem erkannt werden.

Statt

Statt der glatten schlüpfrigen Haut war hier obere und untere Seite allenthalben mit rauchen Warzen bekleidet; sie macht also ein eignes Geschlecht aus, das der B. Acrochordus nennt.

15. Hellenius, über Sitten und Lebensart der Mandelkrähen. Sie finden sich im Frühjahr zu gleicher Zeit mit den Schwalben ein. Mehrere Männchen streiten um ein Weibchen. Zum Nest wählen sie Höhlungen in alten Bäumen. Am Brüten nehmen beyde Antheil, das Weibchen scheint bey Nacht zu sitzen, und das Männchen Wache zu halten. Für die Jungen sammlen sie gemeinschaftlich Nahrung, welche aus Insekten besteht. Die Jungen lassen sich durchaus nicht zähmen; man kann sie kaum 14 Tage lebendig erhalten. Mit dem ersten Nachtfrost nimmt dieser Vögel wieder seinen Abzug. Diesen bemerkt man aber fast niemals, weil der Vogel sehr schnell und hoch fliegt. Er hat ein sehr zähes Leben, denn wenn ihn ein Schuß, auch in den empfindlichsten Theilen getroffen hat, so lebt er doch noch mehrere Stunden, und dies macht des V. Gedanken wahrscheinlich, daß ihm die Natur ein hohes Alter bestimmt habe.

Berlin. Beobachtungen und Entdeckungen aus der Naturkunde, von der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, II. B. 3. St. mit 4 illumin. Kupf. 1788.

Die beyden ersten Stücke dieses Bandes enthielten 13 Artikel, und das gegenwärtige hebt also mit No. 14. an, wo Hr. von Wangenheim eine Beschreibung der polyblättrigen Kalmia, und der gelbblühenden Roßkastanie liefert, welche er selbst sauber gezeichnet und gemahlt hat. Er hat diese Kalmia in seinen Beyträgen zur deutschen Holzgerechten Forstwissenschaft, die Anpflanzung nordamerikanischer Holzarten ꝛc. betreffend, deshalb nicht mit erwähnt, weil ihm dieselbe bis zum 43. Gr. nördlicher Br. in Amerika nicht vorgekommen ist. Die gegenwärtige Beschreibung ist nach einem Exemplar gemacht, das sich in den Tegelschen Plantagen des Hr. G. F. R. v. Burgsdorf befindet. Das Vaterland dieses Strauchs ist der kältere Himmelsstrich über 45 Gr. nordwärts in Amerika; er ist ein Erdholz, dessen Höhe wenig über 1 Fuß beträgt; aus der Wurzel schießen mehrere, höchstens einen Federkiel starke, Schößlinge aus. Die Bestimmung des V. ist: Kalmia polyfolia, corymbis terminalibus spicatis foliaceis, foliis oppositis lanceolatis integerrimis revolutis, subtus glaucis. Von der gelbblühenden Roßkastanie kann man das Vaterland nicht mit Gewißheit angeben, Amerika ist es nicht. Des V. Besche. ist ebenfalls nach einem Exemplar aus der Tegelschen Plantage gemacht. Nach des Hrn. V. Vermuthung ist dieser Baum aus der Mischung unsrer gemeinen wilden und der rothblühenden Pa-

bin entſtanden. Ihre Beſtimmung iſt folgende: Aeſculus lutea, floribus heptandris, luteis, viſcoſis, clauſis: foliis digitatis, foliolis ovato-lanceolatis ſerratis. Die Vermehrung wird durch das Pfropfen und Oculiren der Roßkaſtanie bewerkſtelligt.

15. Beſchreibungen einiger nordamerikaniſcher Fiſche, vorzüglich aus den Neu-Yorkiſchen Gewäſſern, von D. Joh. David Schoepf. Ein ſehr zahlreiches faſt 4 Bogen füllendes Verzeichniß.

16. Auszug eines Schreibens des Hrn. Gr. von Mellin an Hrn. G. F. R. v. Burgsdorf. Eine zahme in einen Faſanengarten eingeſchloſſene Ricke unterließ ſeit 7 Jahren nie in der Mitte des Auguſt an dem zum Rehgarten führenden Thor der Faſanerie zu pfeifen, und ſich zum Auslaſſen zu melden; nach 24 bis 36 Stunden kam ſie wieder zurück und begehrte dann nie wieder heraus zu gehen. Dieſe Ricke hatte alle Jahre richtig ihre 2 Kälber im May geſetzt. Das Rehwildpret geht alſo ebenfalls 9 Monate tragbar, und das Brunſten der Böcke im Auguſt iſt kein bloßes Treiben mit Schmalricke wie man glaubt, ſondern eine wirkliche Brunſt.

17. Kurze Beſchr. und Abbildungen zweyer Berge, und der darin befindlichen Stein- und

Bergarten, vom Hrn. Bergkommissionrath Danz. Der erstere ist der Pangierberg bey Nimptsch im Fürstenthum Brieg, welcher ganz aus Granit besteht, wodurch ein Trumm mit kugel- und säulenförmigen Basalt und Traß 20 Zoll stark, gangweise setzt; dieser Traß besteht nicht wie der von Andernach aus einer verhärteten vulkanischen Asche, sondern aus einer grauen mit rothen und gelben Flecken in unförmlichen und halbkuglichen Stücken zusammengebackenen Thonerde. Auf dem rechten Stoß ist ein Strich von etwa 12 Zoll starken gelblichen Granit, worin hin und wieder auch einzelne Basaltkugeln von gleicher Beschaffenheit liegen, die sich abschälen, in Luft und Wetter aufgelößt werden, in der Feuchtigkeit aber hart bleiben. Schlägt man sie von einander und trift eine Druse darin an, so ist diese gemeiniglich voller Wasser. Der übrige graue Granit ist mit grünem Schörl, (oder vielmehr vulkanischem Chrysolith) und Zeolith durchtrümmert, wovon in den Klüften und Drusenlöchern der Schörl zum Theil so hell wie Chrysolith und der Zeolith so fein als ein Haar, krystallisirt ist. Der zweyte Berg ist die Stopfelskuppe, 2 Stunden von Eisenach am Wege nach Berka an der Werra, wo sich eine ähnliche Merkwürdigkeit findet, nur mit dem Unterschiede, daß hier in der Mitte zwischen dem Basalt ein feiner Sandstein, 14 Fuß stark, durchsezt. Unter der Dammerde, 2 Fußtief in dem

Sands

Sandstein, liegt eine 2 Zoll starke Lage rother Mergel. Auf der rechten Seite des Sandes ist ein kleines Trümchen Eisenocker; hierauf folgt eine blaugrauliche Thon- oder sandige Walkererde von den aufgelößten Basaltkugeln, welche auf derselben Seite mehrentheils kugelförmig und voller Hornblende und Schörl sind. Auf der linken Seite des Sandsteins ist der Thon, oder die sandige Walkererde nur einen Schuh stark, und die Basalte liegen in ungleichen Stücken und flach.

18. Kurze Nachr. vom Busch, Hau und Gewinnung der Knoppern in Schlesien, vom Hrn. Danz. Da blos die 20 bis 24 jährigen Eichen die besten, und alte, gar keine Knoppern geben, so glaubt man, daß die Knoppern vom Ueberfluß des Safts entstehen. Von den 20jährigen Eichen werden mit Ende May oder Anfang Junius erstlich die Aeste abgehauen, und von diesen die Lohe abgeklopft. Die größern brauchbaren Eichen werden noch auf dem Stamm vom Gipfel herunter abgeschält, und dann läßt man sie bis in den Herbst auf dem Stocke stehen. Wo andre Laubhölzer mit wachsen, da werden alle 8 Jahre Birken, Aspen, Saalweiden, und selbst krüppliche Eichen ausgehauen.

19. Beschreibung und Untersuchung einer unter dem Namen eines neu entdeckten seltenen Ka-

henſilbers vom Andreasberg näher beſtimmten Abart eines weißen Bleyſpaths, vom C. L. v. Boſe. Der V. fand es bey der Unterſuchung ganz einerley mit dem ſogenannten Buttermilchſilber vom George Wilhelm. Der Zweifel iſt alſo gegründet, den ſchon andre Mineralogen darüber geäußert haben, daß dieſe Art das wahre Buttermilcherz ſey; ſie hielten es vielmehr für ein gediegenes Silber von der Art des Silberthauerzes, aber auch dieſe Meynung widerlegt ſich aus des V. Verſuche, der für ſeinen Theil nur eine Art des Buttermilchſilbers für die ächte hält, und zwar die blaue oder bräunliche, welche Hr. v. Veltheim in der Crellſch-Kirwanſchen Mineralogie S. 281. beſchreibt.

20. Chemiſche Zergliederung des Prehnits vom Hrn. Klaproth. Es iſt die Steinart, die der ſel. Oberſte Prehn zuerſt vom Vorgeb. d. g. H. nach Europa brachte. Von 100 Theilen Prehnit beſtehen nach Hrn. Kl. Unterſuchung:

Aus Kieſelerde	43½
Alaunerde	30½
Kalkerde ohne Luftſäure	18
Eiſenerde	5
Luft und Waſſertheil	1½

Seine Stelle dürfte im Oryktologiſchen Syſtem am füglichſten zwiſchen dem Zeolith und dem Schörl ſeyn.

Ver-

Berlin. D. Carl Abraham Gerhard, kön. Preuſſ. Geh. Oberfinanz- Kr. und Domainen-Rath, ꝛc. Abhandlung über die Umwandlung und den Uebergang einer Erd- und Steinart in die andere. Bey Vieweg dem jüngern, 129 S. 8. 1788.

Die mineralogiſche Frage: bewirkt die Natur eine Umwandlung und einen Uebergang von einer Steinart in die andere? iſt, wie bekannt, bisher noch ſtreitig geweſen, und ganz neuerlich von Hrn. Güßmann in ſeinen Beyträgen über das Alter der Erde, bejaht, vom Hrn. Ferber hingegen im neueſten Th. der Schr. der K. Ruſſiſ. Akad. der Wiſſ. verneint worden. In Rückſicht der großen Aufklärung, welche die endliche Entſcheidung derſelben für Mineralogie, phyſiſche Erdbeſchreibung und Bergbau, gewährt, hat ſich der Hr. Geh. F. R. gleichfalls an die Unterſuchung derſelben gemacht, und in der gegenwärtigen Schrift ſo viel Befriedigendes für die Bejahung derſelben aufgeſtellt, daß man nun wohl den Streit als geendigt anſehen kann. Von einer Stein- oder Erdart kann man allemal ſagen, daß eine Umwandlung mit ihr vorgegangen ſey, wenn ſie diejenigen innern oder äußern Eigenſchaften verlohren hat, welche ſie zu dieſer oder jener Ordnung, Geſchlecht zu zählen berechtigen, hingegen ſolche zeigt, welche es nöthig machen, ſie zu einer andern zu zählen, und ſich dann erweiſen läßt, daß

ſie die erſtern Eigenſchaften vorher gehabt habe; eben ſo kann man Steine, die eine Art von Mittelgeſchlecht ausmachen, und bey welchen man offenbare Spuren findet, daß ſie ehedem gänzlich dem einen oder andern Geſchlecht zugehört haben, als wahre Uebergänge von einem Geſchlecht zum andern anſehen. Dergleichen Uebergänge laſſen ſich nun theils in ſo fern denken, als die Natur neue Körper erzeugt, die den Grund ihres Daſeyns in den aufgelößten Beſtandtheilen anderer und älterer Körper haben; theils aber auch ſo, daß das innere Gewebe blos verändert wird, wo z. B. aus einem muſchlichten Bruch ein ſplittriger wird. Ueber die Art wie die Natur hiebey zu Werke geht, äußert der Hr. V. viel ſinnreiche Vermuthungen, und erläutert alles, was er da ſagt, mit beſtimmten Beyſpielen. Einen Uebergang aus dichten oder ſchiefrigen Körpern in blättrichte oder kryſtalliſche, kann ſich der Hr. V. ohne Beytritt einer neuen Subſtanz, nicht denken; indeß kann aber dieſelbe Erſcheinung auch ſchon erfolgen, wenn nur die Proportion der Theile verändert wird, wie die Betrachtung der Marmorarten, des Alauns und Vitriols ſolches zu erkennen giebt. Bey Kryſtallen oder fetten Steinen ſcheint die Beraubung eines Beſtandtheils einen ſolchen Uebergang zu bewirken. Bey Beantwortung einer andern Frage: ob nämlich ſich eben ſo wahrſcheinliche Mittel denken laſſen, durch welche in der innern

nern Mischung der Mineralien Veränderungen vorgehen, welche eine Umwandlung bewirken? wiederhohlt der V. seine schon ehemals geäußerte Meynung, daß die Kieselerde die einfachste sey, und aus ihr blos durch den Beytritt des Brennbaren in verschiedenen Mischungen, Alaun- Kalk- und Schwerspatherde entstünden. Eine andere Frage: ob durch Trennung der Bestandtheile der aus mehrern Erd- und Steinarten zusammengesetzten Körper, Umwandlungen entstehen können? ist noch einigen Schwierigkeiten ausgesetzt. Als Hauptwege zur Veränderung der Mineralien sind überhaupt folgende drey anzusehen: 1) Die Verwandlung, wobey eine einfache Erde in die andere bey Steinen übergeht, die nur aus einer Art von einfacher Erde bestehen. 2) Der Uebergang, welcher sich in Steinen, die aus mehreren einfachen Erden zusammengesetzt sind, ebenfalls durch Veränderung der einen in die andere äußert. 3) Die Auflösung, wobey einzelne Bestandtheile aus den Steinen der vorigen Art herausgezogen werden. Im 2ten Theil dieser Abhandlung zeigt der V. aus verschiedenen Gründen, daß man im Mineralreich wirklich Beweise finde, daß Erd- und Steinarten in einander übergegangen sind und sich umgewandelt haben. Der 1ste Grund ist die ganz genaue Verbindung zweyer oder mehrerer Erd- oder Steinarten in einem Stück, deren jede aus ganz verschiedenen Grunderden be-

stehet, und der ganz unmerkliche Übergang darinnen von einer in die andere. Hieher rechnet der Hr. W. die Auflösung des Quarzes in Thon, also Uebergang von Kieselerde in Alaunerde, wovon er eine sehr schöne Sorte aus der Gegend von Tschaur vor sich hat. Eine noch stärkere Umwandlung aber läßt sich bey den Feuersteinen beobachten, deren Lage schon beweißt, daß sie aus der Umwandlung der alkalischen Erden, in denen sie sich befinden, entstanden sind, wo oft Stellen vorkommen, die noch mit Schwren auforaußen, und doch schon am Stahl Funken geben. Eben so gehören hieher der offenbare Uibergang des Thons in Kiesel, den Pallas am Mosenaufluß bemerkte; die mit Thonerde geschichteten Kieselagen in Gallizien; der getropfte Chalcedon von Huttenberg in Kärnthen. Ein anderer Grund liegt darinn, daß man sehen kann, wie zuweilen an einem Orte aus einer Grundmaterie Körper entstehen, die in ihren Geweben und Bestandtheilen, zuweilen in einem allein, zuweilen in beyden, völlig verschieden sind. Dies bemerkt man an den Opal- und Chrysoprasarten bey Cosemütz im F. Münsterberg, wo es sehr in die Augen fällt, wie auch dem wahren Serpentinstein verschiedene Arten von Erden, und aus diesen durch die allmählige Verhärtung, Steinmark, Opal, Hornstein, Chrysopras, entstehen. Ferner, am Onyx, Chalcedon, und den Achatkugeln im Zweybrückschen und in Schlesien.

sen. Endlich auch an den Steinarten zu Talesbanya, Inquar, Monoch und Pechlin, wo sich der Granit offenbar in Porphyr verwandelt, und dieser sich dann wieder aufgelößt hat, und daraus Opal, Jaspis, Chalcedon ꝛc. geworden sind, und endlich die Wachsopale sich aufs neue in Thon aufgelößt haben. Einen dritten Grund geben noch diejenigen Versteinerungen, die aus einer ganz andern Erdart bestehen, als die, in welcher sie liegen, und die, welche sie ursprünglich hatten, z. B. die Meeresreste, welche in Kalk ꝛc. liegen. Dem Einwurf, daß vielleicht die Natur hier so wirke, wie beym Cementkupfer, sucht der Hr. V. gelegentlich zu begegnen; und da man immer einen Haupteinwurf daher genommen hat, daß die Grunderden durch die Kunst nicht umgewandelt werden könnten, so hat der Hr. G. F. R. auch hiervon Beyspiele angeführt. Daß übrigens auch die Natur mit ganzen Steinlagen und Bergen solche Umwandlungen vornimmt, wird durch die Feuerstein- und Kreidenlagen, höchst wahrscheinlich. Ueberhaupt aber scheint sich aus allen Beobachtungen zu ergeben, daß bey den Stein- und Erdarten die meisten Veränderungen durch wechselsweise Umwandlung der Kiesel- und alkalischen Erden in andere; und durch die Auflösung in Thon und dessen verschiedene Anhäufungen, Erhärtungen und Verbindungen, erfolgen.

London. An Estimate of the temperature of different latitudes. By Richard Kirwan. Elmsly 1788. 8. 114. 18. gl. und deutsch:

Berlin und Stettin. Angabe der Temperatur von den verschiedenen Breiten der verschiedenen Länder und Städte, von Richard Kirwan Esq. Aus dem Engl. übersezt von D. Lorenz Crell, Herzogl. Br. Lün. Bergr. und Prof. der Phil. und Med. zu Helmstädt 1788. 136 S. 8. bey Friedrich Nikolai.

Im ersten Kapitel handelt der V. von der Ursache der Wärme und Kälte überhaupt. Ob man gleich zugestehen muß, daß die Gegenwart der Sonnenstrahlen sowohl, als die Richtung in der sie auf die Erdfläche fallen, deren Temperatur im Ganzen bestimmt, so muß man doch wegen der so sehr verschiedentlichen Beobachtung derselben in einerley Breiten, noch zu andern Einflüssen seine Zuflucht nehmen, wenn man darüber etwas Befriedigendes sagen will. Diese sind nach dem V. eine der Erde eigenthümliche Wärme, ohne eigentliches Centralfeuer, die aber beständig von der Wirkung der Sonne unterhalten werden muß. Die nächste Quelle der Wärme ist indeß die Verdickung der Dünste, und diese wird nicht selten durch die anziehende Kraft einer elektrischen Wolke verursacht. Als die nächste

nächste allgemeine Urſache der Kälte ſieht Hr. K. die Ausdünſtung an, von der er mehrere gute Bemerkungen aufſtelle, nämlich ſie iſt in unſern Gegenden vom Frühlings- zum Herbſtäquinoctium 4 mal ſtärker, als vom letztern zum erſtern; alles übrige gleich geſetzt, iſt dieſelbe deſto größer, je mehr der Unterſchied zwiſchen der Temper. der Luft und der Temp. der ausdünſtenden Oberfläche beträgt, und ſo hinwiederum. Der durch die Ausdünſtung bewirkte Grad der Kälte beträgt, wenn die Luft wärmer iſt, als die ausdünſtende Oberfläche, weit mehr als derjenige Grad, welcher hervorgebracht wird, wenn die ausdünſtende Oberfläche die wärmſte iſt. Die Ausdünſtung wird um ſo viel weniger von der Luft gehemmt, je weniger dieſe ſchon mit Dünſten belaſten iſt, deshalb befördern kalte Winde, wenn ſie über wärmere Gegenden wehen, dieſelbe ungemein. Ein Luftſtrom, der über die ausdünſtende Oberfläche geht, vermehrt die Ausdünſtung gleichfalls ſehr, daher ſind ſtille Tage die heißeſten. Nach Hales Beobachtung läßt eine mit Bäumen beſetzte Gegend mehr Dunſt von ſich, als eine mit Waſſer bedeckte. Uebrigens geht die Hitze und Kälte verſchiedener Länder, mittelſt der Winde von einem zum andern über. Im 2ten Kap. wird eine Standgegend feſtgeſetzt, mit deren Temperatur der Grad der Hitze oder Kälte in jeder andern Gegend verglichen werden kann, dieſe iſt der Theil des atlantiſchen Meeres,

Meeres, der gegen den 20. Gr. der nördlichen und dem 45. Gr. der südlichen Breite liegt, sich westlich bis an den Gelfostrom und die Küsten von Amerika erstreckt; auch der ganze Theil des stillen Oceans zwischen 45 Gr. nördl. und 40 Gr. südl., und vom 20. bis 275. Gr. der Länge ostwärts von London. In diesem Raum ist die mittlere jährliche Temperatur, so wie sie nun auf einer Tabelle angegeben wird, die von 90 bis 0 Gr. Breite geht. Die Grundsätze, nach welchen sie abgefaßt ist, kommen beynahe mit den Mayerschen überein. Gesetzt die mittlere jährliche Hitze ist unterm Aequator am größten, und unter den Polen am kleinsten, so wird, wenn die Temperatur des Aequators m ist, die Temperatur des Pols m - n seyn, und setzt man Φ für jede andere Breite, so ist die Temperatur dieser Breite m - n sin. Φ^2. Nach den besten Beobachtungen ist die Temperatur von 40 Gr. Br. = 62 und die des 50. Grades = 52,9; nimmt man das für m u. n an, so kann man die mittlere jährliche Temperatur des Aequators und der Pole bestimmen; so findet sich die mittlere Temperatur des Aequators 84, und die des Pols 31 in runden Zahlen. In Rücksicht der jährlichen Temperatur ist zu bemerken, 1) daß innerhalb 10 Gr. von den Polen sowohl, als dem Aequator die Temperaturen sehr wenig von einander abweichen. 2) die Temperatur mehrerer Jahre beym Aequator wenig Unterschied

leidet,

leidet, dieser aber desto größer wird, je mehr sich die Breiten den Polen nähern. 3) Hagel es kaum in Breiten unter 35 Gr. friert, außer in hohen Gegenden, und es kaum in Breiten hagelt, die über 60 Gr. liegen. 4) Zwischen 35 u. 60 Gr. Breite thauet es gewöhnlich an Stellen, die nah an der See gränzen, wenn die Sonnenhöhe 40 hält, und fängt selten an zu frieren, bis die Mittagshöhe der Sonne unter 40 Gr. ist. Es folgen nun weiterhin vom 3. bis 6. Kap. die mittlern monatl. Temperaturen der Standgegend; die Verschiedenheit der Temperatur der Luft, des Landes und des Wassers, ihre Fähigkeiten die Hitze anzunehmen und durch zu lassen. Modifikationen der angenommenen Temperatur auf dem Lande, welche von der Lage bewirkt werden. Vom 6. bis 13. Kap. Temperaturen verschiedener einzelner Gegenden und Oerter. 14. Allgemeine Bemerkungen und Folgerungen; z. B. der Jenner ist in jeder Breite der kälteste Monat. In allen Breiten über 48 ist der Julius, in niedrigern aber der August, am wärmsten. Dec. und Jenner sind sy, wie Jun. und Jul. nur wenig verschieden. In Breiten über 30 Gr. weichen Aug. Sept. Oct. u. Nov. mehr von einander ab, als Febr., März, April u. May. Die Temperatur des April nähert sich allenthalben der jährlichen Temperatur mehr, als die eines andern Monats. Innerhalb 20 Gr. vom Aequat. ist der Unterschied zwischen den heißesten und kältesten Monaten

naten unbeträchtlich, einige Tagen ausgenommen. In den höchsten Breiten trift man oft eine Hitze von 75, 80 Gr. an und vorzüglich im 59 und 60 Gr. ist die Hitze des Jul. oft stärker, als in der Br. von 51 Gr. Jede bewohnbare Breite empfängt wenigstens 60 Gr. Hitze auf 2 Monate, und diese scheine für das Wachsthum und die Reife des Getreides unentbehrlich zu seyn. Da die astronomische Quelle der Hitze immer fortdauert, auch die lokalen Ursachen ihrer Modifikation keine jährliche Abwechselung leiden, und dennoch die Temperatur zweyer Jahre verschieden ist, so müssen wohl die Winde hieran Ursache seyn, und diese verdienen deshalb eine recht gründliche Untersuchung. 15. K. Von den Ursachen ungewöhnlicher Kälte in Europa. Im Sommer sind diese anhaltende Ost- oder Nordwinde; starke Regengüsse, auf welche große Ausdünstung folgt; beständig walkigtes Wetter im Jun. u. Jul. Im Winter sind es: Große Kälte des vorhergehenden Sommers; starker Regen von Ost- oder Nordwinden begleitet; westliche, oder südliche Ströme in den obern Gegenden des Dunstkreises, imgleichen östliche oder nördliche in dem niederen herrschen; Winde, die aus Sibirien oder Amerika bis zu uns vordringen; das Niedersinken einer obern Schicht der Atmosphäre. Im 16ten Kap. befindet sich endlich noch eine Vergleichung der Temperatur von London mit der, anderer bekannten Oerter.

Kur-

Kurze vermischte Nachrichten.

Die bereits im Jahr 1731. in Edinburg entstandene Privatgesellschaft zur Aufnahme der Arzneykunst, hat sich nach verschiedentlich erfahrnen Schicksalen endlich im Jahr 1783. zu einer königlichen Gesellschaft emporgehoben. Die königliche Bestätigung des von Dr. Robertson vorgeschlagenen erweiterten Entwurfs erfolgte unterm 29. März des genannten Jahres. Sie hat eine physische und eine litterarische Klasse, und der erste Band ihrer Abhandlungen kam 1788. zu Edinburg unter dem Titel: Transactions of the Royal Society of Edinburgh in gr. Quart mit Kupfern heraus. Es befindet sich davon eine ausführliche Nachricht in den Göttinggelehrt. Anzeigen 14. St. 1789. Aus der von der physischen Klasse, theilen wir hier folgendes mit. John Walker, D. D. M. D. königl. Prof. der Naturgeschichte hat bey seinen Versuchen über die Bewegung des Safts in Bäumen gefunden, daß sich der Saft allemal zuerst unten zeigte; daß er also von unten herauf, nicht von oben herunter kommt; die Knospen brechen nicht, nach Bonnets Schluß, wegen Circulation des Saftes, sondern wegen des

häufigsten Zuflusses, den sie durch ihre unmittelbare Verbindung mit dem jungen Holze bekommen, am ersten aus. James Hutton M. D. giebt eine Theorie des Regens und nimmt dabey an: Luft löse Wasser auf, das alsdann vom Zustande dieser Auflösung oder der Dünste, wiederum zu Wasser verdichtet, Regen wird. Die Verdichtung geschieht, wenn Luftmassen, deren jede Feuchtigkeit enthält, die Temperatur aber verschieden ist, vermischt werden. Patrik Wilson M. A. Prof. der Math. zu Glasgow, über die Kälte welche Absonderung des Reifs von heiterer Luft begleitet. Bey zwey übereinstimmenden Thermometern befand sich das eine auf Schnee, das andere etwa 4 Fuß höher in der Luft. So lange der Schnee Reif aus der Luft an sich zog, war er kälter; wenn dieses Anziehen aufhörte, ward er geschwind so warm, manchmal wärmer, als die Luft. Um zu untersuchen, ob der Schnee Reif an sich ziehe, ward eine Waagschale bis zur Ueberdeckung mit Schnee angefüllt und ins Gleichgewicht gebracht; auch wurden Glas, Metallplatten ꝛc. der Luft ausgesetzt; an diese legte sich Reif an, und des Schnees Gewicht nahm zu. Das Resultat von den Versuchen war: Wenn Körper Reif aus der Luft anziehen, so entsteht an ihrer Oberfläche Kälte, die rührt nicht weiter von irgend einer besondern Beschaffenheit der Körper her, als blos in so fern sie vermögend sind, in einer gegebenen

nen Zeit mehr oder weniger Reif anzuziehen. Die Disposition der Luft, Reif fahren zu lassen, und die Kälte, von welcher diese Absonderung begleitet wird, ist beständig von allgemeiner Heiterkeit der Atmosphäre abhängig, und wird durch Wolken und Nebel, besonders nahe am Platze der Beobachtung, allemal unterbrochen.

In den Mem. der kön. Akad. der Wiss. zu Turin von den Jahren 1786. und 87. hat der Hr. Gr. v. Morozzo bemerkt, daß Blätter von mehreren Gewächsen, vornämlich die Bandweide in einer gewissen Höhe von der aus Sümpfen aufsteigenden Luft auf der untern Fläche gleichsam rußig werden. Ebenderselbe bezeugt aufs neue, daß sich die Farben der Blumen und anderer Gewächstheile in dem aus ihrer Asche bereiteten Glase wieder zeigen, und sucht die Schuld, daß diese Versuche andern nicht ebenso gelungen sind, darinn, daß sie nicht in der gleichen Menge gearbeitet und andere Schmelzmittel gebraucht haben. Auch erzählt er hier ähnliche Versuche mit thierischen Farben, als: Cochenille, pohln. Schildlaus und Scharlachkörnern, weißer und schwarzer Schaafwolle, weiß; und schwarzen Pferdshaaren, weiß, und schw. Hühnerfedern, Rabenfedern, braunen Apfelfedern, Krebsschalen, Grillen,

Maykäfern, weißen, rothen und schw. Korallen, Blut, Milch, Galle, eingetrocknetem Saft des Dintenwurms, wovon sich die meisten zu Asche gebrannt, in Salzsäuren aufgelößt, und dann mit Blutlauge, Berlinerblau gaben. Schwarze Korallen lößten sich roh durchaus nicht in Säuren auf, weshalb der Hr. Gr. nicht geneigt ist, sie zum Thierreich zu rechnen. Ganz genau zeigte sich die Farbe freylich nicht immer im Glase, wie im rohen thierischen Theile, auch hatte der Zusatz, den man der Asche gab, um sie zu Glas zu schmelzen, sichtbarlich einigen Einfluß. Oft fiel sie von schwarzen Theilen nur dunkelgrün, von Cochenille gelblicht roth oder gelblicht, oder fast kastanienbraun aus. Fast in allen diesen Theilen fand sich mineralisches Laugensalz, Eisen, Bittererde und Phosphorsäure, zum Theil mit Kalkerde gesättigt. Eisen und seine mancherl. Verbindungen und Auflösungen seyen der Grund dieser Mannichfaltigkeit von Farben. Ebendorf. hat auch mit der Bolognefer Flasche viele Versuche angestellt, um die Körper zu finden, vor welchen sie entzwey geht. Nur die harten Steine, Erze, die darin brechen, und verglaste Körper besitzen diese Eigenschaft. Die Flaschen seyen deswegen brüchiger, weil das Glas, indem es zu schnell erstarrte, aus concentrischen Schicht. von verschiedener Dichtigkeit bestehe. Auch giebt der Hr. Gr. Nachricht von einer unerwarteten Entzündung, die sich

am Ende von 1785. zu Turin in einem Mehlmagazin ereignete. Er ſtellt ſich vor, daß ſich durch die ſehr ſtarke Bewegung des äußerſt trocknen Mehls entzündbare Luft daraus losgeriſſen, und dieſe ſich durch die Berührung des dabey ſtehenden Lichts entzündet habe.

Der Hr. D. Penchionati giebt hier eine Beſchreibung und Abbildung eines zweyköpfigen Kindes von 7 Mon. Vom Nabel an war der Unterleib nur mit dem Darmfell bedeckt, das auf der äußern Fläche viele Waſſerblaſen hatte.

Der Hr. Gr. v. Saluzzo prüft die vorgebliche Verſchluckung der Kohlen in verſchloſſenen Gefäßen, und vermuthet, die Kohle ſchlucke nur ſo viel Luft ein, als ſie bey dem Brennen verlohren habe, wahre (athmenbare) Luft ſchlucke ſie nicht ein, überhaupt deſto mehr, je mehr die Luft (Gas) Säure, und je weniger brennbares Weſen ſie enthalte.

Hr. Dana beſchreibt eine achtmonatliche Mißgeburt, deren Zunge entzwey geſpalten, und der Unterkiefer unbeweglich war, der das Zäpfchen zum Munde heraushing, und dieſer nicht geſchloſſen werden konnte. Auch eine andere, die 2 Jahr alt wurde, und weder männliche Ruthe noch weibliche Schaam hatte. Sie ſind beyde abgebildet.

Der Anhang enthält 1) Hrn. D. Pemble Erfahrungen über die Fortpflanzung des Schalles in einigen Luftarten. Dumpf war er in fester Luft; beynahe erstickt in entzündbarer, aber heller in gemeiner, in dephlogistisirter und Salpeterluft; seine Stärke richtet sich also nicht immer nach der Dichtigkeit der Luft. 2) Eine Beschr. einer neuen Art Venusmuschel vom Strande bey Livorno, vom Hrn. Prof. Retzius. Sie unterscheidet sich theils dadurch, daß sie sich, wie die Pholaden, in Kalkstein einzugraben scheint; theils durch ihr eyrundes netzförmiges, an beyden Seiten klaffendes Gehäuse und 2 Zähne am Schlosse, die abwechselnd entzwey gespalten sind. Eine ausführlichere Anz. dies. Mem. woraus auch die gegenw. Nachr. entlehnt sind, s. m. Götting. Anz. 187. St. 1788.

Der Herr Apotheker Walker zu Oxford hat neuerlichst sehr interessante Versuche über die künstliche Kälte bekannt gemacht. Zuerst hatte es Hr. Walker durch Verbindung mehrerer Salze dahin gebracht, daß er das Wasser in der größten Sommerhitze, wo das Thermometer auf 70 Gr. stand, in Eis verwandeln konnte. Ein andermal fiel es von 65 Gr. auf 17. Die Proportion dieser Salze in ihrer Verbindung ist so, daß man zu 11 Theilen

Sal-

Salmiak 30 Theile Salpeter und 16 Theile Glauberſalz mit 32 Theilen Waſſer im Gewicht, nimmt. Der Salmiak und Salpeter können zerrieben und völlig trocken ſeyn, das Glauberſalz hingegen muß ſein Kryſtalliſationswaſſer noch beybehalten. Die Säuren des Salpeters, Glauberſalzes und Salmiaks haben bey ihrer Vermiſchung das Thermometer auf 8 Grad unter 0 gebracht. Mit Hülfe dieſer drey Subſtanzen, hat Hr. Walker das Queckſilber ohne Beyhülfe von Eis oder Schnee, gefrierend gemacht. Auch Vitriolöl mit gleich vielem Waſſer verdünnt, bringt mit Glauberſalz ähnliche Wirkungen hervor. Hr. Beddoes hat dieſe Verſuche umſtändlicher in die philoſophiſchen Transactionen vom J. 1787. einrücken laſſen.

Hr. de Flaugergues der Vater, aus Vivers, hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, einem Offizier in ſeiner Nachbarſchaft, der aus Oſtindien zurückgekommen war, ſein Naturalienkabinet zu zeigen. Unter andern überreichte er ihm eine ſehr dicke Auſter, deren Schale ſehr eben, und von den inländiſchen überhaupt merklich verſchieden war. Der Offizier behauptete, daß es eine Perlenmuſchel ſey. Hr. de F. ließ ſie mit einem Meiſſel öffnen, und es fand ſich wirklich eine ſehr große Perle darin.

Hr. de F. hatte noch verschiedene andre der Art besessen, die er, ohne sie geöffnet zu haben, an verschiedene Liebhaber verschenkte. Man hatte sie aus einer Bank gezogen, die sich zu St. Montant, einem Ort, der eine französische Meile von Viviers, am Fuß eines sehr hohen Kalkgebirgs liegt, befindet. Ohnstreitig hat also auch hier einst das Meer seinen Aufenthalt gehabt. Der Hr. Baron von Servieres hat diese Nachricht aus einem Schreiben des Hrn. de F. in das 178ste St. des Journ. de Paris 1788. einrücken lassen.

Der Hr. D. Priestley versichert in einem Schreiben, daß seine Versuche die Hypothese, nach welcher dephlogistisirte und entzündbare Luft Wasser erzeugen, gänzlich umgestoßen hätten. Er hat gefunden, daß aus der Zerlegung dieser beyden Luftarten allemal eine Säure resultirt, die eben dieselbe ist, welche der D. Withering für eine Salpetersäure erkannt hat. Daraus glaubt er denn schließen zu können, daß das Wasser, welches man bey der Verbrennung entzündbarer, mit dephlogistisirter in Verbindung gebrachter Luft, erhält, nichts anders, als dasjenige Wasser sey, welches einen Bestandtheil von jenen ganz luftförmigen Flüssigkeiten ausmacht, und vielleicht zu ihrem elastischen Zustande erforderlich ist. Ueberhaupt ward er versucht zu glauben,

daß

daß das Waſſer die Baſis aller Luftarten ſey. Einer von ſeinen Verſuchen beweißt, daß das Waſſer wenigſtens aus einem Drittel fixer Luft, ſtatt brennbarer und dephlogiſtiſirter, zuſammengeſetzt ſey.

Aus der Aſche der Salſola altiſſima L. oder vielmehr, des Chenopodium tinctorum, welches in Kleinaſien in der Gegend von Angori häufig auf den Wieſen wächſt, bereitet man daſelbſt im Auguſt, ohngefehr auf die Art wie die Soda aus dem Kali gewonnen wird, eine Art leichten, aber ſehr lebhaften Indig, und färbt damit die Kamelotte, und die aus Ziegenhaaren verfertigten Sciali. Die Farbe wird zwar nur ein Himmelblau, allein von einer ganz beſondern Schönheit und Glanz. Da nun dieſe Pflanze auch in Toſkana wächſt, ſo hat der Abt Seſtini geglaubt, ihre Kultur verdiene daſelbſt Aufmerkſamkeit, und er ſchickte deshalb von der aſiatiſchen Pflanze einige Körner nach Florenz an einen ſeiner Freunde, nebſt einigen Proben von der Aſche ſelbſt. Man hat alſo Hoffnung, daß dieſer ſchöne Farbeſtoff auch in Europa gemein werden wird. (Dieſe und die vorige Nachricht haben in der Novelle letterarie &c. geſtanden.)

Noch im vorigen Jahre legte der König von Schweden zu Upsala unter großen Feyerlichkeiten den Grund zu einem auf seine Kosten zu erbauenden botanischen Gebäude in dem hiesigen Schloßgarten, der von nun an der akademische werden soll, und der auf der Westseite mit 112 zugelegten Quadratellen vergrößert worden ist. Die Kupferplatte, worunter die im Grundstein verwahrten Münzen liegen, hat folgende Inschrift: GUSTAVUS III. ut bonis artibus, et praesertim Scientiae in gentis laudem a Carolo Linneo ad fastigium evectae consuleret, simulque memoriae consecraret Auspicia, quibus Filius *Gustavus Adolphus* Acad. Upsaliensem tuetur, has Aedes exstruere voluit, primis sua manu locatis fundamentis; die XVII. Aug. MDCCLXXXVII.

Ein gewisser Physiker hat dem bekannten Mechaniker, Hrn. Bienvenu, neuerlichst die Verfertigung einer Art von schwarzem Pulver mitgetheilt, welches zur Zerstreuung des elektrischen Reibzeugs noch viel brauchbarer ist, als das bisher gewöhnlich gewesene Mahlergold. Nach den verschiedenen Versuchen des Hrn. Bienvenu, gab der Konduktor einer Maschine, bey welcher man das Mahlergold gebraucht hatte, Funken von 3 Zoll; der nämli-

nämliche aber bey eben derſelben Maſchine, wo die Riſſen, nachdem vorher das Mahlergold ſorgfältig davon abgenommen worden, mit dem neuen Pulver eingerieben waren, Funken von 12 Zoll. Hr. H. hat dieſen Verſuch an dieſer und mehreren andern Maſchinen, immer mit gleichem Erfolg wiederhohlt. Dieſes Pulver dauert ſehr lange, und erhält ſich immer in gleicher Wirkung, die man täglich in Hrn. H. Hauſe, rue de Rohan no. 18., ſehen kann. 1 Unze koſtet 15 Sols.

Dieſe Nachricht ſteht in no. 230 des Journ. de Par. 1788. In no. 274. finden wir nun, daß der Hr. Baron von Rien-Mayer in einem Schreiben an Hrn. Jugenhauß die Zuſammenſetzung jenes Amalgamas auf folgende Art beſtimmt hat. Man nimmt 2 Theile Queckſilber, 1 Theil gereinigten Zink, und 1 Theil reines Zinn. Die beyden letztern Ingredienzen ſchmelzt man untereinander, miſcht ſie alsdann mit dem Queckſilber und ſchüttelt die Miſchung in einer hölzernen Büchſe, die inwendig mit Kreide überzogen iſt. Man zerreibt ſie vor dem völligen Erkalten zu einem feinen Pulver, und beym Gebrauch kann man entweder das bloße Pulver aufſtreuen, oder es vorher mit Fett einreiben.

Der

Der Hr. Prof. Seyffer zu Göt. hat den 4. Jul. 1788. die Abweichung der Magnetnadel durch vielfache Beobachtungen, die er auf der Götting. Sternwarte damit angestellt, 19 Grad 57 Min. 57 Sek. von Norden nach Westen gefunden. Das Verfahren, dessen er sich dazu bediente, war folgendes: Ein massives Reißbret mit gutem dicken Papier überzogen, und mit Stellschrauben versehen, ward auf der Sternwarte gegen Mittag so gestellt, daß es von der Sonne vor und nach ihrem Durchgange durch den Mittagskreis frey beschienen werden konnte. Mittelst der Stellschrauben und zweyer darauf gesetzten sehr empfindlichen Wasserwagen, deren Axen mit einander einen rechten Winkel machten, ward es genau horizontal gestellt und erhalten. Auf diese horizontale Ebne ward mit dem Halbmesser der Grundfläche eines zinnernen Kegels, der geometrisch bestimmt ward, ein Kreis beschrieben; die Spitze des Kegels war, vollkommenen Schattens wegen, schwarz angelaufen, und der Kegel ward auf diesen Kreis gesetzt. Die Zeit ward nach der Pendeluhr mit tossförmigem Pendel beobachtet, und aus übereinstimmenden Sonnenhöhen in wahre Zeit verwandelt. Hr. M. S. bemerkte solchergestalt, indem an der Uhr gezählt ward, die Mitte der Schattenspitze, welche des Kegels Spitze warf, mit einem feinen Punkte auf dem Reißbrete und dabey die Zeit der Uhr. Nach einigen Sekunden machte er eine andere

zu solche Beobachtung, und so mehr dergleichen vor dem Durchgange der Sonne durch die Mittagsfläche, und auf eben die Art nach dem Durchgange. Nach den beobachteten Schattenspitzen ward der Kegel wagrecht genommen, und eine Bussole mit einer Magnetnadel von 7 Zoll, die vom Hrn. Prof. Degmann in Cassel verfertigt war, und Hrn. Hofrath Lichtenberg gehörte, durch den Mittelpunkt der Basis des Kegels, und durch den Mittelpunkt der Schattenspitze gelegt, und der Stand der Nadel beobachtet. Nun wußte man die wahre Zeit jeder Beobachtung, mithin Stundenwinkel. Da nun auch Polhöhe und Abweichung der Sonne bekannt war, so ließ sich für jede Beobachtung das Azimuth berechnen, wozu die Formel in Hrn. Hofr. Kästners III. astron. Abhandl. 150, auch noch eine gleichgültige, dienten. Achtzehn Beobachtungen auf diese Art behandelt, und aus allen das Mittel genommen, gaben das obige Resultat. Hr. Prof. Seyffer hat diese Beobachtungen in einer Abhandlung der königl. Soc. der Wissenſch. zu Göttingen vorgelegt, wovon sich in den Gött. Anz. St. 208. v. 1788. der gegenwärtige Auszug nebst noch andern gelehrten mathematischen und litteratischen Bemerkungen findet.

Unter

Unter der großen Menge von Beyspielen merkwürdiger Blitzschläge, die bisher bekannt geworden sind, befindet sich, so viel wir wissen, noch keins, daß der Blitz in eine Grube geschlagen. Im 5ten Theil des Lempischen Magazins für die Bergbaukunde wird davon wirklich ein solches erzählt. Im Jahr 1787. schlug nämlich der Blitz in das Treibhaus der Grube Bescherts Glück hinter den drey Kreuzen. Er ergriff den eisernen Draht, der statt der sonst üblichen Klopfgestänge in den Schacht hinabging, und fuhr an demselben 864 Fuß bis auf die tiefste Strecke nieder, wo er sich in den daselbst stehenden Wassern verlor.

In den Annalen der Braunschw. Lüneb. Churlande, 2ter Jahrg. 2tes St. giebt Hr. Past. Bohne von ein paar ansehnlichen, am Leine-Ufer bey Bitterfeldern Amts Neustadt am Rübenberge gefundenen Bernsteinstücken, Nachricht. Es fand sie ein Bremer Schiffknecht am 26. Jun. 1787. auf dem Grunde bey niedrigem Wasser, in Beyseine eines dortigen Einwohners. Nach allen Kennzeichen und Proben ist es ein dem preussischen ganz gleicher Bernstein. Die beyden Stücke paßten so genau an einander, daß sie wahrscheinlich vorher nur ein einziges ausgemacht haben, und dies ist auch wohl

Anfangs

Anfangs noch gröſſer geweſen, da an dem einen Ende ſchon etwas abgeſchlagen zu ſeyn ſcheint. Beyde Stücke zuſammengehalten, ſind 2¼ Zoll lang, eben ſo breit und ¼ Zoll dick, die eine Seite etwas rundlich, die andere mehr plan. Die Farbe iſt gelblich, an einigen Orten ſchwärzlich. An einigen Stellen, inſonderheit an den Kanten, ſind ſie ganz klar und durchſichtig; ſie wiegen 3¼ Loth, und ſind da wo ſie an einander paſſen, desgleichen auch an dem Ende, wo ſchon etwas abgeſchlagen zu ſeyn ſcheint, glasartig anzuſehen. Sie befinden ſich itzt mit in der Naturalienſammlung des Hrn. P. Bohne.

Herr Haggren hat die Bemerkung gemacht, daß einige Blumen zuweilen einen feurigen Schimmer von ſich werfen. Es thut dieſes die Ringelblume, indianiſche Kreſſe, Feuerlilie, afrikaniſche Reinfarren und bisweilen auch das Heliotropium; überhaupt aber iſt die gelbe Feuerfarbe erforderlich, um dieſe Erſcheinung zu ſehen. Man bemerkt oft den Schimmer zwey bis dreymal hinter einander auf einer und eben derſelben Blume; oft verfließen aber auch mehrere Minuten darzwiſchen. Hauptſächlich zeigt ſich dieſes Licht in den Monaten Julius und Auguſt bey Untergang der Sonne, und eine halbe Stunde nachher, und es iſt dabey nöthig, daß die

Luft

Luft ganz klar ſey, denn man bemerkt nicht das geringſte, wenn ſie mit feuchten Dünſten angefüllt iſt, aber es dieſen Tag geregnet hat. Man hat keinen Grund, dieſes Phänomen von Inſekten oder phosphoriſchen Würmern herzuleiten, ſondern Hr. Haggren iſt vielmehr überzeugt, daß dieſe elektriſche Wirkung der Elaſticität des Blumenſtaubs, der im Augenblick der Befruchtung auseinanderfährt, und ſich über die Blumenblätter verbreitet, zugeſchrieben werden müſſe.

In dem zu London 1787. auf 163 Quartſeiten herausgekommenen Supplement to the arctic Zoology, werden unter andern folgende Thiere beſchrieben:

Eine neue Art Schildkröte (ſerrated) aus den Flüſſen von Neuyork. Sie hat an den vordern Füſſen 5, an den hintern 4 Zehen; ihr Schwanz iſt meſſerförmig und an der Spitze ſcharf gezähnt; ihre obere Kinnlade mit einem Haken verſehen; die mittlere Reihe Schuppen an ihrem Schilde ſtumpf zugeſpitzt.

Ein neuer grauer Froſch aus Carolina mit Blaſen an den Spitzen der Zehen, hohem und glatten Rücken

Rücken, gelbem und gekörntem Bauche und einem weissen Strich der ganzen Länge nach zu beyden Seiten.

Eine neue geringelte Eidexe, auch aus Amerika, von dunkler Farbe, und einer Reihe weißer Flecken zu beyden Seiten mit langem Kopfe und zweyschneidigem Schwanze.

Noch eine andere aus Carolina; so dünn als eine Rabenfeder, blaßbraun und schwarz gestrichelt, mit kleinem Kopfe, stumpfem, gleich dickem und am Ende weißem Schwanze und bleyfarbigem Bauche.

Eine neue Natter von Pensacola mit einem schmalen weissen Streifen vom Kopfe bis zum Schwanze, zu beyden Seiten desselben einem breitern schwarzen und zu dessen beyden Seiten wieder einem weissen, und einem weissen Bauche, der zu beyden Seiten mit einer Reihe kleiner schwarzen Flecken eingefaßt ist.

Ein neuer Beinfisch, bräunlich gelb und rauh wie Chagrin, am Bauche platt, rauh und weiß, mit großem Kopfe und einer Rückenfinne, nahe am Schwanze, von der Küste von Neuengland.

Ein neuer Kabliau (Frokfiſch) von Neuyork, dunkel und ſchwarz gewäſſert, ohne Bart am Kopfe und mit ſchwarzen Flecken an den Rückenfinnen und am Schwanze.

Ein neuer Schleimfiſch von Neufoundland, blaß, ſchmuziggelb, voll Flecken, welche wie Blaſen ausſehen.

Ein neuer Hecht aus Carolina, den Linnee nur als eine Spielart anſah, mit dünnen deutlichen Schuppen, ſchlankem Leib und längerem Unterkiefer.

Ein Eiderenfiſch aus Carolina und Jamaika, mit langem Leibe, einer Rückenfinne in der Mitte des Rückens, einem großen glänzenden, oben flachen Kopf, einem gabelförmigen Schwanze, und da, wo er anfängt, oben und unten einem ſtarken lanzenförmigen horizontalen Stachel.

Zwey Karpfen aus Neuyork, mit ſilbergrauen Schuppen, einem kurzen dicken und gleichdicken Leibe und einem großen viereckigten Schwanze, und eine andere, aber braune, zur Seite ſilbergraue Art mit gabelförmigem Schwanze, ſehr hervorſtehenden Augen, und zwey Strahlen in der

Kiemen-

Riemenhaut. Noch eine weitere Anz. dieſ. Schr. ſ. m. in Gött. gel. Anz. no. 181. 1788.

Der Herr Oberbergamts-Aſſeſſor Schmidt hat vor Ullersdorf Baſalt, über und unter Schiefer, alſo zwiſchen Schiefer, gefunden. A. a. O. no. 180.

Herr von Sauſſüre hat im Sommer 1788. eine Reiſe nach den Alpen gethan, und ſich einen Monat lang daſelbſt aufgehalten, binnen welcher Zeit er allein 16 Tage auf dem von ihm ſogenannten Col de Geant, in einer Höhe von 1763. Toiſen, zugebracht hat. Der Weg nach dieſer Höhe war ſehr gefährlich. Der Führer Alexis Balmat fiel in einen Eisſpalt, blieb aber zu ſeinem Glücke in einer Tiefe von 30 Fuß auf einem Schneeklumpen liegen. Eine der Nächte auf der Höhe war ſchrecklich. Das Brauſen des Windes glich einer Canonade: die Windſtöße waren ſo heftig, daß man ſich an Felſenſtücke anhalten mußte, um nicht in den Abgrund geworfen zu werden. Der Blitz ging einmal ſo nahe bey der Geſellſchaft nieder, daß

ein Theil deſſelben über das naſſe Tuch des Gezelts hinlief. Die Reſultate von den Beobachtungen, die Hr. von Sauſſüre bey dieſer Reiſe gemacht hat, ſollen eheſtens bekannt werden.

Journ. de phyſ. Sept. 88.

Daß die Bleykeller unter dem Dom zu Bremen thieriſche Körper gegen Verweſung ſchützen, iſt bekannt. Herr de Puymaurin der jüngere, hat gefunden, daß die Gewölber unter den Kirchen der Kapuziner und Jacobiten zu Toulouſe, gleiche Eigenſchaft beſitzen.

Todesfälle.

Am 7ten Jun. 1788. starb zu Glasgow, Herr Patrik Wilson, Prof. der Astronomie auf der daſigen Akademie, ein bekannter Naturforscher und Mitglied der königl. Edinburgiſchen Geſellſchaft.

Am 18ten Dec. 1788. starb zu Göttingen der Herr Hofrath Alb. Ludwig Friedrich Meiſter in ſeinem 65ſten Lebensjahre.

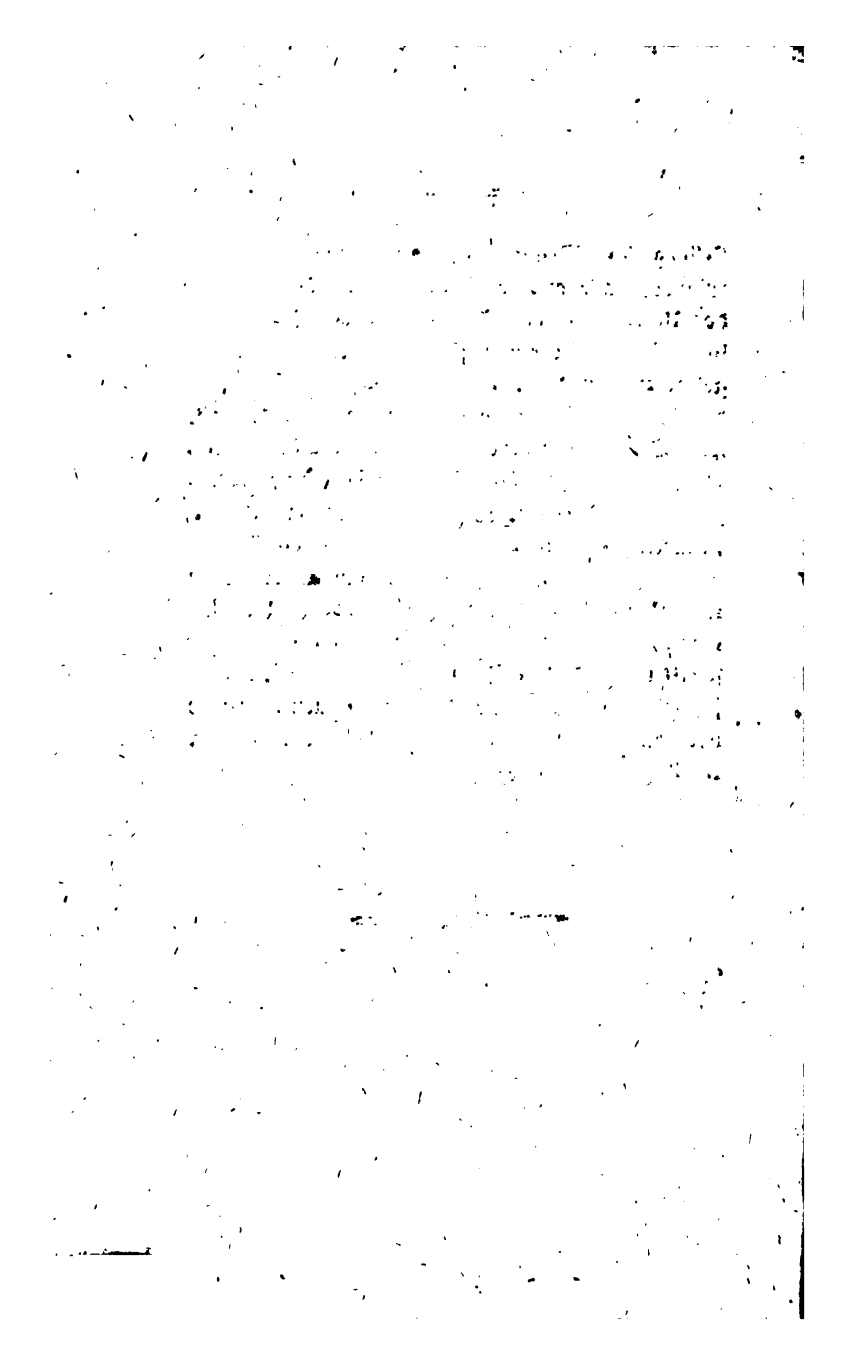
Den 7ten Januar 1789. starb im Haag Herr Peter Lyonet, Sekretär der geheimen Ziffern der Generalſtaaten, und mehrerer Akademien und gelehrten Geſellſchaften Mitglied, im 82ſten Jahre ſeines Lebens. Er hat ſich vorzüglich durch ſeine Zergliederung der Weidenraupe und das davon her-

ausgegebene Werk, das in Absicht der ausserordentlich saubern Kupfer sowohl, als der großen Präcision, womit es seinen Gegenstand behandelt, einzig in seiner Art ist, berühmt gemacht.

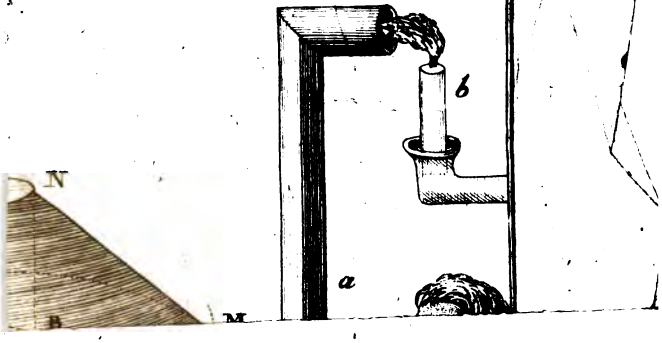
Im December des Jahrs 1788. starb zu Mantua Herr Gualandris, Professor der Naturgeschichte und Botanik an der königlichen Schule daselbst. Sein letztes Werk waren Dialogen über die Landwirthschaft, womit er sich mit glücklichem Erfolg viel beschäftigte.

Am 29sten October 1788. starb zu Danzig an einer Entkräftung, der um die dasige naturforschende Gesellschaft und Naturkunde überhaupt, sehr verdiente Herr Gottfried Reyger. Er war den 4ten Novembr. 1704. gebohren. Noch kurz vor seinem Tode gab er den zweyten Theil seiner Wetterbeobachtungen heraus, der, wie die folgenden Schriften, in den von Goldbeck und Meusel gelieferten Verzeichnissen seiner Werke fehlt: Tentam. flor. Gedanens. meth. sexual. accomod. P. II. Dant. 1766. 8. Zwey Abhandl. von der Vorstellung

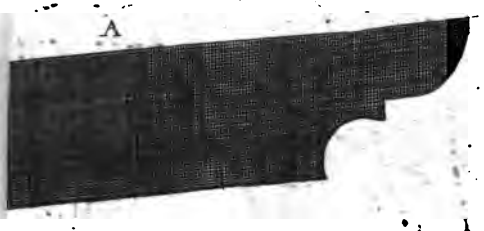
stellung des Weltgeb. aus der Venus und dem Monde, wie auch von einer nähern Bestimmung des Untergangs der Sonne und ihrer Mittagshöhe in Danzig, der naturforschenden Gesellschaft vorgelegt 1766 und 72. 4. Eine wahre Bestimmung der Länge der Dämmerung in Danzig. Ebend. 1773. 4. Die Beschaffenheit der Witterung in Danzig, 2ter Th. von 1770 bis 86, nebst Zusätzen zur Danziger Flora, ebend. 88. 8. Er hat der naturforschenden Gesellschaft, bey welcher er die Aemter eines Sekretärs, Vicedirektors und Direktors zu wiederholtenmalen verwaltet hat, 1000 rthlr. vermacht, deren Zinsen zu 5 pro Cent nach seiner Vorschrift in 3 gleichen Theilen, den Sekretär, Thesaurar, und der Societät selbst zufallen, welche über das lezte Drittel willkührlich disponiren kann. A. L. Zeit. 289. a. 88.

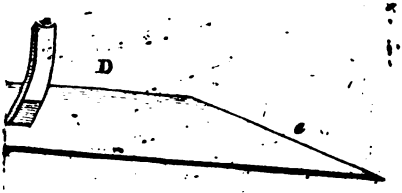


Tab. I.



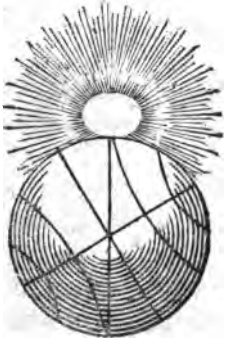
Tab. II.





Magazin
für das Neueſte
aus der
Phyſik
und
Naturgeſchichte,

zuerſt herausgegeben
von dem Legationsrath Lichtenberg,
fortgeſetzt
von Johann Heinrich Voigt,
Prof. der Mathematik zu Jena, und Correſp. der Königl. Geſellſch. der Wiſſenſ. zu Göttingen.



Sechſten Bandes zweytes Stück, mit Kupf

Gotha 1790.
bey Carl Wilhelm Ettinger.

Inhalt.

Neue Beobachtungen.

I.

Nachtrag zur Beschreibung des großen Orang-utangs der Insel Borneo . . S. 1

II.

Bemerkungen über die Wärme der Quellen und Brunnen auf der Insel Jamaika und über die Temperatur der Erde unter ihrer Oberfläche in verschiedenen Gegenden von John Hunter . . . 14

III.

Bemerkungen über die Reizbarkeit der Vegetabilien von James Edward Smith 34

Inhalt.

IV.

Entdeckungen in der Thiergeschichte . . S. 47

V.

Ueber die Lebensdauer gewisser Insekten, vom Hrn. Riboud . . . 58

VI.

Ueber das Verhältniß der Sprache zum Stimmorgan, vom Hrn. Paris . 67

VII.

Beschreibung eines Fisches aus der Ordnung der Cetaceen, vom Hrn. Greffier Nivelet . . . 75

VIII.

Beschreibung des neuen elektrischen, vom Hrn. Lieutenant Paterson entdeckten Fisches . . . 78

IX.

Beobachtungen über die Dinten der Alten, nebst Angabe einer neuen Methode, die durch die Länge der Zeit verblichenen Schrift

Inhalt.

Schriften wieder anzufrischen, vom Hrn. Blagden . . . S. 81

Maschinen.

I.

Beschreibung eines vom Hrn. G. Adams in London verfertigten Telluriums . . 90

II.

Nachricht von einem partikulären Automate der Erde in Verbindung mit dem Monde, vom Hrn. Geißler . . 93

III.

Nachricht von einer neuen beweglichen Himmelssphäre nach dem kopernikanischen Weltbau, vom Hrn. Abt le Seis . . 101

IV.

Nachricht von einem Werkzeuge, um die Verhältnisse der Lichtstärke bey den Fixsternen zu messen, vom Hrn. Inspektor Köhler . . 102

V.

Nachricht von einem sehr stark vergrösserndem Dollondischen Spiegelteleskop . . 103

Inhalt.

VI.

Beschreibung einer neuen Luftpumpe, vom Hrn. Cazalet . . . S. 106

VII.

Nachricht von einer neuen elektrischen Flinte des Herrn Seiferheld . 107

VIII.

Nachricht von einer verbesserten römischen Stahlfederwaage des Hrn. Hanin 108

Merkwürdige Naturerscheinungen.

I.

Beschreibung einer Mißgeburt, nebst einigen kurzen Nachrichten von zwey unverweßten Leichnamen. Eingesandt vom Hrn. D. Hacquet . . . 109

II.

Nachricht von einem andern sonderbaren Auswuchs am Kopfe . . 117

III.

Nachricht von einem weissen Sperling 118

Zur

Inhalt.

Zur nähern Prüfung aufgestellte Muthmaßungen.

I.

Neue Theorie des Hrn. Bernard über die Gesetze der Geschwindigkeiten, mit welchen das Wasser aus einem senkrechten prismatischen Gefäße fließt, das immer voll erhalten wird, und am Boden eine beliebige Oeffnung hat , S. 120

II.

Ueber die zum Beweiß der gebundenen Wärme angestellten Versuche. Aus einer von der Akademie zu Rouen gekrönten Preisschrift des Herrn Chevalier de Soyecourt , , 131

III.

Nachricht von des Herrn O. A. Schröters Beobachtungen und Muthmaßungen über die Sonne und ihre Flecken 142

IV.

Ueber eine Art die Bäume vor den nachtheiligen Wirkungen des Frostes zu sichern. Aus den Beobachtungen des Hrn. P. F. S. von Sanmartino , 146

Preis-

Inhalt.

Preisaufgaben. . . . S. 148

Anzeige neuer Schriften und Auszüge 156

Kurze vermischte Nachrichten . . 177

Todesfälle 190

Neue

Neue Beobachtungen.

I.

Nachtrag zur Beschreibung des großen Orangutangs der Insel Borneo.

Im vierten Stück des ersten Bandes dieses Magazins sind die Leser bereits mit diesem, so seltenen und merkwürdigen Geschöpfe bekannt gemacht worden. Hoffentlich wird es Liebhabern der Naturgeschichte angenehm seyn, hier noch einige Nachrichten davon zu finden, und die beygefügten Anmerkungen geben vielleicht Gelegenheit, daß hie und da ein ächter Naturforscher seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Theil der Naturgeschichte wendet. Seltsam wäre es doch, wenn man gegenwärtig, da das kleinste Steinchen, das unbeträchtlichste Pflänzchen, und das dem bewaffneten Auge kaum sichtbare Würmchen aufs mühsamste untersucht, zergliedert und beschrieben wird, ein Geschöpf außer Acht lassen wollte, daß so hoch auf die Stufenleiter der für unsere sichtbare Welt geschaffenen Wesen gestellt ist. Sey es mit dem Uebergange in den drey sogenannten Naturreichen wie ihm wolle, und sey der Orangutang auch nicht als das letzte verbindende Glied zwischen

Mensch und Thier in der großen Kette, an welche die Natur alle ihre Werke gereihet hat, zu betrachten, so bleibt es doch allemal ein Geschöpf, das dem Bau seines Körpers und seiner ganzen thierischen Haushaltung nach, dem Menschen ungemein nahe steht. Es wird daher wohl keine undankbare Arbeit seyn, wenn ich hier noch einige Bruchstücke zur Geschichte dieses Thieres liefere.

Zuerst also ein Fragment aus des Präsidenten der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia, Hrn. Rodermachers Beschreibung der Insel Borneo. *)

„Unter den Thieren der Insel Borneo ist der Orangutang das merkwürdigste. In ganz Ostindien wird er nirgends, als auf dieser Insel angetroffen. Die kleinere Art davon hat Hr. Vosmaer genau beschrieben, und auch 1778. eine Abbildung davon gegeben. Seiner Meynung nach, ist es der Satyrus des Linné, und der Orangutang beym Edward. Diese kleine Art findet man zu Banjermassing, doch noch häufiger zu Manpauwa und Landak.

Ich selbst habe während meines Aufenthalts in Indien wohl funfzig gesehen, aber keiner davon war

*) S. Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap der Kunsten en Weetenschappen. Tweede Deel &c.

war über 2½ Fuß hoch. Das Skelet, welches sich im Kabinette der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia befindet, ist 2 Fuß 4 Zoll hoch. Das erste Thier dieser kleinern Art, das bekannt wurde, kam aus Congo, und war so groß als ein Kind von drey Jahren. Es wurde dem Prinzen von Oranien, Friedrich Heinrich, zum Geschenke überbracht, und Vulpius hat uns eine Beschreibung davon hinterlassen, worinnen er es auch Quojon, Morro, Mandrel und Boggo nennt. *) Eben dieser Schriftsteller führt auch zwey solcher Thiere aus Congo an, das kleinste nennt er Enjokko, Pigme Pongodooder. Das größere Chimpanse auch Pongo, dieses war zwey Fuß vier Zoll hoch, und wurde 1738. zu Congo gefangen. Die Figur davon ist ganz menschenähnlich, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß dieß der Chimpanse gewesen sey, der 1744. zu Paris zu sehen war. Dahingegen der, den Voltaire in seinen melanges de Litterature beschrieben, und Maure blanc oder Albino von Loango nennt, ein weißer Neger war. **)

*) Historische Beschryving der Reizen &c.

*) Weder Voltaire, noch sonst Jemand hat diesen weißen Neger für einen Orangutang ausgegeben. Nur darinn irrte er mit andern Naturforschern jener Zeiten, daß er aus den weißen Negern eine besonde-

Die größere Art dieser Orangutangs, denen Büffon nach Anleitung verschiedener Schriftsteller die Größe eines Menschen beylegte, hielt man ins dessen bis hieher blos für erdichtete Wesen, und vielleicht wären wir noch sehr lange über das Das seyn dieser Geschöpfe in Ungewißheit geblieben, wenn wir nicht endlich, nach vielen vergeblichen Nachforschen durch einen günstigen Zufall eines solchen Thiers habhaft geworden wären.

Es glückte dem Kaufmann und Residenten von Rembang Hrn. Palm, auf seiner Rückreise von Landak nach Pontiana *) einen Orangutang der größten Art zu schießen. Er hatte ihn in Branntwein legen lassen, und schickte mir ihn nebst folgendem Schreiben:

„Nachdem ich schon vor langer Zeit den Bor„neoers und Banjareesen mehr als hundert Du„katen

sondere Menschengattung machte. Jetzt weiß man, daß diese Kackerlacken durch Krankheit ihre natürliche Farbe verlohren haben. Ich werde ins Künftige einige wichtige Beyträge zur Geschichte der weißen Neger in dieses Magazin einrücken.

v. W.

*) Stadt am Flusse Pontiana auf der Insel Borneo, wo die Holl. Ost. Ind. Compagnie seit 1778. eine Loge aufgerichtet hat.

„katen geboten hatte, wenn ſie mir einen Orang„utang von 4 bis 5 Fuß verſchaffen würden, ſo bin „ich jetzt ganz unvermuthet ſo glücklich geweſen, ein „ſolches Thier ſelbſt zu fangen, welches ich Ihnen „hierdurch überſende. Ich bekam ihn auf meiner „Reiſe, ohngefähr halben Weges von Landak nach „Pontiana des Morgens um 8 Uhr zu Geſichte. „Wir waren beynahe den ganzen Tag beſchäftigt, „um allerhand Mittel anzuwenden, wie wir uns „dieſes fürchterlichen Thieres lebendig bemächtigen „könnten. Wir dachten ſogar an kein Eſſen noch „Trinken, damit wir ihn nur beſtändig eingeſchloſ„ſen halten möchten. Dabey mußten wir uns äu„ßerſt in Acht nehmen, daß wir nicht von ihm ge„troffen wurden, weil er unaufhörlich ſtarke Stü„cken Holz und grüne Zacken abbrach, und damit „nach uns ſchmiß. Dieſe Kurzweile dauerte bis „Nachmittags gegen vier Uhr, da wir endlich be„ſchloſſen ihn zu ſchießen. Ich war auch dießmal „ſo glücklich im Treffen, daß ich noch nie keinen „beſſern Schuß nach der Scheibe gethan habe; denn „die Kugel ging juſt durch die Seite des Oberleibes, „und beſchädigte alſo den Körper ſelbſt wenig. Wir „brachten ihn noch lebendig in das Fahrzeug, wo „wir ihn feſt banden. Am folgenden Morgen aber „ſtarb er an ſeiner Wunde. Ganz Pontiana ſtürz„te ſich bey unſerer Ankunft nach unſerm Parke zu, „um dieſes Thier zu ſehen. Ich war indeſſen ge„

„nöthigt, den Orangutang zu öffnen, das Einge„weyde heraus zu nehmen, und ihn nachher in „Arak zu legen.

„Seine Höhe betrug von der Fußsohle an „bis zur Hüfte, 21 Zoll, von der Hüfte bis zur „Schulter eben so viel, und von der Schulter bis „oben auf den Kopf 7 Zoll; also zusammen 49 Zoll. „Der Umfang des Bauchs betrug 49½ Zoll, und „die Dicke der Arme 15½ Zoll.„

So weit die Nachrichten des Hrn. Radermachers den Orangutang betreffend. Es ist sehr zu bedauren, daß man nicht vorher, ehe dieses Thier nach Europa an den Prinz von Oranien abgeschickt wurde, eine genaue Zeichnung davon machen ließ, denn da das Schiff, auf welchem es sich befand, mit der ganzen Ladung verunglückte, so ist dies seltene Stück nun ganz verlohren. Indessen muß man doch nachher zu Batavia wieder ein Geschöpf dieser Art gehabt haben; da sich in den hinterlassenen Papieren des seel. B. von Wurmb einige Anzeichnungen von einem Pongo Weibchen finden. *) Ob nun gleich aus diesen wenigen Nachrichten nicht zu ersehen ist, wo es gefangen worden, noch auf welche Art es nach Batavia gekommen

*) Der Orangutang, von dem wir oben geredet haben, war ein Männchen.

men sey, so machen es doch folgende Umstände sehr wahrscheinlich, daß es noch lebte, oder doch wenigstens erst ganz kürzlich gestorben war, als man es zu Batavia maaß. Der seel. B. von Wurmb sagt nämlich, daß die ganze Länge dieses Weibchens 4 Fuß betragen habe. Die ganze Länge des Männchens hingegen, als er es, nachdem es schon eine Zeitlang im Arak gelegen hatte, nachmaaß, betrug nur 3 Fuß 10$\frac{1}{2}$ Zoll. Da ist doch, als es der Resident Palm maaß, ehe es in Brandewein zusammen geschrumpft war, 4 Fuß 1 Zoll hoch war. Es ist also glaublich, daß dieses Weibchen bey der mit ihr vorgenommenen Messung noch ganz frisch war. Vielleicht läßt sich bald etwas bestimmteres hierüber sagen. Jeder eifrige Naturforscher wird wünschen, daß es der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia gelingen möge, künftig mehrere und vollständigere Nachrichten von diesem seltenen und merkwürdigen Thiere einzuziehen.

Keine andere Gesellschaft, vielweniger einzelne Naturforscher oder Reisende, sind im Stande hierinnen so viel zu leisten, als eine Gesellschaft, deren dirigirende Mitglieder mehrentheils Herren aus der hohen Regierung zu Batavia sind, denen also das Innere jener Länder offen stehet, und nach deren Winken sich alle andere in Indien zerstreuten Bedienten der Kompagnie aufs genaueste richten müssen.

Indessen beweiset dasjenige, was wir bereits vom Orangutang wissen, doch wohl schon deutlich genug, daß er eben so gar tief nicht unter den ganz wilden Menschen stehe, und daß man vielleicht überhaupt den armen Affen mit Unrecht von dem ihm durch den großen Linné angewiesenen Ehrenposten zurückgewiesen habe.

Der ganze Streit der Beredsamkeit, womit Büffon jede seiner Hypothesen zu unterstützen weiß, kann die glaubwürdigen Zeugnisse aufmerksamer Beobachter, und Augenzeugen nicht niederreißen; oder man müßte alle diese Beschreibungen verwerfen, und lieber den Gelehrten, der von seiner Studierstube aus die Gegenstände oft genug in einem falschen Lichte betrachtet, Glauben beymessen wollen. Wenn Büffon behauptet, „daß der Affe so gar nicht den „zweyten Rang unter den unvernünftigen Thieren „verdiene„ so paßt dieß nicht einmal auf die gemeine Affenart, geschweige denn auf den Orangutang. Man braucht nur einmal einen Affen von derjenigen Art gesehen zu haben, die häufig genug zu uns gebracht wird, Simia Sylvanus, oder dergl. und ihn in seinem Betragen und thierischen Haushaltung aufmerksam beobachten, so muß man überführt werden, daß der Affe alle andere Thiere an List, Klugheit und Einsicht übertrifft. Wie vielmehr muß dieß nun nicht der Fall beym Orangutang seyn, der

ker, da er dem Innern und Aeußern nach dem Menschen so ähnlich ist, auch, wie unser tiefdenkender philosophischer Naturforscher Herder sagt, in den Wirkungen seiner Seele etwas menschenähnliches haben muß, und also nicht unter die kleinen Kunstthiere darf erniedrigt werden, die nur Instinkt erhielten, dahingegen den Orangutang eine Art Denkungskraft zu Theil wurde, die dicht am Rande der Vernunft steht. Schon dasjenige, was der Reisende Palm in dem oben angeführten Schreiben vom Orangutang sagt: nehmlich, daß er starke Zacken und Aeste von den Bäumen abgebrochen, und sich damit auf eine geschickte Art wüthend vertheidigt habe, setzt ihn, meinem Bedünken nach, schon über alle andere Thiere hinaus, davon doch kein Einziges sich anderer Waffen, als die ihm die Natur gab, zu bedienen weiß. Es scheint also doch, daß es eben so ungereimt nicht seyn würde, den Uebergang vom Thier zum Menschengeschlechte in den Affen zu suchen; und daß überhaupt eben noch keine Ursache vorhanden sey, die uns nöthigte zu verzweifeln, daß uns künftig selbst noch auf dieser sublunarischen Welt das Vergnügen zu Theil werden könnte, die Glieder der großen Kette, die uns bis jetzt noch fehlen, zu entdecken. Alles wird hierbey nur darauf ankommen: daß man nicht zu voreilig sey; das Wesentliche von dem Zufälligen sorgfältig abzusondern suche; und es der Zeit, und oft-

mals dem glücklichen Zufalle überlasse, Wahrheit von Irrthum, Gewißheit von Wahrscheinlichkeit zu unterscheiden. Wie gering würde wohl überhaupt betrachtet, der Vorzug seyn, welchen der ganz in der Wildniß erwachsene Mensch vor dem Orangutang hätte? Wäre es möglich einen Versuch zu machen, den Orangutang durch viele Generazionen hindurch zu zähmen, zu erziehen, und gewissermaßen zu verfeinern, alsdann würde sich erst in dieser Sache etwas gewisses bestimmen lassen. Ueberdieses scheinen alle die Affen, die zeither von den Naturforschern gesehen und zergliedert wurden, keine Orangutangs gewesen zu seyn. So wenig der, den Büffon sahe, als der, den Camper 1779. zergliederte, und über welchen sich zwischen Camper und Vosmaer ein hitziger, und etwas unphilosophischer Streit erhob. Es ist wahrscheinlich, daß diese Thiere, so wie diejenigen, die Tyson zergliederte, nur Jockos waren. *)

Ob

*) S. Büffons vierfüßiger Thiere ꝛc. 4to VII. Th. 2. B.

Campers Kort Berigt wegens de ont leding van verschiedene Orang-Outangs. Amsterdl 1780.

Tysons Anatomy of a Pygmy Compared with that of a Monkey, an Ape, and a Man. Lond. 1751.

Ob daher nicht der eigentliche Orangukang, der in so vielen Stücken mehr unserm Geschlechte als den Affenarten gleichet, schon ein Glied höher hinauf an der großen Kette, mit welcher die Natur ihre Werke verbunden hat, zu rücken sey? werden künftige Beobachtungen entscheiden.

Hr. G. S. Herder setzt die hauptsächlichste Verschiedenheit des Orangutangs vom Menschen, in den aufrechten Gang des Letztern. „Der Affe, sagt „er, ist dazu gebildet, daß er etwa aufrecht gehen „kann, und ist dadurch dem Menschen ähnlicher, als „seine Brüder; er ist aber nicht ganz dazu gebildet, „und dieser Unterschied scheint ihm alles zu rauben.„

Man muß das, was Hr. Herder weiter davon saat, und die Folgen, die er hieraus ziehet, in dem Werke das unter dem bescheidenen Titel: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, einen Schatz menschlicher Weißheit enthält, selbst nachlesen und durchdenken. Wenn man hierzu noch die neuern und mit größter Genauigkeit gemachten anatomischen Beobachtungen eines Sömmerings nimmt, woraus zu erhellen scheint, daß der Neger, seinem Körperbaue nach, sich dem Orangutang mehr nähere, als dem weißen Menschen *) und wobey beson-

*) Sömmering d. M. und Chir. D. Churf. Mainz. Hofgerichtsrath, über die körperliche Verschiedenheit

besonders der Umstand sehr auffallend ist, daß wir Hr. Sömmering anführt, die ovale Oeffnung durch die das Rückenmark herunter steigt, und die bey allen Thieren weit hinten, beym Mohren etwas mehr, und beym weißen Menschen beynahe völlig in der Mitte liegt, letzterer also seit längerer Zeit zum Aufrechtgehen gewöhnt zu seyn scheint; so wird man sich vielleicht des Gedankens nicht enthalten können, daß uns auch noch in diesem Theile der Naturgeschichte Entdeckungen und Aufklärungen bevorstehen, die manchem Systeme, mit welchem Siegel der Ehrwürdigkeit und Untrüglichkeit es auch bezeichnet seyn mag, den Einsturz drohen. Anhaltende Geduld in Beobachten und vieljährigem Nachforschen; Behutsamkeit in Urtheilen, und gänzliche Verleugnung aller Hypothesensucht sind freylich dabey höchst nöthig. Uebereilt man sich hier, oder sucht nur dasjenige heraus zu finden, was in das einmal angenommene Lehrsystem paßt, so kommt freylich oftmals sehr abentheuerliches Zeug heraus, und die gewünschten Fortschritte in der Naturgeschichte werden dadurch sichtbarlich gehemmet.

Die beyden ersten Ordnungen der Säugthiere, bedürfen sicherlich noch mancher Aufklärung und Berichti-

heit des Negers vom Europäer. Frankfurth und Mainz 1785.

richtigung, und ich finde selbst in keinem einzigen neuern Handbuche der Naturgeschichte, daß man die in dem letzten Decennio von der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia gemachten Beobachtungen und Entdeckungen, die alle ins Deutsche übersetzt, und in diesem Magazine bekannt gemacht worden sind, nur im geringsten genuzt hätte. *) Um hierauf einige mehrere Aufmerksamkeit zu erregen, ist die Absicht des gegenwärtigen Aufsatzes.

von Wurmb.

*) S. Beschreibung des großen Orangutangs der Insel Borneo. 1. Band. 4. Stück des Magaz. für das Neueste aus der Phys. und N. G.

Beschreibung der Wauwauen ꝛc. 2. B. 1. Stück dieses Magaz.

Beschreibung des Kahau, ꝛc. 2. Band 4. Stück dieses Magazins.

Beschreibung des langgeschwänzten Affens von Muskate, und Beschreib. eines Orangutangs-Weibchen ꝛc. 5. Band 2. Stück dieses Magazins ꝛc.

II.

Bemerkungen über die Wärme der Quellen und Brunnen auf der Inſel Jamaika, und über die Temperatur der Erde unter ihrer Oberfläche in verſchiedenen Gegenden. Von John Hunter M. D. F. R. S.

Phil. Transact. Vol. LXXVIII. P. I.

Nothwendig mußte der große Unterſchied zwiſchen der Temperatur der freyen Luft und tiefer Hölen oder Bergwerke Stoff zu verſchiedenen Muthmaſſungen und Erklärungen geben. So wie man endlich die Thermometer zu einem beträchtlichen Grad der Vollkommenheit gebracht, und meteorologiſche Bemerkungen mit mehr Genauigkeit aufgezeichnet, hatte, ſo war es bald eine wichtige Aufgabe, die Urſache dieſes Unterſchieds zwiſchen der Wärme der Luft und der Wärme der Erde zu beſtimmen; denn man fand bald, daß die Temperatur der Bergwerke und Hölen ſich keineswegs auf etwas ihnen allein Eigenes bezöge, ſondern daß eine gewiſſe beſtimmte Tiefe unter der Oberfläche der Erde, es ſey in einer Höle, oder in einem Bergwerke, oder Brunnen, ganz allein hinlänglich ſey, einen beträchtlichen Unterſchied der Wärme zu verurſachen. Nichts war vielleicht bey dergleichen Bemerkungen mehr auffallend, als daß die Wärme in ſolchen Hölen zur Sommer- und

und Winterszeit beynahe einerley gefunden wurde, und zwar selbst in solchen Gegenden, welche an sich den größten Abwechselungen der höchsten Wärme im Sommer, und der äußersten Kälte im Winter unterworfen waren. Ein Beyspiel davon geben die Keller des königl. Observatoriums zu Paris. Alle Erklärungen, welche man sich über dieses Phänomen zu geben bemühet hat, liefen denn auf die Voraussetzung hinaus, daß es in der Erde selbst eine innere Quelle von Wärme gebe, welche auf keine Weise von dem Einfluß der Sonne abhänge. *) Herr von Mairan hat darauf viele Mühe verwandt, und vermöge seiner Bemerkungen und Berechnungen zeigte er, daß von 1026° Wärme, (Reaum. Sk.) welche er für die Wärme des Sommers zu Paris gefunden, nur 34°,02 von der Sonne, die übrigen 991°,98 aber allein von der Erde, vermöge jener Ausflüsse der Wärme von ihrem Mittelpunkte herrührten. **). Das Verhältniß der Wärme von dieser letztern Quelle gegen diejenige der Sonne, wäre also wie 29,16 zu 1. Man sieht aber nicht, daß eine Hypothese dieser Art, welche den Einfluß der Sonne so gering macht, der allgemeinen Erfahrung und Ueberzeugung der Menschen ganz entgegen sey. Indessen ohne uns über die nähere Untersuchung der Sätze einzulassen, von denen Hr. von

*) S. Mairans Versuche S. 319.

**) S. Mem. de l'Acad. des Sc. 1719. und 1765.

von Mairan seine Folgerungen zieht, wollen wir uns hier vielmehr mit den Wirkungen der Wärme, womit wir bekannt sind, beschäftigen.

Man weiß, daß die Wärme in allen Körpern ein Bestreben äußert, sich in jedem Theile derselben gleichmäßig zu vertheilen, bis der ganze Körper einerley Temperatur angenommen hat. Ferner findet bey Körpern von großer Masse ihre Erkaltung sowohl, als ihre Erwärmung nur allmählig statt. Auch müssen wir außer der Menge Materie oder der Größe der Masse in Rücksicht des langsamen oder geschwinden Uebergangs der Wärme durch einen Körper noch zweyerley bemerken; ihre verschiedenen leitenden Kräfte, und ihren festen oder flüßigen Zustand. Man weiß, daß die leitenden Kräfte in verschiedenen Körpern ebenfalls sehr verschieden sind, so wie sie auch bisher noch keinem Gesetze in Rücksicht ihrer Dichtigkeit oder der chemischen Beschaffenheiten der Materie haben unterworfen werden können. Metalle aller Art sind gute Leiter für die Wärme, in deß Glas ein schwerer dichter, homogener Körper, nur ein sehr schlechter Leiter ist, selbst da, wenn man zu dessen Mischung, wie beym Flintglas, eine große Menge eines metallischen Kalks gebraucht hat. Der Zustand der Flüssigkeit befördert den Uebergang der Wärme ungemein, denn ein Körper in diesem Zustande

mischt,

nicht; während dem, daß seine innern Theile in heftiger Bewegung unter sich sind, warme und kalte Theile so unter einander, daß eben dadurch eine geschwinde Mittheilung der Wärme verursacht wird. Um nun diese Bemerkungen auf unsern Fall anwendbar zu machen, so ziehe ich diese Folgerung: wenn die Oberfläche der Erde der größten Wärme des Sommers, und der Kälte des Winters ausgesetzt wird, so nimmt sie während der ersten Jahreszeit einen größern, und während der letztern einen geringern Grad Wärme an. Da sie ferner eine große Masse von poröser Substanz, folglich geringen Veränderungen der Wärme nicht so jählings unterworfen ist, so wird bey einer gewissen Tiefe in derselben ein zwischen der Hitze des Sommers und der Kälte des Winters temperirter Grad der Wärme herrschen, vorausgesetzt, daß keine inneren Ursachen ihre Wärme vermehren. Dieser Schluß folgt vermöge der bisher gemachten Erfahrungen und Beobachtungen bey Erwärmung und Erkältung der Körper, oder bey Vermischung einer gewissen Menge Materie von einerley Art, aber von verschiedener Temperatur, von selbst. *) Das Wasser, in so großer Menge es auch sey, nimmt vermöge

*) S. de Luc Modifications de l'Atmosphère Vol. I. p. 285.

möge der Beweglichkeit seiner Theile, wodurch um so mehr ein geschwinder Uebergang der Wärme statt findet, größtentheils die Wärme und Kälte unsers Sommers und Winters an. Eben so nimmt die Luft die Wärme sehr geschwind an, und vermöge ihrer Expansionen, und der erfolgten Bewegungen in der ganzen Masse dieses Körpers, wird ihre Temperatur bald gleichförmig.

Nur diese Veränderungen in der Wärme der Luft sind es, welche wir gemessen haben, und von welchen wir eigentlich reden können, wenn wir von der Temperatur des Sommers und des Winters urtheilen. Hier entsteht nun die Frage, ist die Wärme der Sonne erst der Luft und sonach der Erde mitgetheilt worden? Nein, die Luft kann nur einen sehr geringen Grad Wärme von den Strahlen der Sonne, die durch sie hindurch gehen, annehmen; denn es ist bekannt, daß jene Strahlen in einem transparenten Medium keine Wärme erzeugen, folglich auch die Luft nur in so weit erwärmt werde, als in wiefern sie von einem vollkommen transparenten Medium unterschieden ist. Die Wärme, welche von den Sonnenstrahlen erzeugt wird, richtet sich nach ihrer Menge, Dauer, und ihrer mehr oder weniger perpendikulären Richtung, und findet statt, wo sie gegen dunkle, und nicht reflektirende Oberflächen fällt. Die Oberfläche der Erde muß da-

daher als der Ort angesehen werden, wo die Wärme erzeugt wird, welche sich sodann der obern Luft und der Erde unterhalb mittheilt. Daß dieß wirklich der Fall sey, sieht man aus dem höhern Grade von Wärme, welcher durch die Wirkung der Sonnenstrahlen auf einen dunklen Körper, erzeugt wird, welcher oft 665 150° (Fahrenh.) erwärmt wird, während daß die Temperatur der Luft nicht über 90° ist. *) Es folgte daher, daß, um die der Erde mitgetheilte Wärme zu messen, dieß auf der Oberfläche geschehen sollte, wo die Wirkungen der Sonnenstrahlen unmittelbar Statt haben. Allein obschon eigentlich die Wärme an der Oberfläche erzeugt wird, so wird sie doch der Luft sowohl als der Erde, frey mitgetheilt, und ob schon die scheinbare Intensität der Wärme vermöge der Lichtstrahlen, welche länger auf ähnliche Theile von Materie wirken, auf der Erde größer ist, so wird doch vielleicht ein größerer Theil derselben der Luft zugeführet, welche so wie sie erwärmt worden, höher steigt, und so andere Theile kalter Luft, der erwärmten Oberfläche näher kommen. Ob indessen die Wärme der Sonne mehr in der Erde oder in der Luft erweckt werde, ist nur von sehr geringer Erheblichkeit, denn da wo der größte Ueberfluß statt findet, wird gegen die andern Theile die Mittheilung erfolgen, so lange bis das

*) Martines Essays p. 309.

Gleichgewicht völlig hergestellt ist. Alle Ursachen der Kälte, welche sich an der Oberfläche der Erde wirksam zeigen, als die Ausdünstung, wovon Hr. Wilson Bemerkungen mitgetheilt hat, liefern Beiweise hiervon. *) Nahe an der Oberfläche der Erde wird also die Luft, die man durch ein Thermometer im Schatten untersucht, wenn auch nicht ganz genau, doch sehr nahe dem nämlichen Grad der Wärme anzeigen, welchen die Sonne unsrer Erde mittheilt. Würde eine Mittelzahl dieser Wärme während eines ganzen Jahrs genommen, und dringen wir in die Erde bis zu derjenigen Tiefe, wo in Rücksicht der täglichen, monatlichen, oder jährlichen Veränderungen der Wärme kein Wechsel mehr statt hat, so würde die Temperatur in einer solchen Tiefe der erwähnten Mittelzahl gleich seyn. Um davon mit der größten Genauigkeit versichert zu werden, müßten täglich in Rücksicht der öftern Veränderungen der Temperatur, welche sich unter allen Klimaten innerhalb 24 Stunden zutragen, häufige Beobachtungen angestellt, von diesen endlich eine tägliche Mittelzahl genommen, und davon die jährliche Mittelzahl hergeleitet werden. Dieß ist noch nicht geschehen, indessen hat man vermöge derjenigen Bemerkungen, aus denen eine mittlere

Tem-

*) S. Philosoph. Transact. Vol. LXX. p. 451. und Vol. LXXI. p. 366.

Temperatur mit irgend einem Grade der Gewißheit hergeleitet werden kann, gefunden, daß sie von der Wärme der tiefsten Höhlen oder Brunnen eines dieses Klimas nicht sehr abweicht. Sollten ferner Erfahrungen und Beobachtungen diese Meynung unterstützen, so dürfte dieß den Vortheil gewähren, auf einem sichern Weg gekommen zu seyn, die mittlere Temperatur eines jeden Klima zu bestimmen, welches, bey nur wenigen Beobachtungen über den äußersten Grad der Wärme und Kälte in einzelnen Jahrszeiten, uns von einem Lande mehr Aufschluß in Rücksicht seiner Wärme und Kälte gewähren würde, als die meteorologischen Register einer langen Reihe von Jahren hinter einander.

Um von der Temperatur der Erde Kenntniß zu erlangen, gehören ohne Zweifel als die besten Beobachtungen, solche, welche man in Brunnen von beträchtlicher Tiefe, und wo nicht viel Wasser ist, anstellt. Quellen, welche aus der Erde hervorkommen, ob sie schon eigentlich die Temperatur des Bodens anzeigen, von dem sie entspringen, sind doch nicht so sicher, als Brunnen; denn der Ursprung einer Quelle kann von einem nahgelegenen Boden herrühren, und wird daher kälter seyn, auch kann er sehr nahe unter der Oberfläche daher fließen, und folglich an sich schon allen Veränderungen der Wärme und Kälte vom Sommer und vom

Winter unterworfen, aber auch östlichen Ursachen der Wärme in dem Innern der Erde ausgesetzt seyn. Auch scheinen sich Brunnen besser zu diesem Behuf zu schicken, als tiefe Hölen, denn der Eingang zu diesen ist oft sehr groß, wo denn ein beträchtlicher Theil der äußern Luft nothwendig eindringen, und Veränderungen in ihrer Temperatur verursachen muß. Indessen da man nicht an allen Orten Brunnen antrifft, so muß man sich in diesem Falle mit der Temperatur der Quellen begnügen.

Folgende Bemerkungen wurden auf der Insel Jamaika angestellt, wo sich an der Küste in vielen Gegenden flaches Land befindet, der innere Theil des Landes hingegen gebürgig ist. Die größte Hitze herrscht in den niedrigen Gegenden, welche aber allmählig abnimmt, je mehr man auf die Gebürge kommt. Die Stadt Kingston erhält ihr Wasser von Brunnen. Der Boden, worauf sie erbaut ist, liegt von der See an, auf einer sich sanft erhebenden Anhöhe. In dem untern Theile der Stadt sind die Brunnen kaum einige Fuß tief, und verschiedene davon gesalzen. Die Wärme des Wassers in einigen derselben habe ich 82° gefunden, allein sie waren augenscheinlich der Oberfläche der Erde zu nahe, um nicht an der Wärme der Jahrszeiten Antheil zu nehmen. So wie man höher kommt, sind auch die Brunnen tiefer, deren sämmtliche Tem-

pera-

peratur beynahe gegen 80° iſt. Alle Veränderungen, die ſie erleiden, betragen etwa einen Grad, d. i. einen halben Grad weniger, als 80, oder einen halben Grad mehr. Sie ſind von verſchiedener Tiefe, worunter einige bis 100 Fuß ſteigen, obſchon ſelbſt bey der Hälfte dieſer Tiefe, die Temperatur beynahe gleichförmig iſt. Zu Governor's Pen, welches gleichfalls in dem niedrigen Theile dieſes Landes liegt, iſt ein Brunnen von ohngefähr 60 Fuß Tiefe, 79½°. Zu Half-Way-Tree iſt ein Brunnen 243 Fuß tief, welcher 79° hält. Half-Way-Tree liegt an einer ſanften Anhöhe, zwey Meilen von Kingſton. Nahe bey Rock-Fort iſt eine Quelle unmittelbar an dem Fuße eines langen Gebirges, welche ſehr viel Waſſer giebt; ihre Wärme iſt 79°. Alle dieſe erwähnten Oerter ſind nur ſehr wenig über die Oberfläche der See erhaben, und vielleicht kaum ſo viel, als die Tiefe der Brunnen jener Oerter beträgt; denn nahe bey Kingſton giebt es Quellen, welche mit der See gleich zu liegen ſcheinen, ſo wie diejenigen, welche die Brunnen verſehen, wahrſcheinlich einerley Grundfläche haben.

Die Temperatur der Luft zu Kingſton iſt nur ſehr geringen Veränderungen unterworfen. Das Thermometer geht während des heißeſten Theils des Tages ſowohl als der heißeſten Zeit des Jahres, von 85° bis 90°; in der kühleſten Jahrszeit, und

gegen Sonnen-Aufgang, als der kühlsten Zeit, innerhalb 24 Stunden, steigt sie von 70° bis 77°. Einmal habe ich sie 69° und zu verschiedenenmalen 91° bemerkt. Die jährliche mittlere Temperatur kann also weder viel über, noch unter 80 Gr. seyn, welches auch die Brunnen anzeigen.

Folgende Quellen wurden mit vieler Genauigkeit vom Herrn Sewell, General-Fiscal der Insel untersucht.

Die Quelle Ayscouph, an dem Wege von Spanisch Town, nach Pusey im Kirchspiele St. John 75°.

Die Quelle Pusey, höher in den Gebirgen $72\frac{3}{4}^{\circ}$.

Eine Quelle nahe bey den Baraken zu Points-Hill im Kirchspiele St. John 79°.

Das Thermometer im Schatten zu Puseys während eines Theils des Junius ward $69\frac{1}{2}^{\circ}$ bis $79\frac{1}{2}^{\circ}$ gefunden. Die Beobachtungen geschahen sowohl spät Abends, als auch Morgens früh vor Sonnenaufgang.

Die Quelle im Thal Brailsford, gegen 10 Meilen oberhalb Spanisch Town ist 75°. Die Quelle zu Stoney-Hill ist 71°. Diese wurden vom Herrn Home beobachtet.

Hrn. Wallen's Haus zu Cold-Spring stand auf der ganzen Insel am höchsten. Vermöge einer von

Herrn

Herrn Farkane angeblichen Messung sieht man, daß es 1400 Yards über der Oberfläche des Meers stehe. An dem Wege dahin, und ohngefähr eine Meile von Herrn Wallen's Hause ist eine Quelle, welche von der Seite des Berges entspringe, dessen Temperatur 65° ist. Cold Spring, ein Ort, ohngefähr 50 Fuß unter dem Hause, hat eine Wärme von 61½.

Das Thermometer im Schatten zu Wallen's Hause erlangt einige Tage im April 57 bis 67° Höhe. Ueberhaupt bemerkte ich, daß je höher die Quellen standen, um desto kälter sie waren, und so wie ich aus allen meinen Bemerkungen folgern konnte, war ihr Unterschied mit der mittlern Temperatur ihrer Gegenden insgemein sehr übereinstimmend. *)

Ich hoffe, daß es hier nicht wider meinen Endzweck seyn dürfte, einige Bemerkungen beyzufügen, welche in dieser Rücksicht in England angestellt worden sind. Die Brunnen in und um London sind entweder von keiner großen Tiefe, oder ganz voll von Wasser, welches beydes nachtheilige Umstände sind, um eine richtige mittlere Temperatur gewähren zu können. Den Mangel an hinlänglicher

*) Die Thermometer, deren ich mich bediente, waren alle von Herrn Ramsden.

licher Tiefe setzt sie allen Veränderungen der Jahrszeiten aus, so wie denn die größere Menge Wasser, womit sie angefüllt sind, auch selbst bey den tiefsten Brunnen, mehr oder weniger die Temperatur der Luft annimmt, denn jede Veränderung der Temperatur, die dessen Oberfläche mitgetheilt werden dürfte, war, vermöge der Flüssigkeit des Wassers, ihm bald ganz mitgetheilt worden. Ich vermuthe, daß es von dieser Ursache allein herrühre, daß die Brunnen in der Nachbarschaft von Briggthelmstone von 50 bis 52° veränderlich sind, denn diejenigen waren die tiefsten, welche am meisten Wasser hatten. Die Beobachtungen, welche ich in dieser Rücksicht anstellte, geschahen im Sommer. Die Tiefe der Brunnen selbst fand ich sehr verschieden, von 15 bis 150 Fuß. Derjenige, welchen ich stets am kältesten fand, war nicht mehr, als 22 Fuß tief; seine größte Wärme war 50°. Er liegt nahe am Ufer, und hält Ebbe und Fluth; allein dieses Steigen und Fallen seines Wassers stimmt nicht genau mit der Ebbe und Fluth selbst überein, sondern erfolgt innerhalb einem Zwischenraum von ohngefähr drey Stunden darauf. In dem niedrigsten ist kaum über ein Fuß süß Wasser, welches vielleicht von einer unterirdischen Quelle entspringt, welche an dessen Grunde hervorkommt. Ueberhaupt giebt es sehr viele Quellen, welche durch den Sand hervorkommen, und ohne Zweifel die Brunnen mit

Was-

Wasser versehen. Da wir noch im geringsten nicht die Ursachen kennen, welche in dem Innern der Erde Kälte erzeugen, so müssen wir nothwendig in jedem Klima den tiefsten Grad der Wärme als denjenigen, welcher der mittlern Temperatur am nächsten kommt, annehmen, daher wir also auch die mittlere Temperatur zu Brightheimstone nicht über 50° halten können. Die mittlere Temperatur von London rechnet man 52° *), allein Brightheimstone liegt beynahe um 50 Meilen südlicher als London, und unmittelbar an der See, so daß es daselbst wenigstens eben so warm seyn muß, als zu London. Die Bemerkungen, nach welchen die Mittelzahl genommen wird, enthalten allgemein mehr die Gränzen der Wärme als der Kälte, da sich erstere am Tage, letztere in der Nacht zuträgt, von welcher wir am wenigsten Kenntnisse erlangen. Man hat eine Tabelle von D. Heberden, welche die Wärme in London für jeden Monat im Jahre vermöge einer Mittelzahl von 10 Jahren seit 1763. bis 1772. sowohl für 8 Uhr früh, als für 2 Uhr Nachmittags enthält. In eben dieser Tabelle befindet sich zugleich eine Kolumne von dem Mittel der größten monatlichen Kälte in der Nacht, welche während eben dieser 10 Jahre von Lord Carl Cavendish in Marlboroughstreet beobachtet worden ist.

Wahr-

*) Kirwan's Temperature of different Latitudes p. 73.

Wahrscheinlich dürfte kein großer Irrthum begangen werden, wenn wir die größte tägliche Wärme um 2 Uhr Nachmittags annehmen; nimmt man dann das Mittel zwischen der größten täglichen Wärme und der größten nächtlichen Kälte, so giebt bloß das Mittel für das ganze Jahr 49°, 196, welches viel niedriger ist, als man gemeiniglich annimmt. In dem Hause des G. Glenny Esq. nahe bey Bromley ist ein Brunnen 75 Fuß tief, wo ich im November 49°½ fand. Der Herr von Mairan hat über die größte Wärme und Kälte, wie man sie zu Paris in einem Zeitraume von 56 Jahren, von 1701 an, beobachtet hat, eine Tabelle geliefert, woraus sich die Mittelzahl 10° über dem Gefrierpunkt ergiebt, oder 10,16° Reaum. Skale. Die Temperatur der Gewölber des Observatoriums, wo diese Beobachtungen gemacht wurden, ist nach eben der Reaum. Skale 10°½ über dem Gefrierpunkt. Man sieht auf diese Art keineswegs die Nothwendigkeit eine innerliche Wärme anzunehmen, hingegen hätte man hinreichenden Grund zu vermuthen, daß wenn innerhalb der Erde irgend eine Quelle für Wärme vorhanden wäre, die nicht derjenigen in der Luft gleich sey, die Wärme der innern Theile nothwendig größer seyn müßte, als diese Mittelzahl; und stünde die Centralwärme mit derjenigen der Sonne in Verhältniß, wie Herr von Mairan anführt, so müßte gleichfalls die Wärme

der

der Erde um einen groſſen Theil über die mittlere Temperatur der Luft gehen, welches jedoch keine Beobachtungen beſtätigen. Man ſieht ſehr leicht die Quelle, woraus Herrn von Mairans Irrthum entſprungen; er gründete ſeine Berechnungen auf die Reaumüriſche Skale, und nahm die Grade dieſes Thermometers an, als ob ſie die wahren Verhältniſſe und die abſolute Größe der Wärme beſtimmten. *) In der That haben wir gar keine Kenntniß über die abſolute Größe der Wärme, ſo daß wir die Grade unſrer Thermometer nicht anders als ſehen können, als einige wenige mittlere Glieder einer Kette, deren Länge wir übrigens gar nicht kennen; folglich auch auf keine Weiſe irgend eine Vergleichung ihrer proportionirten Theile anzuſtellen vermögend ſind. Beobachtungen haben gezeigt, daß die Begriffe von Kälte, worauf die Veranlaſſung zur Verfertigung der Reaumüriſchen Skale ſich gründet, ſo wie dieſe zu den Bewegungen des Herrn von Mairan Stoff gegeben, eingebildet und ohne Grund ſind. **)

Zwar ſind heiße Quellen und Vulkane ein Beweis des Daſeyns einer innern Quelle von Wärme in der Erde, allein ihre Wirkung iſt nur auch auf einen klei-

*) S. Mem. de l' Acad. des Sc. 1765. p. 143.

**) Philoſ. Transact. Vol. LXXIII. p. 203. und 329.

kleinen Bezirk eingeschränkt, so daß dieß hier weiter keiner Erwähnung zu verdienen scheint. Es ist nichts ungewöhnliches, daß man Quellen von der gewöhnlichen Temperatur findet, welche von andern heißen Quellen eingeschlossen werden, so wie kein Vulkan, von dem wir bisher Kenntnisse erlangt haben, die Temperatur des Landes, die unmittelbar an ihn gränzt, vergrößert zu haben scheint.

Die See fühlt den Wechsel der Temperatur ungleich geschwinder, als die Erde, besonders nahe an dem Ufer. Die mittlere Wärme der See zu Brightheimstone, während der Monate Julius, August, September und October war folgende:

Julius 63°½
August 63°½
September 58°
October 53°

Diese Beobachtungen wurden in der Rücksicht angestellt, um die Temperatur der See als Bad zu bestimmen, weswegen denn die Wärme um 9 Uhr früh und nahe am Ufer, als die gewöhnliche Zeit und der Ort zum Baden, genommen wird. Gegen drey Uhr Nachmittags wird das Wasser ungleich wärmer, so daß es nicht sowohl den monatlichen, als vielmehr den täglichen Veränderungen der Luft unterworfen ist. In den erwähnten vier Monaten

nalen sind die äußersten Gränzen der Wärme und Kälte beträchtlich. Ich habe sie bis 71° warm, und 49° kalt gefunden. Im letztern Monat August beobachtete Sir Henry Englefield die Wärme der See zu der nämlichen Zeit mit mir, und wir fanden sie beyde 71°: es war gegen 4 Uhr Nachmittags, an einem sehr heißen Tage. Man sieht hieraus, daß das Seebad zu verschiedenen Jahreszeiten auch sehr verschieden seyn müsse, und daß es Kenntnisse über die Veränderungen der Temperatur erfordere, um es in einzelnen Fällen anzuwenden.

Es wäre zu wünschen, daß die Wärme der Brunnen und Quellen zu verschiedenen Jahreszeiten untersucht würde, um von dem Einflusse des Sommers und des Winters auf dieselben gewisser zu werden. Die Brunnen zu New-York sind 32 bis 40 Fuß tief, und de Nooth fand, daß ihre jährliche Veränderung gegen 2 Grade von 54 bis 56 Grad betrage. Es giebt viele Länder, wo das jährliche Steigen des Thermometers größer ist, als zu New-York, und die nahgelegenen Theile von Amerika. Im Sommer ist seine Höhe öfters bis 96 Gr., so wie man im Winter verschiedene Grade unter o Fahrenh. bemerkt hat.

Wir können also vermöge aller der Bemerkungen, die wir besitzen, wie ich glaube, sicher behaupten, daß es gegenwärtig keine Ursache für die Wär-

Wärme innerhalb der Erde gebe, welche hinreichend sey, auf die Temperatur eines Landes Einfluß zu haben, und welche nicht ganz allein von der Sonne herrühre, so wie, daß die Erde, welche Veränderungen der Temperatur man auch vermuthen könne, denen sie in den frühern Perioden unterworfen gewesen, gegenwärtig zu verschiedenen Jahreszeiten und in verschiedenen Klimaten auf einen mittlern Grad der von der Sonne bewirkten Wärme zurückgebracht worden sey.

Tabelle über die mittlere Wärme eines jeden Monats zu London, aus zehnjährigen Beobachtungen, vom Jahr 1763. bis 1772. gezogen, von W. Heberden M. D. F. R. S. u. AS.

Philos. Transact. Vol. LXXVIII. P. I.

	um 8 U. früh.	um 2 U. Nachm.	Mittel.	zu Nacht.
12 Januar	35°	39°	37°	34,7°
10 Februar	38	43	40,5	36,6
9 März	39	45	42	37,1
7 April	44	52	48	41,3
5 Maj	51	59	55	46,4
3 Junius	57	65	61	52,4
2 Julius	59	68	63,5	55,6
1 August	60	68	64	55,1
4 Septemb.	55	63	59	51,7
6 Oktober	48	55	51,5	45,5
8 Novemb.	43	48	45,5	40,
11 Decemb.	39	42	40,5	37,3

Erklärung dieser Tafel.

Die erste Kolumne enthält die Ordnung der Monate nach dem Grad ihrer Wärme, welche im August anfängt, wo die Wärme am größten ist.

Die zweyte und dritte enthält die um die obenwärts angegebenen Stunden bemerkte Wärme; die vierte giebt die Mittelzahl aus dieſen beyden.

Die letzte Kolumne enthält die Mittelzahl der größten Kälte zur Nachtzeit, wie ſie ſeit zwanzig Jahren von dem verſtorbenen Lord Carl Cavendiſh in Marlboroughſtreet beobachtet worden iſt.

III.

Bemerkungen über die Reizbarkeit der Vegetabilien von James Edward Smith M. D. F. R. S.

Philoſoph. Transact. Vol. LXXVIII. P. I.

Da ich öfters gehört hatte, daß die Staubfäden des Berberis communis einen beträchtlichen Grad von Reizbarkeit beſäßen, ſo ſtellte ich in dem Garten zu Cheliea den 25. Mai 1786. an einer Blume, die vollkommen aufgeblüht war, einen Verſuch dieſerhalb an: Es war ohngefähr 1 Uhr Nachmittags an einem ſchönen warmen Tage bey nur ganz ſchwachem Winde.

Die Staubfäden ſolcher Blumen, welche offen waren, lagen rückwärts gebogen gegen das Blatt,

und ſolchergeſtalt von demſelben bedeckt. Keine Erſchütterung des Stammes ſchien auf ſie einige Wirkung zu äußern. Jetzt berührte ich mit einer feinen Spitze ſanft die innere Seite an einem von den Fäden, und augenblicklich ſprang er von dem Blatte zurück, und berührte mit dem Staubbeutel die Narbe. Ich wiederholte dieſen Verſuch verſchiedenemale, ſo daß itzt, nachdem ich alle Fäden der Blume berührt, alle ihre Staubbeutel in dem Mittelpunkte über der Narbe lagen.

Drey Zweige mit Blumen nahm ich mit mir nach Hauſe, und ſetzte ſie in ein Waſſergefäß; des Abends machte ich einen Verſuch an verſchiedenen von dieſen Blumen, welche ich bey mir im Zimmer hatte, und jedesmal ſahe ich den nämlichen Erfolg.

Um aber nunmehr zu unterſuchen, in welchem Theile eigentlich die Reizbarkeit herrſchend ſey, ſo ſchnitt ich mit einer ſehr feinen Scheere eines von den Blättern ab, wobey ich zugleich alle mögliche Sorgfalt brauchte, den Staubfaden, welcher ſehr nahe darneben ſtand, nicht zu berühren: hierauf berührte ich mit einem ſehr fein zugeſpitzten Federkiel die äußere Seite des Fadens, welcher neben dem Blatte geweſen war, ſtreifte ihn von oben bis unten herab, allein ich ſpürte nicht die geringſte Bewegung. Eben damit berührte ich den hintern Theil des Staubbeutels, dann deſſen Spitze, Seiten-

und endlich auch die innere Seite, allein immer noch ohne Erfolg. So wie ich aber den Federkiel von dem Staubbeutel gegen die innere Seite des Fadens herabführte, so wurde dieser Theil nicht sobald berührt, als der Staubfaden mit Gewalt vorwärts gegen die Narbe sprang. Dieß wiederholte ich zu verschiedenenmalen mit einer stumpfen Nadel, mit einer feinen Borste, einer Feder und mit verschiedenen andern Dingen, wodurch auf keine Weise die Struktur des Theils verletzt werden konnte, und stets erfolgte die nämliche Wirkung.

Bey einigen Staubbeuteln bediente ich mich einer Pincette, so daß ihre Fäden vollkommen die Narbe berühren mußten, indessen verursachte dieß doch keine eigenthümliche Zusammenziehung des Fadens, denn nur so lange, als ich sie mit dem Instrumente bog, blieben sie, sobald als ich es aber wegnahm, so ging der Staubfaden wieder zu dem Blatte, vermöge seiner natürlichen Elasticität zurück. Brachte ich aber die Pincette gegen den reizbaren Theil, so sprang der Staubbeutel unmittelbar gegen die Narbe und blieb daselbst. Ein sehr schneller und heftiger Stoß an irgend einem Theil des Staubfadens dürfte indessen öfters eben diese Wirkung äußern, als man bey Berührung des reizbaren Theils wahrnimmt.

Hieraus sahe ich nun, daß die erwähnte Bewegung von einem hohen Grade der Reizbarkeit an

der Seite eines jeden Fadens zunächst des Fruchtknotens herrührt, wodurch er sich bey der Berührung zusammenzieht, diese Seite kürzer wird als die andre, und solchemnach der Faden gegen den Fruchtknoten getrieben wird. Etwas eigenes in der Struktur dieses oder jenes Theils des Fadens konnte ich nicht bemerken.

Diese Reizbarkeit in den Staubfäden findet zu jeder Zeit statt, nemlich nicht blos dann, wenn die Blume sich ihrer Befruchtung nähert. In einigen Blumen, welche nur in so weit eröffnet waren, daß sie mit Mühe eine Borste zuließen, schienen doch die Fäden eben so reizbar zu seyn, als in den vollkommen geöffneten Blumen; auch in verschiedenen alten Blumen, deren Blätter nebst den an ihnen hängenden Staubfäden eben abfallen wollten, zeigten doch noch die zurückbleibenden Fäden, so wie selbst sogar diejenigen, welche bereits gefallen waren, eben so viel Reizbarkeit, als ich irgend bemerkt hatte.

Aus einigen Blumen nahm ich sorgfältig den Fruchtknoten weg, ohne jedoch den Fäden nahe zu kommen; worauf ich einen davon mit einer Borste berührte, der sich sogleich unmittelbar zusammenzog, und da die Narbe nicht mehr zugegen war, so bog er sich darüber weg, gegen die entgegenstehende Seite der Blume.

Ich hatte bereits bemerkt, daß die Staubfäden in einigen Blumen, welche gereizt worden waren, sich wieder in ihre eigentliche Lage in die Wölbungen der Blätter zurückzogen, welches auch, wie ich bald fand, bey allen früher oder später geschah. Ich berührte daher einige Fäden, — welche vollkommen ihre ehemalige Lage wieder angenommen hatten, und fand, daß sie sich eben so leicht als vorher zusammenzögen. Dieß wiederholte ich drey oder viermal an ein und demselben Faden. Auch versuchte ich einige mitten in ihrem Zurückgange zu reizen, welches aber nicht immer den nämlichen Erfolg hatte; nur wenige äußerten während des Berührens eine geringe Reizbarkeit.

Der Endzweck, den diese merkwürdige Einrichtung der Natur bey der ihr eigenthümlichen Oekonomie der Pflanze zu erreichen sucht, ist sehr leicht zu entdecken. Wenn die Staubfäden in ihrer eigenen Lage stehen, so werden auf diese Art ihre Staubbeutel von der Hölung des Blatts vor dem Regen geschützt. In dieser Lage bleiben sie wahrscheinlich so lange, bis irgend ein Insekt kommt, um den Honig der Blumen einzusaugen, zwischen den Fäden herumirret, und jederzeit unvermeidlich sie an dem reizbarsten Theile berührt: auf diese Art erfolgt die Befruchtung; und eben zu der Zeit, wenn im heitern Sonnenscheine alle Insekten herumirren, geschieht

geschieht es, daß der Blumenstaub vornehmlich zur Befruchtung geschickt ist. In der That wäre es ein der Untersuchung würdiger Gegenstand, einen Berberisbeerenstrauch in seiner Blüthe so zu stellen, daß weder Insekt noch eine andere reizende Ursache auf ihn Einfluß haben könnte, um auf diese Art zu erfahren, ob in diesem Falle die Staubbeutel sich von selbst der Narbe nähern, und ob der Saame fruchtbar werden würde.

Ich bin in diesen Bemerkungen über die Berberisbeere um so mehr ausführlich gewesen, weil, ohnerachtet verschiedene Schriftsteller von der Reizbarkeit ihrer Staubfäden Nachricht gegeben, doch keiner, so viel ich weiß, den eigentlichen Theil bestimmt angegeben hat, wo der wahre Sitz der Reizbarkeit in den Staubfäden liege, oder zu welchem Endzwecke er diene; wenigstens haben sie ihre Untersuchungen nur obenhin angestellt, so daß es scheint, daß es einer von den andern entlehnet habe. Gmelin *) welcher eine eigene Abhandlung über die Reizbarkeit der Vegetabilien geschrieben, hat doch eigentlich nichts neues in Rücksicht dieses Gegenstandes gesagt, der hauptsächlichste Theil seiner Abhandlung enthält ein Namenverzeichniß von Pflanzen, bey welchen er gefunden hat, daß sie keine Reizbarkeit besitzen.

*) Gmelin de irritabilitate vegetabilium. Tub. 1768. 4.

Indessen ist die Berberis nicht die einzige Pflanze, an welcher man diese Eigenschaft wahrnimmt. Die Staubfäden der Opuntia (Cactus Funa) sind gleichfalls sehr reizbar. Diese Staubfäden sind lang und sehr biegsam, und stehen in großer Menge in dem Innern der Blume rund herum. Steckt man einen Federkiel oder eine Feder zwischen dieselben, so fangen sie innerhalb zwey oder drey Sekunden an, sich auf einer Seite sanft niederzulegen, und in kurzer Zeit haben sie sich alle gegen den Fruchtboden der Blume gezogen. Die Bewegungen der Venusfliegenfalle (Dionoea muscipula), des Fühlkrauts (Mimosa sensitiva und pudica) sind zu bekannt, als daß ich ihrer hier erwähnen wollte. Eine gleiche Erscheinung hat man an dem Sonnenthau (Drosera) wahrgenommen, wo auch schon eine oberflächliche botanische Analogie eine Veranlassung geben muß, sie zu erwarten. *) Alle diese Bewegungen haben, wie ich glaube, sicher ihren Grund in einer gewissen Reizbarkeit. Indessen müssen wir aber nicht ihre übrigen Bewegungen damit verwechseln, die, so wunderbar sie auch beym ersten Anblicke sind, doch ganz allein aus mechanischen Grundsätzen erklärt werden können.

*) D. Witherings botanical arrangement of british plants.

nen.*) Die Staubfäden des Glaskrauts (parietaria) z. B. werden vermöge der Blätter des Kelchs in so einer gekrümmten Lage gehalten, daß, so bald sich der Kelch völlig entfaltet, oder auf andre Art weggenommen worden, die an sich sehr elastischen Staubfäden unmittelbar aufspringen, und mit Heftigkeit ihren Blumenstaub umher streuen. Einen ähnlichen Umstand habe ich vor kurzem an den Blumen des Sichelkrauts (Medicago falcata) bemerkt. In dieser Pflanze werden die Befruchtungstheile vermöge der schiffförmigen Lage der Blume, ohnerachtet des Bestrebens des jungen Fruchtknotens, die eigenthümliche schiffförmige Gestalt anzunehmen, in einer sehr gedrängten Lage gehalten. Wenn aber zuletzt der Fruchtknoten mehr Stärke erlangt, und das Schiff mehr geöffnet wird, so setzt er sich durch einen schnellen Sprung in Freyheit, wodurch zu gleicher Zeit der Blumenstaub in genugsamer Menge gegen die Narbe geführt wird. Ganz das nämliche erfolgt, wenn man die Blume reizt,

*) Etwas unbestimmtes findet sich noch immer bey diesem Ausdruck. Auch bey jener eigenthümlichen Reizbarkeit muß noch ein dazu geschickter mechanischer Bau vorhanden seyn, um jene Reizbarkeit an dem Theile ausüben zu können, welcher die Anlage hat, unter gegebenen Umständen irgend eine Bewegung hervorzubringen. G.

um auf diese Art das Schiff allmählich zu öffnen.

So, wie man aus diesen Versuchen sieht, daß die Vegetabilien mit den Thieren gemeinschaftlich eine Reizbarkeit besitzen, so giebt es auch Pflanzen, welche mit einer Art von freywilligen Bewegung begabt sind. Zufolge dessen, was Linne angemerkt hat, daß die Raute täglich einen ihrer Staubfäden gegen den Staubweg bewege, untersuchte ich die afrikanische Raute, (ruta chalepensis) welche nur sehr wenig von der gemeinen Raute unterschieden ist, und fand viele von den Staubfäden in derjenigen Stellung, wie er sie beschreibt, daß sie ihre Staubbeutel über der Narbe hielten, indeß diejenigen, welche noch nicht an die Narbe gekommen waren, auf den Blättern rückwärts lagen, welches auch bey denen statt fand, welche bereits ihre Pflicht erfüllt hatten, und itzt ebenfalls zu dieser ihrer eigenthümlichen Lage zurückgekehrt waren. Als ich sie vermittelst eines Federkiels zu reizen versuchte, so fand ich sie sämmtlich von aller Reizbarkeit entblößt. Es sind steife, starke, konische Körper, und lassen sich ohne zu zerbrechen, nicht aus der Lage bringen, in welcher sie einmal liegen. Die nämliche Erscheinung findet man bey verschiedenen andern Blumen, allein nirgends ist es auffallender oder besser untersucht worden, als bey der Raute.

Ich

Ich hätte gewünscht, ein Beyspiel dieser freywilligen Bewegung in ein und derselben Pflanze, zugleich mit Reizbarkeit verbunden, anzutreffen, allein ich muß gestehen, daß ich keines angetroffen habe. Vermöge der Analogie sollte man es nicht unwahrscheinlich vermuthen, daß die Venusfliegenfalle, und vielleicht der Sonnenthau in ihren Staubfäden eben die nämliche Bewegung wie die Raute, das Einblatt (Parnassia) und das Steinbrech (Saxifraga) haben, da ihre Blätter zugleich Reizbarkeit besitzen. Allein, wenn dieß der Fall wäre, so wäre es eben das, als ob der Sitz dieser beyden Eigenschaften, da sie so verschieden und entfernt von einander sind, so wenig Verbindung mit einander habe, als ob er in zwey verschiedenen Pflanzen wäre. Der Unterschied zwischen Thieren und Vegetabilien ist also der, daß, obschon einige der letztern Reizbarkeit besitzen, andre eine freywillige Bewegung, selbst in einem höhern Grade als viele der erstern, diese Eigenschaften bisher doch nur bey Thieren in ein und eben demselben Theile verbunden, angetroffen worden sind. Selbst die Schartete (Sertularia) macht in Rücksicht dieser Bemerkung keine Ausnahme. Der größere Theil ihrer Substanz gleicht in so fern diesen Pflanzen, daß sie unendlich theilbar ist, und keine Reizbarkeit und freywillige Bewegung besitzt, allein ihre belebten Blumen oder Polypen, worinn eigentlich ihr Leben besteht,

steht, sind mit beyden Eigenschaften in einem hohen Grade begabt. *)

Ich kenne die Meynung verschiedener Naturforscher, daß jeder Theil der Vegetabilien nothwendig einen gewissen Antheil von Reizbarkeit besitzen müsse, da das Fortstoßen ihrer Flüßigkeiten nicht wohl auf irgend eine andre Art gedacht werden könnte. Bey einer Unterredung mit dem berühmten Bonnet über diesen Gegenstand, erklärte sich dieser Naturforscher, daß er davon völlig überzeugt sey, und daß er keineswegs zweifle, wenn man Säuren oder andre reizende Flüssigkeiten in die Gefäße einiger Pflanzen göffe, daß man vermittelst eines Mikroskops nicht sowohl zu gleicher Zeit das Fortstoßen des Safts, als auch die Zusammenziehungen, wodurch dieses bewirkt würde, sehen sollte. Mit dem ganzen liebenswürdigen Enthusiasmus, den man an ihm bewundert, drang er besonders in mich, diese Untersuchungen anzustellen. Indessen gestehe ich,

*) Die Korallgewächse, wozu die Sertularia gehört, gehören gewissermaßen zu den Zwischengattungen des Thier- und Gewächsreichs. Die Sertularia giebt ein sehr weitläuftiges Geschlecht. Die Stämme sind ausnehmend fein, und kaum den bloßen Augen sichtbar. Sie pflanzen sich durch Blasen fort, die man mit den Eyerstöcken gewisser Thiere vergleichen kann. H.

ich, daß der Vorschlag zu wichtig ist, und ihn selbst auszuführen, vielmehr wünschte ich, daß irgend jemand, welcher mehr Zeit und Fähigkeit zu solchen Untersuchungen besitzt, und welcher nicht sowohl mit aller Genauigkeit und einem gewissen Antheile von Kaltblütigkeit dergleichen Versuche anstellte, als vielmehr sie mit aller Treue und Unparteylichkeit wiedererzählte, sich dazu aufmuntern lassen möchte.

Noch will ich zum Schlusse meiner Abhandlung einer andern sonderbaren Eigenschaft erwähnen, welche die Vegetabilien gemeinschaftlich mit den Thieren zu besitzen scheinen, obschon freylich immer in einem ungleich geringern Grade: nämlich diejenige Eigenschaft, um mich der Ausdrücke des Hrn. Hunters zu bedienen, als welcher diese Grundkraft sehr weit in der animalischen Oekonomie ausgedehnt gefunden, vermöge welcher sie nur allein eines gewissen Grads des Wirkens, unzertrennlich mit ihrer Gesundheit, fähig sind; dieser Grad überspannt, bewirkt Krankheit oder Tod. Vermittelst dieser Grundkraft allein kann ich mir itzt erklären, wie verschiedene Pflanzen einen gewissen Grad Kälte viele Winter hinter einander vor der Blüthe aushalten können, daß sie aber dann bey der ersten herannahernden Kälte absterben, ohne daß irgend eine Kunst vermögend ist, sie den Winter über zu erhalten. Allein noch ein auffallenderes Beyspiel erwähnt Linnee,

ue, ohne es jedoch zu erklären, in seiner Abhandlung über die Geschlechter der Pflanzen, in Rücksicht der langen Ausdaurung des Staubweges am weiblichen Hanfe, wenn er der Befruchtung des männlichen Blumenstaubs nicht ausgesetzt wird, daß aber hingegen diejenigen, welche von dem Blumenstaube befruchtet worden, unmittelbar verwelken und vertrocknen. In diesem Falle glaube ich, daß in jenen Staubwegen, die der Blumenstaub befruchtet, und die folglich nunmehr ihr ihnen bestimmtes Geschäft verrichtet haben, die Lebenskraft weit eher erschöpft werde, als in solchen, welche diesen Reiz nicht erhalten haben. Aus eben diesem Grunde geschieht es vielleicht, daß volle Blumen, wo die Zeugungstheile vertilgt sind, und also keine Befruchtung statt findet, ungleich länger vollkommen bleiben, als einfache von der nämlichen Gattung, wie dieß unwidersprechlich der Fall ist mit dem Mohn, den Klapprosen u. s. w. Im einfachen Mohn fällt die Korolle in wenigen Stunden ab, da sie im vollen verschiedene Tage steht. Mit Hinzuziehung andrer Beobachtungen, dürfte dieß wahrscheinlich zu der Entdeckung des wahren Nutzens der Korolle der Pflanzen und des Antheils, den sie bey der Befruchtung leistet, führen, als worüber noch alle Muthmaßungen nichts wahrscheinliches geliefert haben.

III.

Entdeckungen in der Thiergeschichte.

Im 4. Bande des Giornale per servire alla storia ragionata della Medicina di questo secolo, welches Werk vom Dr. Allieti besorgt wird, und das 1787. 4to zu Venedig erschienen ist, befinden sich zwey Aufsätze, die mir in diesem Magazin eine besondre Erwähnung zu verdienen scheinen, da sie auf die Vervollkommnung unsrer Kenntnisse in der Zoologie abzwecken, und besonders zwey Thierklassen behandeln, deren genauere Kenntniß dem Naturforscher um so schätzbarer seyn muß, je seltener er Nachrichten davon erhält. Schon um deswillen, wären sie auch gleich mit weniger Gründlichkeit und Geschmack, als sie wirklich sind, abgefaßt, verdienten sie übersetzt zu werden. Um indeß sie bekannter zu machen, will ich nur das wichtigste, was mir darin vorkam, hier kurz darstellen, weil ich jetzt nicht Muße genug habe, sie ganz zu übersetzen.

I.

1) Der erste Aufsatz ist ein Sendschreiben des Hrn. Michael Colombo, an seinen Freund den Dr. der Arzneygelartheit und ausübenden Arzt zu Mai-

Vazzola, Giavanno Nardi, über die Süßwaſſerpolypen und Räderthiere. Vorzüglich hat dieſer Aufſatz den Zweck, von folgenden Thieren einige genauere mikroſkopiſche Beobachtungen zu liefern.

1) Von einer Art Blumenpolypen, die ſich an den Wurzeln der Waſſerlinſen findet; jede einzelne Blumenglocke ſcheint ein Thier für ſich zu ſeyn, ſelbſtſtändige Reizbarkeit zu haben, ſich ſeine Nahrung, durch kleine Spitzen, die an den Mündungen der Blumenkronen ſitzen, und im Waſſer einen Wirbel erregen können, wodurch einzelne darinn herumſchwimmende Theile ſich dieſen Mündungen nähern, von ihnen aufgefangen, und dem Polypen aſſimilirt werden, verſchaffen zu können. Durch Trennung der Glocken von einander und vom gemeinſchaftlichen Stamme ſcheint ſich dieß Thier fortzupflanzen. Das Syſtem eines ſolchen Polypen, oder, wie Hr. Colombo will, einer Polypenfamilie, beſteht aus einem Hauptſtamm, der ſich in Aeſte vertheilt, aus dieſen entſtehn Zweige, und jeder dieſer Zweige trägt eine einzelne Glocke. Die Farbe war perlartig.

2) Eine andre Art Blumenpolyp, deſſen Aeuſſeres noch mehr einem Baum ähnelt, deſſen Glocken aber mehr fingerhutförmig als die vorigen geſtaltet ſind. Sie war gelblich gefärbt, ungefähr $\frac{1}{4}$ Linien hoch, die einzeln Glocken waren $\frac{1}{48}$ Linie lang;

lang; da hingegen die erstre Polypenart ein wenig größer als einel Linie, der Durchmesser ihrer Glockenmündung ungefähr $\frac{1}{16}$ Linie, und ihre ganze Länge $\frac{1}{3}$ mehr war. Stamm, Zweige und Glockenstiele dieser zweyten Blumenpolypenart, so wie überhaupt ihre Größe, Farbe und Struktur, waren ganz von der erstern ihren Eigenschaften verschieden.

Herr Colombo ist geneigt diese beyden ersten Arten Thierbäumchen (alberetti animali) zu nennen, indeß nenne ich sie, auf Autorität eines Naturforschers von Ruf und Ansehen, *) bey ihrem, in Deutschland ihnen einmal beygelegten Namen.

3) Hr. Colombo fand noch eine Flocken- oder Straußpolypenart (Polypo a fiocco a mazzetto) auf, die er noch zu den Blumenpolypen zu rechnen geneigt ist. Sie lebt wie beyde vorige von den Wasserlinsenwurzeln. Mehrere, nicht wie bey den vorigen Arten, von einander divergirende Glocken tragende Zweige, entspringen aus einem gemeinschaftlichen Stamm; alle diese Zweige haben gleiche Länge, die Stiele, der Stamm, die Zweige sind weiß und ziehen sich nicht zusammen, auch die Hinterseite der Glocken ist weiß, die Vorderseite durchsichtig und gelblich; die Glocken können sich zusammenziehen,

*) S. Blumenbachs Handb. d. Naturg. 3. Ausgab. S. 517.

ziehn, der ganze Polyp ist ungefähr eine Linie lang, die Glocken sind so lang, wie die von der ersten Art, aber bey weitem nicht so breit.

4) Eine andre Art Straußpolypen lebten auf den einzelnen Gliedmaßen verschiedner Thierchen, die man in den Moräſten antrifft, und auch an den Schalen einiger kleinen Süßwasserschnecken. Ihre Glöckchen sind perlfarbig und mit Spitzen besetzt wie bey den vorigen, sie ziehn sich zusammen, die Stiele derselben aber sind unbiegsam, kurz, und vermengen sich alle an dem Punkte, wo sie am Thiere befestigt sind.

5) Herr Colombo sah noch ein Gewächs, das er für eine Polypenerzeugung hielt, dessen Stiele und Glocken aber unbeweglich waren, obgleich sich das Ganze etwas zu bewegen schien. Trotz diesen einfachen Bewegungen, kann er doch dieß Produkt noch nicht recht für thierisch erkennen, weil die vielen leicht im Wasser vorhandnen Infusionsthierchen sie veranlaßten. Gewöhnlich sah er dieß Gewächs in Gestalt zweyer Glockentragender Stiele, die auf einem Stamme befestigt zu seyn schienen, aber zu Zeiten kam es ihm auch vor, als bestände das Ganze aus einem Gebüsche von drey konisch zulaufenden, an einem Stamm befestigten Zweigen, diese sind die kleinsten Blumenpolypen die er sah.

6) Her Eſtolumbo entdeckte noch Polypenglocken, die nicht ſo baumförmig wie die beſchriebenen geſtaltet waren. Er theilt ſie in vier Klaſſen, und nennt ſie Schwanzpolypen, (campane à coda.) die erſte Klaſſe dieſer Polypen iſt weniger durchſichtig und dicker als die andern, und ſcheint von kleinen Bläschen oder Körnchen angefüllt zu ſeyn, von denen die Strahlen zurückprallen, und die dunkel gefärbt ſind. Die Mündung ihrer Glocken iſt faſt ſo groß wie bey den erſten Blumenpolypen, doch iſt die Glocke kürzer; dieſe wie alle Schwanzpolypen, ſitzen einzeln auf abgeſonderten Stielen, und pflanzen ſich durch Trennung fort. Der Schwanz der erſten Klaſſe iſt 5 bis 6 mal ſo lang als der Körper. Obgleich die Schwanzpolypen getrennt leben können, ſo ſtehen ſie doch gewöhnlich nahe beyſammen.

7) Die zweyte Schwanzpolypenart enthält weniger Bläschen, als die erſte. Die Struktur ihrer Glocken gleicht ebenfalls den Glocken der erſtern Blumenpolypenart, nur iſt ſie viel kleiner, ihr Schwanz iſt 4 bis 5 mal länger als die Glocke.

8) Die dritte Art der Schwanzpolypen iſt kleiner als die beyden vorigen Arten. Ihre Glocken ſtehen einzelt, nicht wie die beyden vorigen in Gruppen zuſammen. Herr Eſtolumbo konnte, obgleich er ſie drey- oder vier Tage lang mit

nicht bemerken, daß sie sich theilten. Sie zogen sich zusammen, er erinnert sich nicht genau mehr, ob die Glocken Spitzen hatten. Die Glocken waren eben so wie bey der zweyten Blumenpolypenart. Der Schwanz ist acht bis zehnmal so lang als die Glocke.

9) Die vierte Klasse der Schwanzpolypen fand Herr Colombo da, wo er die kleinen Blumenpolypen antraf, ihre Glocken hatten auch mit deren Glocken viel ähnliches, nur unterschieden sie sich durch das Zusammendrehen ihres Schwanzes, den sie über diese Polypen in die Höhe streckten, von diesen. Ihre Glockenmündungen sind mit Spitzen besetzt, und im Wasser erregen sie Wirbel damit. Sie sind kleiner als die dritte Schwanzpolypenart, und ihr Schwanz ist zwey bis dreymal so lang, als ihr Körper.

10) Herr Colombo entdeckte verschiedene Räderthiere mit dem Gehäuse. Er beschreibt sie zu umständlich, als daß das Ganze ausgezogen werden könnte, ich bleibe nur bey den Hauptmomenten stehen. Die Räder der ersten Räderthierart schienen aus einer membranösen ausdehnbaren Substanz zu bestehen, die sich bald hier bald dorthin richtet. Diese Räder waren gezähnt, und wurden nach Gutdünken des Thiers bald geschwinder, bald langsamer bewegt, wenn daher mit zwey Reihen Zähnen

 nen,

nen, nach entgegengesetzten Richtungen gestellt, besetzt; es schien aber Hrn. Colombo, als diese nicht das Rad selbst herum, sondern die Zähne desselben bewegten sich nur schnell nach einander um die runde Scheibe im Kreise umher. Auch schien ihm dieß mehr eine Bewegung der Spitzen, als ein Kreislauf der Zähne. Auch glaubt er, daß dieses Thier seiner Nahrung wegen die Wirbel errege. Das ganze Räderthier besteht aus regelmäßig vertheilten Kügelchen. Gewöhnlich sind sie $\frac{1}{72}$ einer Linie lang, ihr Durchmesser beträgt $\frac{1}{72}$ Linie oder etwas mehr. Es lebte nicht wieder auf, wenn es einmal todt war.

11) Eine andre Art dieser Räderthiere unterscheidet sich fast nur durch ihre Kleinheit von der vorherangeführten Art. Ihr Gehäuse ist kaum $\frac{2}{3}$ so lang als das Gehäuse der andern, und wohl drey bis vier mal schmächtiger. Oft leben zwey dieser Art in einem Gehäuse.

12) Eine dritte Art dieser Räderthiere ist noch kleiner als die beyden vorigen, sie gleicht fast einem ablangen Gefäß, sie hänget nicht durch einen Stiel wie die vorigen beyden Arten, sondern vermittelst dem Ende ihres Gefäßes an den Wasserlinsenwurzel an.

13) Eine vierte Art dieser Räderthiere ist eben nicht wie die drey schon angeführten, zeitlebens an

die Wasserlinsenwurzel gefesselt, und theilt sie sich willkührlich ablößt. Das Aeußere dieses Thiers besteht aus einer Schale, deren Mitte dicker als die Enden ist, diese Enden sind durchlöchert. Es ist weingelblich gefärbt. Zuerst hängt es mit einem seiner Enden an der Wasserlinsenwurzel unbeweglich an, endlich löst es sich ab, und geht im Wasser auf und nieder, doch ohne sich sehr von seinem ersten Standpunkt zu entfernen. Es ist größer als die zweyte und dritte, aber kleiner als die erste Räderthierart.

Soweit Herr Colombo. Ehe ich weiter gehe, sey es mir erlaubt, seine Blumenpolypen etwas zu enträthseln, ich werde blos von Herrn Hofrath Blumenbach angegebnen Charaktere beybehalten, und die neuen Arten darnach ordnen.

Genus.

Brachionus stirps fixa, ramosa, polypis terminalibus, ore contractili, simper ciliato.

Species.

1) *Anastatica*, B. stirpe multifida, floribus convexo-campanulatis; colore margaritaceo.

2) *Media*, B. stirpe arborescente; floribus sphaeroido-campanulatis; colore flavescente.

3) Co-

3) *Colombea*, B. ſtirpe erectiore; caulibus non divergentibus; truncо, ramusculis et caulibus albis; campanis ex albo-flavescentibus.

4) *Paraſites*, B. ſtirpe minima; caulibus immobilibus, brevioribus, in punctum fixum convergentibus, colore margaritaceo.

5) *Dubia?* B. caulibus et campanis immobilibus.

Wenn man Herrn Colombo's Schwanzpolypen von dem Blumenpolypengeſchlecht abrechnet, wie dieß ſich auch unſtreitig gehört, ſo kann man den letztern wohl ein os ſemper ciliatum zuſchreiben. Die Schwanzpolypen ſo wie die neu entdekten Räderthiere zu ordnen, dazu gehören erneuerte Beobachtungen. Uebrigens wird man wohl bald, Herrn Colombo's Entdeckungen gemäß, die Räderthiere in ein beſondres Geſchlecht ordnen müſſen.

Der zweyte wichtige Aufſatz für die Thiergeſchichte, in Hrn. Dr. Allietis Journal, iſt des Hrn. Lehrmeiſters und Profeſſor Girardi Unterſuchung über die elektriſchen Organe des Zitteraals. Ich werde nur wenige Sätze, die mir beſonders wichtig ſcheinen, herausheben, und das Uebrige denen überlaſſen, die Vergnügen finden, ihm weiter nachzuforſchen.

Die elektriſchen Organe dieſes Fiſches, der in das Geſchlecht der Rochen gehört, ſind hinten Re-

di und Lorenzini, unter dem Namen stachelförmige Körper (corpi falcati) beschriebnen Theile, sie liegen an jeder Seite des Thiers, sind nierenförmig, ihre concave Theile liegen gegen einander über, sie sind aus lauter perpendikulären Körpern oder kleinen Säulen zusammen gesetzt. Diese Körperchen sind zu Zeiten fünf, mehrentheils aber sechseckicht; ein dünnes Zellgewebe hält sie zusammen, und die Haut des Rückens und Bauchs bekleidet ihre Aussenseite. Ihr Diameter, Grösse und Anzahl richtet sich nach der körperlichen Beschaffenheit des Thiers, ihre Substanz ist weich und gallertartig, aber elastisch, mehr aschfärbig als weiß, zu Zeiten mit einer weißen Scheide umgeben; diese Scheiden sind nur Fortsetzungen der äußern Haut, durch Mazeration kann man den aschgrauen Saft, den sie enthalten, ihnen benehmen, dann erscheinen die Körper mehr zylindrisch, und jede dieser Säulen wie von einer besondern Haut umgeben.

Reaumur fand einen dieser Zylinder aus 25 Membranen bestehend, und Hunter entdeckte in einer Säule, die nicht über einen Zoll lang war, 150. Aber weit mehr verdienen die Nerven, welche sich in diesen Organen vertheilen, und durch welche sie den besondern Elektricitätsmechanismus äußern, beobachtet zu werden. Wie Hunter bemerkte, so besaß nicht jedes Thier gleich starke, sondern eins

mehr,

mehr, das andre minder Elektricität. Besonders hatten die gröſsern Zitteraale gröſsere Nerven, und äuſserten ſtärker den Mechanismus. Das kleine Gehirn, und das zweyte Nervenpaar ſcheinen hauptſächlich dieſe Organe mit Nerven zuverſorgen, und ſind die Quellen der drey, darin beobachteten Nervenpaare.

Dieſe drey Nervenpaare haben eine gröſsere Dicke als alle Nerven der andern Rochen, obgleich dieſe davon dem Zitteraal an Umfang übertreffen, und die Gehirnmaſſe dieſer Thiere nicht verhältniſsmäſsig gröſser iſt. So groſsen Reichthum der Zitteraal an Nerven hat, hat er auch an Blutgefäſsen. Doch der Raum dieſer Blätter erlaubt mir nicht weiter fortzufahren, und ich ſchlieſse, da ohnedem das wichtigſte des Aufſatzes bereits hier angegeben iſt. Uebrigens iſt Herrn Giraldis Aufſatz, aus dem dieſe Nachrichten genommen ſind, ein Auszug eines Memoirs, was von ihm im 3ten Theile der Atti della Societa italiana ſteht, und den der Dr. Allioti ſeinem Journal einverleibt hat.

J. A. A. Meyer.

V.

Ueber die Lebensdauer gewiſſer Inſekten, vom Hrn. Riboud. Journ. de phyſ. März 1787.

Die Inſekten ſind klein und ſchwach, ſie haben eine Menge Feinde, ſind unaufhörlichen Gefahren ausgeſetzt, und haben Mangel und Noth, die ihnen beſtimmte kurze Lebensbahn zu durchwandern; indeſſen ſcheint ſie die Natur auf der andern Seite auch wieder durch mancherley Vortheile dafür ſchadlos gehalten zu haben. Sie haben das Vergnügen, nach und nach unter verſchiedenen Geſtalten zu leben, welches andern Thieren gänzlich verſagt iſt.

Bey vielen unter ihnen bemerkt man die auffallendſten Erſcheinungen in Rückſicht der Art ihrer Vermehrung oder des Vermögens dem Tode zu widerſtehen. So weiß man, daß bey den Polypen des ſüſſen Waſſers das Mittel ſie fortzupflanzen gerade dasjenige iſt, welches andern Thieren den Untergang bringt. Aehnliche Bewandniß hat es mit mehrern der Art, wie bereits zur Gnüge bekannt iſt. Eben ſo kann man auch verſchiedene Inſekten und kriechende Thiere eine beträchtliche Zeit lang ohne alle Nahrung erhalten, und ſie behalten demohngeachtet

ihre vorige Lebhaftigkeit vollkommen bey. Dieß hat man z. B. an den Mücken, der Mantis, einigen Spinnen u. s. w. beobachtet. Der Blutigel lebt mehrere Monate in einem Gefäß, worin sich blos ein wenig Wasser befindet; der Laubfrosch kann Jahre lang leben, wenn man nur von Zeit zu Zeit sein Wasser erneuert; der Wassersalamander thut das nämliche und reproducirt zugleich mit vieler Behendigkeit seine verstümmelten Gliedmaßen. Regenwürmer, Schlangen, Eidexen, leben sogar noch fort, wenn man sie ganz von einander gehauen hat, und der Kopf der Viper ist nach Fontanas Bemerkung sogar noch gefährlich, wenn er bereits vom Rumpf herunter gehauen ist. Dicquemare hat gesehen, daß die Meernesseln ihre Kräfte sich zu retten dann erst noch verdoppeln, wenn sie bereits von ihrem Feinde zur Hälfte aufgefressen ist. Bey den Seeanemonen und den Palmenträgern behalten die abgeschnittenen Gliedmaßen ihre vorige Bewegung noch immerfort bey. Diese und mehrere bereits bekannten Erscheinungen führt Hr. R. blos an, um die nachfolgenden eignen Beobachtungen glaubwürdig zu machen.

Bey seiner Untersuchung, wie lange gewisse Insekten noch ohne Nahrung leben könnten, hatte er Gelegenheit zu bemerken, daß manche schwer verwundete, die mit andern ganz unverletzt geblieb

bleiben, in einerley Verhältniß gestellt worden waren, doch eben nicht eher starben, als diese letztern, nur den Fall ausgenommen, wo die Verletzung mit der Zerstörung der ganzen Maschine verbunden war.

Um diese interessante Thatsache ganz aufs Reine zu bringen, stellte Hr. R. eigne Versuche mit verschiednen Insekten, die aber sämmtlich aus der Ordnung der Käfer (Coleopt.) waren, an; weshalb sich seine Resultate vor der Hand auch blos auf Thiere der Art erstrecken.

Am 19. Apr. 1782. nahm er 8 völlig gesunde Maykäfer, und steckte 3 davon in eine oben mit einem Gitter versehene sehr große Büchse, das mit die freye Luft Zutritt habe, den vierten that er in eine fest verstopfte gläserne Flasche. Den vier übrigen durchstach er den Körper, und steckte 3 davon mit einer Nadel auf ein Bretchen; zwey waren durch den Brustschild gestochen, einer durch den Bauch und der letzte wurde sonst hart verwundet, und dann in eine Büchse gethan. Am 21. starb einer von den aufs Bret gesteckten, er hatte sich vorher ganz zu Schanden gearbeitet. Der nächste, der nun das nämliche Schicksal hatte, war der, welcher in das Glas war gesteckt worden, worinn er wirklich 11 Tage gelebt hatte. Drey Stunden dar-

darnach wurden zwey von denen, die aufs Bret gespießt worden, todt gefunden.

Am 2ten u. 3ten May starben die viere, die Hr. R. in die Büchse gesteckt hatte. Der letzte, der das Leben verlor, war der, welchen Hr. R. am 19. April hart verwundet gehabt hatte, ohne ihm die Nadel im Leibe zu lassen.

Aus diesen Versuchen ergibt sich, daß nur ein einziger von den aufs Bret gespießten Käfern nach Verlauf von 2 Tagen gestorben war, welches man auf die gänzliche Zerrüttung seines Körpers rechnen muß; daß der ganz unverwundet ins Glas gethane, eher als die Verwundeten gestorben war, und daß einer von diesen letztern viel länger als diejenigen gelebt hatte, denen nichts zu Leide geschehen war.

Am 20. eben dieses Monats April nahm Hr. R. 2 andere Käfer, wovon er einen mit einer Nadel durchs Brustschild aufs Bret spießte, den andern ohne alle Verletzung in ein mit einem Gitter bedecktes Glas steckte. Beyde lebten bis zum 4. May, der zweyte blos bis zu Mittage, der erstere aber bis an den Abend; dieser oben genannte war 14 Tage lang von einer schwarzen Nadel durchbohrt gewesen. Als er sich in den ersten Tagen bewegte, verlohr er viel Säfte durch seine Wunde. Am 4. May

des

des Morgens hatte ihm Hr. R. die Mudel herausgezogen, die im Körper ganz roſtig geworden war, und ihm zugleich ſeine Fühlhörner zerriſſen.

Am 10. May wurde der Verſuch mit 8 andern Käfern wiederholt. Am folgenden Tage waren zwey, von welchen der eine aufs Bret geſpießt, und der andere in die vergitterte Büchſe geſteckt worden war, todt. Die Verwundeten lebten ohngefähr ſo lange als die übrigen; allein nach 4 Tagen war keiner von allen 8 mehr am Leben. Hr. R. ſchreibt dieſe Verſchiedenheit der Lebensdauer, in Rückſicht der vorigen, der Entkräftung zu, die ihnen ihre Begattung verurſacht hatte, ſo wie er überhaupt bemerkte, daß nach dieſem Geſchäfte ihr Ende immer ſehr nahe war.

Am 1. May 1783. wurden von 7 an ein und demſelben Baum ſitzenden Käfern, 3 aufs Bret geſpießt, 3 in die vergitterte Büchſe geſteckt, und der letzte hart verwundet; dieſer letztere ſtarb nach 24 Stunden, 3 Tage hernach verlohr Hr. R. einen von denen in der Büchſe, die übrigen lebten 11 Tage; allein einer von den aufgeſpießten überlebte die andern mehrere Stunden.

Am 2. eben dieſes Monats wurden wieder 7 verſtümmelt oder hart verwundet, und 8 blos in die Büchſe geſteckt. Zwey von den Verwundeten ſtar-

und zuerst; allein in den folgenden Tagen gingen mehrere von denen zu Grunde, denen kein Leid geschehen war. Am 13. starben 5, von welchen blos 2 waren verstümmelt worden, der letzte von diesen starb am 18ten, und es blieb nur noch ein einziger von denen in der Büchse übrig, mithin hatten doch im Ganzen die Verwundeten am längsten gelebt.

Am 16. ward 1 Käfer mit einer Nadel hart verwundet, ein anderer blos aufgespießt, und ein dritter ohne Verletzung aufbewahrt. Dieser letztere starb zuerst, dann der aufgespießte und zuletzt der hart verwundete.

In den Jahren 1784 u. 85. wiederholte Hr. R. diese Versuche abermals auf verschiedene Art. Allemal ergab sich, daß der größere Theil der verwundeten und verstümmelten später starben, als die unverletzt gebliebenen. Auch mit andern Käferarten, dem Stinkkäfer ꝛc. stellte Hr. R. solche Versuche an, und sie gaben ihm dasselbe Resultat. Diese Versuche erfordern indeß viele Aufmerksamkeit; Temperament, Alter, Geschlecht, eigenthümliche Kräfte der Insekten können hier manche Verschiedenheit geben. Auch die Materie und Gestalt der Werkzeuge die man zu ihrer Verwundung gebraucht, tragen zu jener Verschiedenheit viel bey, so hat z. B. Hr. R. bemerkt, daß sich um die Nadel der aufgespieß

spießten Käfer ein Grimsohn anstrebte, der vielleicht ihren Tod merklich beschleunigen konnte.

Die Insekten, welche Hr. R. zu seinen Versuchen brauchte, waren so lebhaft, daß es schien, als stürben sie nicht sowohl an ihren Verletzungen, sondern lediglich an der Abzehrung wie die, welchen nichts geschehen war. Es ergiebt sich also überhaupt hieraus so viel, daß, alles übrige gleich gesetzt, es mehr Mühe kostet, ein Insekt zu verderben, als ein großes Thier. Man muß die Insekten gleichsam ganz zerstücken, wenn sie sterben sollen, indem die heftigsten Verwundungen beynahe wie nichts für sie sind. Hr. R. sahe einen Käfer 14 Tage leben, der mit einer Nadel, größer als sein Schenkel, durchbohrt war; und wenn man einen Menschen zum Vergleich nehmen wollte, so würde man sehen, daß diese 14 Tage in dem Leben des Käfers wie eine große Anzahl Jahre im Leben des Menschen sind, und daß dieser letztere keinen Augenblick mehr leben würde, wenn man ihn mit einem Stück Metall von der Größe seines Schenkels auf einen festen Körper spießen wollte.

Hier dringt sich nun die Frage auf, wie es möglich ist, daß die Insekten so große Zerreißungen aushalten können? Ohnstreitig kommt diese bewundernswürdige Kraft von dem schwachen Grad ihrer Empfindlichkeit, von der besondern Art ihrer Organisation, und von der Beschaffenheit ihrer Säfte.

te. Ihre Organen scheinen zu nichts weniger geschickt, als starke Eindrücke anzunehmen. Man bemerkt an ihnen einen ganz besondern Grad von Trockenheit, da sie wenig fleischige Theile haben, und ihre Fibern nicht so befeuchtet sind, als die des grossen Thiers. Man hat wirklich Grund zu glauben, daß die Insekten weder ein Klaggeschrey noch sonst eine Aeußerung ihrer Schmerzen von sich hören lassen; das was man hört, schint blos von dem Verlust ihrer Freyheit veranlaßt zu seyn. Eine Fliege ohne Kopf bestrebt sich zu fliegen, und ein durchbohrter Käfer macht keine andere Bewegung, als einer, den man blos einen Faden ans Bein gebunden hat. Man siehe hieraus, daß es schwer ist, bey den Insekten den Mittelpunkt ihrer Lebenskraft aufzufinden, und daß ihre Organisation himmelweit von der der grossen Thiere verschieden ist. Bey diesen endigen sich alle Nerven im Gehirn, so wie sich das Blut im Herzen vereiniget. Bey den Insekten hingegen scheint sich der Ursprung der Lebenskraft und Empfindung durch alle Organe gleichförmig verbreitet zu haben; ihre Fibern haben nach der Meynung der Naturforscher keinen allgemeinen Vereinigungspunkt, sondern endigen sich blos in dem Theil, wofür sie bestimmt sind. Reißt man Kopf, Brustschild, Bauch, Füsse ꝛc. aus, so findet man allenthalben Zeichen des Lebens. Der angegriffene Theil scheint also blos der einzige zu seyn, wel-

ther leidet. Alle übrigen Theile behalten ihr eigenthümliches Leben ungeschwächt bey. Die Polypen, Insecten, ꝛc. bestätigen dieses sehr zureichend.

Auf einer andern Seite können auch die zähen Materien, womit der Körper der Insekten erfüllt ist, verhüten, daß ihnen Verwundungen nicht gefährlich werden; sie gerinnen an den Rändern der verletzten Theile, verhindern die weitere Verbreitung der Empfindung, oder schützen die edlern Theile, und begegnen den Zufällen, welche bey den größern Thieren die Verletzungen begleiten. Auch können sich ihre Gefäße stark zusammen ziehen, und auf solche Weise dem Ausfluß der Feuchtigkeiten Einhalt thun. Vielleicht kann man gar das Phänomen ihrer so beträchtlichen Lebensdauer als das Werk einer gewaltsamen Bewegung, oder eines heftigen Fiebers ansehen, da man nemlich bemerket, daß Fieberkranke viel länger als Gesunde, ohne Nahrungsmittel leben können.

VI.

Ueber das Verhältniß der Sprache zum Stimmorgan, vom Hrn. Paris. *)

Wenn man bedenkt, daß der Mensch mit einer kleinen Anzahl von Tönen im Stande ist, nach seinem Belieben alle Dinge in der Welt darzustellen, so ist gewiß die Frage sehr natürlich: Wie kömmt es, daß die Thiere, die doch größtentheils eben die Sprachorganen wie wir, haben, doch nicht auch mit der Fähigkeit zu sprechen begabt sind? So viel sich auch der P. Bougeant Mühe gegeben hat, eine Unterredung zwischen ein paar Elstern mit einiger Wahrscheinlichkeit zu verdollmetschen, so muß man doch das ganze System, nach welchem man den Thieren eine Methode verstatten will sich mit einander zu unterhalten, als ein bloßes Spiel des Geistes, als einen sinnreichen, auch wohl selbst philosophischen Einfall, nicht aber als das Resultat eines ernsthaften und gründlichen Ideenganges betrachten. Sobald man einige nähere Aufmerksamkeit auf das Geschrey der Thiere verwendet, so wird man bald gewahr, daß sie immer wieder eben dieselben Töne zum Vorschein bringen. Die Natur hat ihnen

*) Journ. d' hist. nat. u. Expr. des Journ. Dec. 88.

nicht wie uns, Mittel, sie zu vermannichfaltigen, verliehen, indem sie ihnen zugleich das Vermögen, eine Menge Begriffe zu umfassen versagte. Auf bloße Empfindungen eingeschränkt, sind sie blos im Stande durch dieß oder jenes Geschrey sich wechselseitig von einer ihnen bevorstehenden Gefahr, oder von der Hoffnung eines Genusses, zu benachrichtigen, und damit begnügen sie sich.

Die in der Lunge befindliche Luft wird in die Luftröhrenäste geleitet, eine Art Kanäle, die sich in der Folge in einen einzigen gemeinschaftlichen vereinigen, der die Luftröhre genennt wird. Hier ist es, wo sich der Ton der Stimme bildet, und dieser würde dem von einem blosen Instrument überaus ähnlich seyn, wenn er bey seinen Ausgang aus dem Luftröhrenkopf sich nicht in der ganzen Wölbung des Gaumens verbreitete, und dadurch markichter und voller würde. Indem er also längs dieses Gewölbes angehäuft und abgestoßen wird, erhält er nach Maasgabe der sich mehr oder weniger nähernden Kinnladen verschiedene Formen. So wie sich der Mund in verschiedenen Graden schließt, bringt er eine Tonleiter von folgenden sieben Selbstlautern zum Vorschein: a, ê, é, i, o, u, ou.

Wenn das Herz schnell von unsern Empfindungen benachrichtigt wird, und deshalb mit mehrerer Stärke schlägt, so preßt es denn weiter das Zwerchfell, wel-

welches die Ribben erhebt, und die Luft in die Lunge treibt. Unverzüglich wird nun durch eine entgegengesetzte Bewegung ebendieselbe Luft längs der Luftröhre hinauf getrieben, und alle diese augenblicklichen Operationen veranlassen natürlicherweise einen Laut, dessen Ausdruck einer von jenen Selbstlauten ist. Dieß ist die Ursache, daß in den mehresten Sprachen die Interjektionen nichts anders als Selbstlaute sind, und daß manche Schriftsteller die Vokalen als die Sprache der Empfindungen und alles dessen was darauf Bezug hat, betrachtet haben. Die Thiere stoßen diese Laute auch aus, als kein Thier läßt sie sämmtlich von sich hören; die mehresten sind auf zwey bis drey derselben eingeschränkt. Die Muskeln ihrer untern Kinnlade haben nicht Beweglichkeit und freyes Spiel genug, um alle die zu einer Sylbe gehörigen Laute zum Vorscheine zu bringen; und es findet zwischen ihnen und uns eben dieselbe Verschiedenheit statt, die man zwischen einem Automat und belebten Wesen bemerkt. Die Bewegungen des erstern sind ungeschmeidig und schneidend, es fehlt ihnen jene Leichtigkeit, jene freye und behagliche Lebhaftigkeit, welche ein Lebensprinzipium ankündigen; alles ist rauh und gehemmt.

Ehe die Vokalen aus dem Munde fahren, können sie auf dem Wege angehalten, und so wie sie

in den Mund kommen, oft mancherley Veränderungen unterworfen seyn. Der Schlund kann sie beym Durchgang pressen, die Zunge kann sie brechen und stoßen, oder ihnen gewissermaßen zum Vehikel dienen; die Nasenmuskeln können ihnen eine dumpfe Endung geben; die Lippen können sich bey ihrem Ausgang heben und senken. Bey allen diesen Verrichtungen bilden sich die Konsonanten niemals durch sich selbst, und sind vielmehr bloße Begleiter der Vokalen. Die Gelehrten haben behauptet, daß, so wie die Vokalen Empfindungen, die Konsonanten blos Begriffe bezeichneten; und suchen aus dieser Voraussetzung die Sonderbarkeit zu erklären, daß in der arabischen und hebräischen Sprache viele Worte ohne Vokalen geschrieben werden. Ohne indessen diese Meynung weiter zu untersuchen, ist es genug zu bemerken, daß unter den Konsonanten deshalb scharfe, rauhe, und widrig ins Ohr fallende vorkommen, weil sie schwer auszusprechen sind; andere hingegen die sanft und gefällig sind, welche man auch mit Vergnügen hört. Wenn einige dumpf sind, so erhöhen dagegen viele den Laut der Vokalen. Also hat der Mensch, der bey allen seinen Erfindungen immer nur den Nachahmer spielt, die schallenden Gegenstände durch den Laut seines Mundes nachzubilden gesucht, so verdanken Winde, Flüsse, Thiere, ihre Benennungen einer Namen-Bildnerey. Alle stumme Dinge die nie einen Laut

von sich geben, waren entweder annehmlich oder unannehmlich, und man suchte durch rauhe oder sanfte Konsonanten die Empfindungen zu erwecken, die jene Dinge zu verursachen pflegen.

Der merkliche Abstand, in welchem sich die Thiere unter uns befinden, betrifft insonderheit diese Konsonanten. Obgleich viele Vögel eine große Beweglichkeit in ihrer Kehle haben, so dient ihnen doch solche mehr nur zur Vermannichfachung ihrer Töne, als ihrer Artikulationen. Ihr harter und unbeweglicher Schnabel verstattet ihnen durchaus keine Lippenkonsonanten. Die vierfüßigen Thiere sind in diesem Stücke nicht viel besser daran; deren Lippen sind fest und mit der Kinnlade zusammenhängend; bey manchen modificirt das Spiel ihrer Nasenlöcher die Stimmen. Ueberhaupt aber nehmen wir bey ihnen oft starke Aspirationen für Konsonanten, die auch in der That in allen menschlichen Sprachen in Konsonanten ausarten.

Die Frage, ob alle Sprachen, die man auf Erden gesprochen hat, von einer Ursprache abstammen? ist mit der nach Hrn. R. ganz einerley: ob alle Nationen einen gemeinschaftlichen Stammvater gehabt haben. Wenn die Nachkommen dieses gemeinschaftlichen Stammvaters nur einmal verschiedene Mundarten gehabt haben, so können alsdenn

in den verschiedenen Himmelsstrichen auch gleichfalls mag verschiedene Sprachen daraus entstanden seyn.

Jedermann weiß, daß sich die Fibern zusammenziehen und verkürzen, je nachdem sie diesem oder jenem Grad der Wärme oder Kälte, einer schwerern oder leichtern Luft ausgesetzt sind. Diese Bündel von Fibern aber, diese Muskeln die das Zwerchfell, die Luftröhre mit ihrem Kopfe, ausmachen, müssen nicht wenig den Stimmwerkzeuge alle die Eindrücke mittheilen, die sie selbst empfinden. Da sie die Wärme erweitert, so folgt, daß in den heißen Gegenden der Luftröhrenkopf mehr hervorspringen, und hierdurch das Zungenbein pressen muß, das der Zunge zur Basis dient. Auf solche Art kann man also weniger mit der Kehle sprechen, und man wird deshalb die Buchstaben, deren Aussprache darauf Bezug hat, zu vermeiden suchen. Daher kommen die meisten Bewohner der Inseln des stillen Meers, die man zwischen den Wendekreisen entdeckt hat, die Kehlbuchstaben k, q, g, nicht aussprechen, sondern sie ersetzen dieselben durch das t. Eben so brauchen die Chineser, welche kein r in ihrer Sprache haben, dafür das l. Nächst den Kehlbuchstaben sind die Zahnbuchstaben diejenigen, welche den Bewohnern der heißen Länder am schwersten auszusprechen werden. Dieß hat eben die Ursache, als warum die Südsee-Insulaner das t statt

der

der Mehrlichkeit der Vocale. Es muß daher jede Art der Sprache, die Zunge innerhalb des Mundes lange der obern Reihe Zähne zurück zu bringen. Die Chineser kennen den Gebrauch des D gar nicht. In den kalten Himmelsstrichen hingegen finden die weniger ausgedehnten Muskeln solche Schwierigkeiten dergleichen Laute hervorzubringen, die daher auch allen nordischen Sprachen ein so wildes und barbarisches Ansehen geben.

An denjenigen Orten wo eine schwere und dicke Luft dem Athmen nicht das freye Spiel läßt, wo dessen Züge kürzer und beschränkter sind, mußte man verhüten, daß die Worte nicht auf starke und schneidende Consonanten ausgingen. Eben so mußte man um leichter wieder Athem zu schöpfen, lange Worte vermeiden, und diejenigen ohne Noth verkürzen und verstümmeln, welche eine gar zu beträchtliche Sylbenfolge hatten; dahingegen an Orten wo die Lunge von einer reinen und freyen Luft erfüllt wird, wo die Stimme voll, wohlklingend und zusammenhängend hervordringen kann, da liebt man die sanften und milden Laute weniger, man findet vielmehr ein Vergnügen darin, an recht langen Worten die Stärke und Kraft des Sprachorgans zu versuchen.

Hiezu muß man noch nehmen, daß die sorgfältige Delikatesse, an die sich das Ohr kultivirter Na-

thumen gewöhnt, ohne Mühe alle die Laute zu verbannen suchte, die demselben auffallend sind; daß die Häupter mancher Kolonien, wegen eines Organisationsfehlers außer Stande gewesen sind, den Gebrauch gewisser Konsonanten einzuführen, so wie dieß z. B. der Fall bey den Huronen gewesen seyn soll, die keine Kenntniß von den Lippenkonsonanten haben; daß diese Nichtgebrauch auch ihre Kinder, deren Sprachorgane übrigens jene Fehler nicht hatten, gehindert, sich dieser Buchstaben zu bedienen, so wie es wirklich der Fall mit dem th der Deutschen, oder dem th der Engländer bey den Franzosen ist. Endlich muß man auch erwägen, was für Veränderungen die alten Sprachen durch ihre Wanderungen von einem Klima zum andern haben erleiden müssen; und man wird nun nicht mehr verwundert seyn, daß man so viel Verschiedenheit, sondern im Gegentheil, daß man so viel Uebereinstimmung unter den bekannten Sprachen findet, da die Himmelsstriche deren oft so wenig unter sich haben; und man wird finden, daß die Ursache die der gemeinschaftliche Stamm ist, und alle übrigen, die als Zweige derselben anzusehen sind, ihr Daseyn der Natur des Stimmorgans zu verdanken haben.

VII.

Beschreibung eines Fisches aus der Ordnung der Cetaceen, vom Hrn. Greffier Nivelet.

Hr. N. überläßt es den Zoologen, diesem Fisch einen eignen Namen zu geben, und er hat blos deswegen eine kurze Beschreibung von ihm geliefert, weil er Eigenheiten an ihm bemerkte, die von allen denen, die er im Büffon und der Encyclopädie fand, verschieden waren. Die Fischer bemerkten denselben nebst noch einem andern von eben der Art in der Gegend von Honfleur unter dem Cap de Grace am 29. Sept. 88. Vorm. 11 U. beym stehenden See. In der äußerlichen Gestalt seines Körpers gleicht er der Makrele, er hat keinen Hals und sein Rachen den er sehr weit aufsperren kann, endigt sich in einen beynahe kegelförmigen knöchernen und knorplichen Rüssel. Der untere Theil desselben besteht aus zwey knöchernen Blättern (lames) die ein längliches Dreyeck bilden, der obere Theil aber ist am Ende etwas zurückgebogen.

Seine kurze, breite und runde Zunge reicht nicht bis vor an den Rüssel, und scheint nicht geschickt zum Kauen zu seyn. Er hat weder Zähne noch Barden, auch bemerkt man weder Ohren noch

sonst

sonst eine deren Stelle vertretende Oeffnung. Auf dem Kopfe hat es ein Luftloch, auf dem Rücken eine Flosse, und unter dem Bauche zwey Schwimmflossen. Hr. M. konnte weder Geschlechtstheile noch einen After bemerken, woran ihn die von den Fischern am Bauche gemachte Oeffnung hinderte. Der Schwanz des Thiers liegt waagrecht, seine Augen sind rund und haben weder Augenwimpern noch Augenbraunen; sie liegen in einer Höhle, die das Mittel zwischen Knochen und Horn hält. Die Farbe des Rückens ist grau, etwas heller als die des Meerschweins (marsouin) oder des braunen Fisches (delphinus Phocaena L.) der Bauch ist fettlich, und der ganze Körper glatt ohne Hacke oder Schuppen. Die Rückenflosse sowohl als die Schwanzflossen sind überaus klein. Die gröste Stärke hat er im Schwanze. Sein Brustgerüste besteht aus sehr schwachen und kurzen Rippen; das Rückgrad hingegen ist sehr stark.

Das Innere dieses Fisches ist beynahe eben so gebaut, wie bey den vierfüßigen Thieren. In der Tiefe des Schlundes befinden sich zwey Kanäle, davon der eine nach dem Luftloche ging und der andere die Speiseröhren abgab. Lunge und Leber waren grose Lappen, die einen Klumpen unförmliches Fleisch bedeckten, welcher wohl das Herz vorstellen sollte. Hr. M. bemerkte einen Magen von drey Zellen,

Zellen, eine über der andern, worinnen er weiter nichts fand, als eine gelbliche und schleimige Flüssigkeit. Blos in der ersten Zelle befanden sich eine Menge Mäuler von einem kleinen Fische, den man Encarnet nennt. Im Unterleibs hing ein groſser Sack, den Hr. B. für die Mutter hielt, und aus welchem eine milchigte und gelbliche Materie ging.

Die Proportion der Theile war bey diesem Thiere folgende:

Die Länge von der Gränze des Mauls bis ans Ende des Schwanzes war	25 Fuß.
Umfang in der Mitte des Körpers	14 —
Länge von der Gränze des Rüssels bis zur Oeffnung des Schlundes	2 —
Länge der Oeffnung des Rachens bis zu den Augen	2 —
Vom Ursprung des Kopfs bis ans Luftloch	3 —
Vom Kopf bis zur Rückenflosse	4 —
Vom Schwanz bis zu den beyden Bauchflossen	8 —
Breite des Schwanzes	6 —
Länge desselben	2 —
Durchmesser der Augenhöle	2 Zoll.
—— —— Krystallinse	1 —

Hr. B. der sich im Journ. gen. de France nr. 130. 1788. wo er von diesem Fisch Nachricht giebt,

Grek-

Greffier des assurances à Honfleur, unterzeichnet, ist erbötig den Naturhistorikern, die gern nähere Nachricht von diesem Fische zu haben wünschen, dies selbe zu ertheilen, wenn sie sich an ihn wenden wollten. Kopf und Schwanz werden von diesem Fische aufbewahrt, nachdem man vorher das Fleisch in Kalk abgezehrt, und das Hirn an einen Apotheker gegeben. Diese Beschreibung steht im Espr. des Journ. Dec. 1788., wo sie aus dem Journ. de Normandie entlehnt ist. Im Journ. de phys. März 1789. hat der Hr. Fregatten-Lieutenant Bauffard noch nähere Nachrichten, und zugleich auch ein paar Abbildungen von diesem Fische gegeben.

VIII.

Beschreibung des neuen elektrischen, vom Hrn. Lieut. Paterson entdeckten Fisches. M. s. Taf. I. und Journ. de phys. März 1787.

Wir kennen bis itzt drey Arten von Fischen, welche die elektrische Erschütterung geben können. Der erste ist der Zitterrochen (raja torpedo) von welchem die Alten wußten, daß er die Hand betäube, wenn man ihn anfaßte, von welchem aber Musschenbroek zuerst bemerkte, daß diese Wirkung von der Elektri-

nicht hierher. Der zweyte ist der Surinamsche Zitteraal, (gymnotus electricus) aus welchem Walsh förmliche Funken gezogen hat. Journ. de de phyſ. 1776. tom. 8. Der dritte ist der Trembleur, von welchem Adanſon in ſeiner Reiſe nach dem Senegal redet, und den Broussonet im Journ. de phyſ. Aug. 1785. beſchrieben hat (Silurus glanis Linn.) Der vom Hrn. Lieut. Paterſon entdeckte, ſcheint unter das Geſchlecht des Tetrodon zu gehören, und die Beſchreibung, welche derſelbe an Hrn. Präſ. Banks davon geſandt hat, iſt folgende vom 12 May 1786.

„Als ich in Oſtindien bey dem 98. Regiment ſtand, ſo fand ich an der Inſel Jowanna, in der Nachbarſchaft der Inſel Comore einen elektriſchen Fiſch, den die Naturforſcher noch nicht beobachtet haben, und der ſich von allen bis itzt bekannten und beſchriebenen unterſcheidet. Seine Länge beträgt 7 Zoll, und ſeine Breite 2½; das Maul iſt ſehr lang und vorgeſtreckt. Der Rücken dunkelbraun, der Bauch Meergrün; die Seiten gelb, Floſſen und Schwanz röthlich, der Körper mit rothen und grünen Flecken gemiſcht, die ganz beſonders brilliren. Seine Augen ſind groß; die Regenbogenhaut iſt roth und gelb, und die Ueberzüge ſind überaus ſcharf abgeſchnitten. Die Inſel Jowanna liegt zwiſchen dem 12. und 13. Grad ſüdlicher Breite. Ihre

Küsten bestehen durchgängig aus Felsen, die an vielen Stellen von den Wellen des Meeres ganz ausgewaschen sind. In diesen Klüften findet man eine große Menge dieser elektrischen Fische. Das Wasser hat hier eine Temperatur von 56 bis 60 Grad Fahrenh. Ich fischte zwey in einer Art von Fischernetz; ich faßte sie mit der Hand, und die Erschütterung, die ich dadurch erhielt, war so stark, daß ich sie mußte fallen lassen. Ich hob sie indeß sey mit Vorsicht wieder auf, that sie in ein Netz, und trug sie ans Land, das etwa 2 Meilen entfernt war. Bey meiner Ankunft fand ich einen, der stiegen und den andern mit dem Tode ringend, in dessen doch noch lebendig genug, um elektrische Versuche mit ihm anstellen zu können. Ich legte ihn in ein mit Seewasser angefülltes Gefäß, rief den Wundarzt des Regimentes, ließ ihn den Fisch mit der Hand angreifen; dieser bekam einen eben so starken Schlag als ich bekommen hatte. Der Abstand des Regimentes berührte ihn blos mit dem Finger im Netze und empfand eben diese Erschütterung; eben dieß war auch bey noch mehreren der Fall.

IX.

Beobachtungen über die Dinten der Alten, nebſt Angabe einer neuen Methode, die durch die Länge der Zeit verblichenen Schriften wieder aufzufriſchen, vom Hrn. Blagden. M. D. R. S. Aus den philoſoph. Transact.

Bey einem Geſpräch, welches vor einiger Zeit Hr. Blagden mit ſeinem Freund Hrn. Aſtle über die Möglichkeit, alte Mſte zu leſen, hatte, entſtand auch die Frage, ob die vor etwa 800 bis 1000 Jahren im Gebrauch geweſenen Dinten, deren Farbe man ſehr gut erhalten fand, aus andern Ingredienzien, als die in ſpätern Zeiten gebräuchlichen, deren Buchſtaben meiſt ſo blaß und entfärbt wurden, daß man ſie kaum leſen konnte, möchten bereitet worden ſeyn? Um dieſe Frage näher unterſuchen und allenfalls entſcheiden zu können, verſchaffte Hr. Aſtle Hrn. Blagden verſchiedene Manuſcripte auf Pergament, die vom 9ten bis 15ten Jahrhundert incl. gingen. Einige derſelben waren noch ſehr ſchwarz, und die übrigen hatten verſchiedene Farben, vom einem dunkelgelben Braun bis zu einem ſehr bleichen und an manchen Stellen ſo ſchwachen Grün, daß man die Züge kaum erkennen konnte.

te. Hr. Bl. stellte mit allen diesen Schriften Versuche an, und nahm dazu solche chemische gegenwirkende Mittel, die ihm dieser Sache am angemessensten schienen, besonders einfache und phlogistisirte Laugensalze, mineralische Säuren und Galläpfeltinctur.

Aus allen diesen Versuchen ergab sich nun, einen einzigen Fall ausgenommen, daß, im Ganzen genommen, die ehedem gebrauchten Dinten von derselben Beschaffenheit, wie unsre heutigen waren; denn die Buchstaben verloren mit den Laugensalzen ihr röthlichtes oder gelblichtes Braun, wurden bleich und verschwanden endlich mit den geschwächten mineralischen Säuren gänzlich. Ein Tropfen Säure, die einen Buchstaben verschwinden gemacht hatte, verwandelte sich durch Zusatz eines Tropfens von phlogistisirten Laugensalz in eine dunkelblaue oder grüne Farbe. Ueber dieses nahmen die Buchstaben mit der Galläpfeltinctur nach den verschiedenen Umständen, eine mehr oder weniger tiefe Farbe an. Hieraus ist nun offenbar, daß eins von den Ingredienzen dieser Dinte, das Eisen, vermuthlich mit Vitriolsäure vereinigt war, und die vollkommenste Farbe der Schrift, die an einigen Buchstaben tief schwarz und an andern purpurschwarz erschien, beweist, wenn man die Wiederherstellung dieser Farbe durch Galläpfeltinctur, bey denen wo

sie

sie verloren war, mit dazu nimmt, hinlänglich, daß ein anderes Ingredienz eine adstringirende Materie hätte gewesen seyn, und da wird man durch die Geschichte, auf die Gallapfel geleitet. Hr. Bl. hat übrigens nicht die mindeste Spur eines schwarzen Firnisses irgend einer Art entdeckt; der Tropfen Säure, der einen Buchstaben völlig zum Verschwinden gebracht hatte, hatte eine gleichförmige Blässe und eine rostige Farbe, ohne daß man übrigens irgend eine Spur von schwarzen Pulver oder andern fremden Materien drinnen schwimmen sah.

Was die sehr lange Dauer der ältesten Schriften anlangt, so scheint aus Hrn. Bl. Beobachtungen zu folgen, daß sie sehr von der guten Bereitung des Stoffs, worauf die Schrift geschrieben worden, abhänge; so waren vornämlich bey den Pergamentarten überhaupt immer die schwärzesten Buchstaben auf dem dichtesten Pergamente. Man bemerkte gewöhnlich ein gewisses Aufbraußen, wenn die Säuren die alten Pergamente berührten. Hr. Bl. fiel einmal auf die Vermuthung, daß die alten Dinten einen geringern Antheil von Eisen als die neuern enthalten möchten, denn im Ganzen schien die durch phlogistisirtes Laugensalz mit der auf diesen Dinten gelassenen Säure hervorgebrachte Farbe weniger dunkel, welches indeß auch zum Theil von der Länge der Zeit, während welcher sie aufbewahrt

worden sind, herrühren kann; vielleicht nahm man auch etwas mehr Gummi dazu, und endlich ist es auch möglich, daß man die Schrift mit einer Art von Firniß überzog, der von der Beschaffenheit war, daß er keinen Glanz gab.

Eine von den Proben, die Hr. Astle hergegeben hatte, schien von den übrigen gänzlich verschieden zu seyn. Man sagte Hrn. Blagden, daß es eine Schrift aus dem 15. Jahrhundert sey, und die Buchstaben waren von der Art, die man volle dicke Hand (wie die neugothischen) nennt; nämlich winklicht, ohne alle dünnen Züge, breit und sehr schwarz. Keins von den oben genannten Reagentien konnte eine sichtbare Wirkung darauf hervorbringen. Die meisten derselben schienen vielmehr die Buchstaben schwärzer zu machen, vermuthlich indem sie die Oberfläche säuberten, und die Säuren, die man stark in diese Buchstaben einrieb, erhielten doch mit dem phlogistisirten Laugensalz kein dunkleres Ansehen. Nichts schien im Stande zu seyn, diese Buchstaben anzugreifen und sie zu vertilgen, als das, was zugleich die Oberhaut des Pergaments mit hinweg nahm; das heißt, wenn die Buchstaben verschwanden, so bemerkte man zugleich auf dem Pergament kleine Röllchen von einer schmutzigen Materie. Hieraus erhellt denn so viel, daß das Eisen kein Bestandtheil dieser Dinte gewesen seyn kann.

kann. Ihr Widerstand gegen die chemischen Auflösungsmittel, eine Art von klümprigen Wesen, das sich bey näherer Untersuchung zeigte, und an manchen Stellen ein leichter Glanz, brachten Hrn. B. auf die Vermuthung, daß sie in ihrer Mischung ein schwarzes Pulver, entweder aus Ruß oder Kohle, mit einem Oel habe, es war ohne Zweifel so etwas wie unsre heutige Druckerschwärze, und wahrscheinlich war diese ganze Schrift ein wahrer Druck aus einem sehr alten Buche, welche Vermuthung in der Folge mit einem grössern Stücke noch mehr bestätigt wurde.

Immittelst Hr. B. auf Versuche dachte, durch welche er die Zusammensetzung der alten Dinten herausbringen könnte, so glaubte er, daß eine der besten Methoden alte Schriften wieder herzustellen, vielleicht diese sey, daß man phlogistisirtes Laugensalz mit den Resten des Eisenkalks verbände; die Menge des aus der Verbindung dieser Substanzen erhaltenen Niederschlags, werde den aus dem Eisen allein weit übertreffen, und das Volumen des färbenden Stoffs werde dadurch ungemein vermehret werden. Bergmann glaubt, daß der blaue Niederschlag allein zwischen den 5ten und 6ten Theil des Eisengewichts enthalte; und wiewohl spätere Versuche darauf führen, daß in manchen Fällen, wes nigstens die Proportion des Eisens viel grösser ist, so

ist es doch im Ganzen gewiß, daß wenn das durch einen Federstrich zurückgelassene Eisen mit dem färbenden Stoff des phlogistisirten Laugensalzes gerhungen gewesen wäre, die daraus erwachsene Menge von Berlinerblau viel größer, als die Menge der schwarzen Materie, die anfänglich in der von der Feder abgesetzten Dinte enthalten war, müßte gewesen seyn, obgleich vielleicht der Körper der Farbe nicht in eben dem Maas vergrößert gewesen seyn möchte. Um diese Idee zu bestätigen, stellte Hr. B. folgende Versuche an.

Das phlogistisirte Laugensalz wurde stark und in verschiedenen Proportionen auf die verblichene Schrift gebracht, allein mit wenigem Erfolg. In wenigen Fällen gab es inzwischen doch den Buchstaben ein blauliches Ansehen, und vergrößerte ihre Intensität, und dieß wahrscheinlich an den Stellen, wo irgend etwas Saures zur Verminderung ihrer Farbe beygetragen hatte.

Indem Hr. Bl. erwog, daß, wenn das phlogistisirte Laugensalz einen blauen Niederschlag mit dem Eisen giebt, das Metall gewöhnlich vorher in einer Säure aufgelößt sey, so wurde er geleitet zu versuchen, was auf den Zusatz einer geschwächten Säure zur Schrift, ausser dem Laugensalz, erfolgen würde. Dieser Versuch entsprach völlig seiner Erwartung; denn die Buchstaben nahmen sehr schnell

eine

eine dunkelblaue Farbe an, die von großer Schönheit und Intensität war. Es scheint in Betracht der Stärke der hervorgebrachten Farbe wenig darauf anzukommen, ob die Schrift vorher mit einer Säure benetzt, und dann mit phlogistisirtem Laugensalz berührt worden, oder ob man lieber das Verfahren umkehren, und mit dem Laugensalz den Anfang machen solle; allein in einer andern Rücksicht glaubt wirklich Hr. B., daß die letztere Art der erstern vorzuziehen sey; denn die Hauptunbequemlichkeit, die sich bey der hier gegebnen Methode, die verblichnen Schriften wieder herzustellen, zeigt, ist, daß sich die Farbe häufig ausbreitet und das Pergament so bedeckt, daß es nicht mehr möglich ist die Schrift zu lesen. Dieß läßt sich nun bis auf einen gewissen Punkt dadurch verhüten, daß man zuerst das Alkali aufträgt, und dann die mit sehr viel Wasser verdünnte Säure zusetzt. Die Art, nach welcher der Versuch Hrn. Bl. bisher am besten gerieth, bestand darinn, daß er die Züge der Buchstaben mit dem aufgelösten Laugensalz mittelst einer Feder überzog, und sie dann mit einem Stückchen Holz, das eine stumpfe Spitze hatte, und in geschwächte Säure getaucht worden war, ganz leicht weg betüpfte. Wiewohl nun das Laugensalz keine merkliche Veränderung in der Farbe verursacht hatte, so verwandelte sich doch in dem Augenblicke, da sich die Säure damit zu verbinden begann, jeder

Schriftzug in ein schönes Blau, das alsobald seine völlige Intensität erhält, und ohne Vergleich viel stärker ist, als die anfängliche Farbe des Schriftzugs. Bringt man nun die Ecke eines Löschpapiers mit Vorsicht und Geschicklichkeit nahe bey den Buchstaben an, nämlich so, daß es die überflüssige Feuchtigkeit in sich ziehen kann, so läßt sich die Beflekkung des Pergaments größtentheils verhüten; denn eben diese übrige Flüssigkeit ist es, die durch ihr Einsaugen eines Theiles der färbenden Materie der Buchstaben, alles besudelt, was mit ihr in Berührung kommt. Man muß sich in Acht nehmen, daß man nicht die Buchstaben selbst mit dem Löschpapier berührt, weil die färbende Materie im feuchten Zustande zart ist, und leicht geraubt werden kann.

Am meisten bedente sich Hr. Bl. der Salzsäure, aber auch die Vitriol- und Salpetersäure thaten ihre Dienste sehr gut. Natürlich mußten sie in so vielem Wasser geschwächt werden, daß man kein Zerfressen des Pergaments zu fürchten hatte; nach dieser Betrachtung ist der Grad der Stärke selbst ziemlich gleichgültig.

Die Art, deren man sich gewöhnlich zur Wiederherstellung der alten Schriften bedient, ist die, daß man sie mit einer Infusion von Galläpfeln in

weißen

weißen Weinsteine. Dieses Mittel ist sehr wirksam, allein es ist zum Theil eben den Unbequemlichkeiten unterworfen, als das phlogistisirte Alkali, nemlich, daß es die Substanz bestreit, auf welcher die Schrift steht. Vielleicht entging man diesem Uebel, wenn man statt der Gallapfel eine besondere Säure, oder jede Materie die die Schwärze mittelst des Eisens entwickelt, von der einfachen zusammenziehenden Materie absonderte, wobey man eine von den Verfahrungsarten wählen könnte, die Pippenhring und Scheele angegeben haben. Es ist auch wahrscheinlich, daß man ein phlogistisirtes Alkali, das diesem Gegenstande mehr als das gemeine angemessen ist, werde bereiten können, zumal wenn man es so sehr als möglich vom Eisen zu reinigen sucht, indem man es bis auf einen gewissen Punkt läutert, oder auch, indem man statt des flüchtigen, das feste Alkali wählt. Die Erfahrung wird auch unstreitig noch manche andere Mittel angeben, wodurch das oben beschriebene Verfahren mehr vervollkommnet werden kann; unter den gegenwärtigen Umständen indessen, glaubt Hr. B., daß es von einigem Nutzen seyn könne, nicht allein in so fern, daß es die Buchstaben merklich stärker färbt, als sie vorher waren, sondern auch, weil es in der Rücksicht wirklich vor der Galläpfelinfusion Vorzüge hat, daß es seine Wirkung unmittelbar thut, und daß man es bloß für diejenigen

gen Buchstaben brauchen kann, die dessen Beyhülfe so nöthig haben.

Maschinen.

I.

Beschreibung eines vom Herrn G. Adams in London verfertigten Telluriums. *)

Da die Liebhaber solcher Werkzeuge, wodurch sie sich bey Erlernung der Astronomie eine sinnliche Vorstellung derjenigen Erscheinungen, mit deren Erklärungsarten sie sich beschäftigen, machen, und sich alle Umstände dieser Phänomene, in eben der Ordnung und Verhältnissen der Zeit, welche in der Natur statt finden, vor Augen stellen können, nicht sowohl an der äußern Einrichtung derselben, als vielmehr an dem Nutzen, den sie sich dadurch zu verschaffen hoffen, gelegen seyn wird; so glauben wir, das

*) Aus Hrn. Aeneae Beschreibung und Gebrauch eines von Herrn Adams verfertigten Telluriums. Nürnberg bey Raspe 1789. gr. 4. nebst einer Kupfertafel.

das Anwohren dieses Tellurium, nur kurz anzeigen zu können; dagegen aber alle die Vorstellungen, die sich durch dieses Werkzeug bewirken lassen, der Reihe nach anzuführen. Der vorzüglichste Theil dieser Maschine besteht in einem messingenen cylindrischen Gehäuse, das von einem Fusse von gleichem Metalle getragen wird. In dem Gehäuse befindet sich das zu den Bewegungen erforderliche Räderwerk, das durch Hülfe einer Kurbel umgetrieben werden kann. Die obere Fläche des Gehäuses besteht aus einem ebenen, breiten und festen Rande, der eine bewegliche kreisrunde Platte, die den mittlern Theil dieses Stücks ausmacht, rings herum umgiebt. Der unbewegliche Rand ist in mehrere concentrische Kreise, zu den verschiedenen Absichten getheilt, deren Mittelpunkt mit dem der ganzen Oberfläche zusammen fällt. Die bewegliche Platte trägt eine Art von Behältniß, oder Kästchen, dessen inneres Räderwerk mit dem in dem Gehäuse in Verbindung steht. Für jede Umdrehung der Kurbel wird das Kästchen um einen auf dem Rande des Gehäuses bemerkten Tag fortrücken, und zugleich die über jenem Behältnisse befindliche Erde, sich einmal um ihre Axe drehen. Um die Erde bewegt sich eine kleine Kugel, die den Mond vorstellt. Die Bahn des Monds um die Erde liegt nicht in der Ebne der Erdenbahn, daher bewegt sich auch jener hier in einer geneigten Ebene. Die Sonne befin-

ter sich gerade im Mittelpunkte des Gehäuses. Der Unvollständigkeit dieser Beschreibung wird der näher angegebne Nutzen des Werkzeugs größtentheils abhelfen können. Wenn man weiß, was durch eine Maschine bewirkt werden kann, so kann man, wenigstens in dem gegenwärtigen Falle, und gegen den Mechanismus, der hier blos Nebensache ist, ziemlich gleichgültig seyn. Also zu den Erscheinungen die mittelst dieses Telluriums sinnlich dargestellt werden können. Es dient

1) Den Parallelismus der Erdaxe in allen Punkten ihrer Bahn um die Sonne vorzustellen. 2) Zu zeigen, wie durch die Bewegung der Erde um die Sonne, dieß letztere Gestirn, alle Zeichen des Thierkreises, zu durchlaufen scheint; und dann, wie die auf die Erde senkrecht fallenden Sonnenstralen, im Fall die Erde unbeweglich bliebe, auf ihrer Oberfläche innerhalb eines Jahres, die Ekliptik beschreiben würden. III. Die Bewegung der Erde um ihre Axe, und die Zeit dieser Revoluzion vorzustellen. IV. Die Phänomene der Abwechselung der Jahrszeiten vorzustellen. V. Alle Phänomene zu erklären, die während der 4 Jahrszeiten in Absicht auf die verschiedenen Horizonte, statt finden müssen. VI. Die Bewegung des Monds in seiner Bahn, die rückgängige der Knoten und den Unterschied der periodischen und synodischen Revolu-

volutionen zu erklären. VII. Zu zeigen, wie der Mond, während er um die Erde läuft, uns immer dieselbe Seite zukehrt, und wie er also in derselben Zeit sich um seine Axe dreht. VIII. Die Phasen des Monds darzustellen. IX. Die Finsternisse darzustellen. X. Die Erscheinung der Ebbe und Fluth vorzustellen. Den Preis dieser sehr gut eingerichteten Maschine finden wir nicht bemerkt.

II.

Nachricht von einem partikulären Automate der Erde in Verbindung mit dem Monde. Von J. G. Geißler.

Das, was viele Künstler sich bemühet haben durch verschiedentlich an Uhrwerke angebrachte Zifferblätter und Zeiger zu bestimmen, habe ich im gegenwärtigen Automate durch eigentliche im Kleinen nachgebildete Körper der Erde und des Mondes zu erhalten gesucht, welche beyde durch eine gewöhnliche Stutzuhr in Bewegung gesetzt werden. Das Ganze stellt eine auf einem Piedestal freystehende Pyramide vor, deren Breite $11\frac{1}{2}$ Zoll, die Höhe nebst den Füßen und der Vase 3 Schuh 8 Zoll Pariser Maaß beträgt. Das äußere Ansehen desselben

habe

habe ich durch eine reine antike Bauart, und durch einfache Bildhauerarbeit zu erhöhen gesucht, wozu eine gute Staffirung nicht wenig beyträgt.

Am vordern Grunde des Piedestals befindet sich ein gewöhnliches Zifferblatt. Ueber dem Piedestal erhebt sich vor der Pyramide eine Erdkugel von meinem eigenen Stich (wie ich ihn voriges Jahr öffentlich bekannt gemacht, und wovon verschiedene Liebhaber der Geographie bereits fertig aufgezogene Erdkugeln von mir erhalten haben) im Durchmesser von 6 Zoll Pariser Maaß, auf welcher ich, so weit es sich auf einem so kleinen Raume hat thun lassen, alle neueren Entdeckungen auf unserm planetarischen Körper benutzt habe. Die Erdkugel selbst scheint auf einer abgebrochenen Säule zu ruhen, eigentlich aber geht hierdurch die Axe der Erdkugel, welche unterwärts mit dem Uhrwerke selbst in Verbindung gesetzt ist. Unmittelbar hinter der Erde erhebt sich die Pyramide, so daß beynahe die Hälfte der Erdkugel innerhalb der Pyramide verdeckt liegt. Ein mit der Erdkugel konzentrischer Ring an der Pyramide bewegt sich vermittelst des Uhrwerks um die Erde innerhalb einer synodischen Mondsrevolution. Dieser Ring trägt eine nach dem Verhältniß der Erdkugel genau abgemessene Mondkugel, auf welche Art ich denn versucht habe, den Lauf des Mondes um die Erde im Kleinen vorstellig zu machen.

chen. Vermöge eines innerhalb der Monddugel selbst angebrachten einfachen Räderwerks macht diese zugleich, während ihrer Revolution um die Erde, ihre jedesmaligen Phasen nach dem Stande derselben gegen die Sonne, und bestimmt daher Neu- und Vollmond, das erste und letzte Viertel.

Die Erdkugel selbst umgeben noch verschiedene einzelne bewegliche Kreise, welche gleichfalls von dem Uhrwerke in Bewegung gesetzt werden, und deren Gebrauch und Bestimmung ich bald näher erwähnen werde. Ueber dem Mondringe befindet sich noch ein kleines Zifferblatt, welches den Thierkreis und den damit verbundenen Julianischen und Gregorianischen Kalender enthält, so daß auf diese Art der Ort der Sonne im Thierkreise, und zugleich der Monat im Jahre nach beyderley Kalender vermöge eines Zeigers bestimmt werden.

Dieß ist das äußere Ansehen meines Automats. Man erlaube mir itzt, daß ich noch etwas in Absicht der Bestimmung jeder einzelnen Theile und deren Gebrauch erwähnen darf.

Das Uhrwerk selbst glaube ich nicht nöthig zu haben, weitläuftig zu beschreiben: es ist ein Gehwerk, welches halbe Sekunden vibrirt, und vermittelst einer Feder, wie bey allen Stutzuhren in Bewegung gesetzt wird. Die Art, das Automat selbst

das zu übersehen, was der Astronom erst mühsam berechnen muß. Nicht weniger ist zugleich auch das für gesorgt worden, daß die ungleichmäßige Ab- und Zunahme der Längen der Tage und Nächte im Jahr für jeden Ort auf dem Erdboden der Wahrheit gemäß entsprechen, daher denn auch auf meinem Automate nach den Sonnenwendepunkten die Tage und Nächte nur allmählich und beynahe unbemerkt ab- und zunehmen, was hingegen um desto beschleunigender erfolgt, je näher das Aequinoktium herannahet. Ueberhaupt ist die jährliche vor- und rückwärts gehende Bewegung dieser Ringe um die Erdkugel so scharf, daß, wenn man nach Herrn de la Lande die Länge des tropischen Jahres, oder die Revolution der Erde in diesem Jahrhunderte zu 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 49½ Sek. annimmt, die Bewegung dieser Ringe nur ohngefähr um 12 Sekunden zu früh gehet, welche geringe Abweichung so unbedeutend wäre, daß man sie nicht achten dürfte, wenn nicht etwa die fast unvermeidliche Ungleichheit in dem Gange einer Uhr vermittelst der Feder und eines kleinern Pendels größere Unrichtigkeiten verursachen dürfte. Ich übergehe hier alle ferneren einzelen Bemerkungen, welche jedem Liebhaber von selbst aufstoßen werden, wenn er nur die ersten Anfangsgründe der Sternkunde und Geographie erlangt hat. So könnte ich leicht eine Menge Resultate anführen, welche sich vermö-

ge meines Automats von selbst ergeben, die die Größe dieser Nachricht bey weitem überstiege, wenn ich nicht befürchtete, mich bey denen, welche sich den Mechanismus meines Automats nicht denken können, einer Charlatanerie verdächtig zu machen.

Indessen da, wie ich schon erwähnet, der ganze Mechanismus und alle Bewegungen meines Automats ihre erste Bewegung von dem Uhrwerke erhalten, dieses aber leicht theils während des Aufziehens, theils mit der Zeit vom Staube, vom Dickwerden des Oels, von dem kleinern Pendel, das ich hier habe anbringen müssen, und worauf die Hauptfeder immer eine gewisse ungleiche Gewalt äußert, und von vielen andern, in einen von der wirklich mittlern Zeit abweichenden Gang gesetzt werden kann, so bin ich zugleich bedacht gewesen, die aus diesen Ursachen sich äußernden Unrichtigkeiten in der Bewegung des eigentlichen Automats verbessern zu können. Es läßt sich daher jeder Theil in seine ihm gehörige Lage so setzen, wie man an den gewöhnlichen Uhren den Zeiger stellt, ohne Schaden des Mechanismus, und ohne den Gang der Uhr zu hindern. Für die genaue Stellung der Kreise um die Erdkugel ist an der Seite der Pyramide eine eigene Vorrichtung angebracht, wodurch diese gestellt werden können, und zwar beynahe selbst auf eine bis zu einzeln Graden scharfe Genauigkeit,

indem der Zeiger an dem Zifferblatte über dem Mondringe mit dem Mechanismus für die Kreise um die Erdkugel verbunden ist.

Für Künstler und entferntere Liebhaber, werde ich den ganzen Mechanismus meines Automats, durch Kupferstiche erläutert, in meine Sammlung von Instrumenten und Kunstwerken für Liebhaber und Künstler, woran ich gegenwärtig arbeite, aufnehmen. Die Erfindung dieses Mechanismus ist übrigens nicht ganz die meinige. Außer verschiedenen andern Freunden, welche mehr oder weniger Theil daran haben können, erwähne ich hier des Herrn Past. Mirus und Herrn Praffe, Mechanikus und Rathsuhrmacher in Zittau. Letzterer ist itzt mit einem ähnlichen Werke, jedoch mit einiger Abänderung, beschäftiget, womit zugleich ein großes Spielwerk für Flöte und Harfe verbunden ist.

Außer diesem Automate habe ich bereits die Berechnung einer andern astronomischen Uhr entworfen, vermöge deren Mechanismus sich der Stand des gestirnten Himmels für jede gegebene Stunde sowohl am Tage als zur Nachtszeit ergiebt, so daß der Beobachter jederzeit den ganzen gestirnten Himmel über seinem Horizonte im Kleinen vor sich sieht. Zittau 1788.

III.

Nachricht von einer neuen beweglichen Himmelssphäre nach dem Kopernikaniſchen Weltbau, vom Hrn. Abt le Bris.

Dieſe Maſchine trägt eine Erdkugel von 8 Zoll im Durchmeſſer, deren Axe 23 Gr. 28 Min. gegen die Ebne der Ekliptik geneigt iſt, und die eben ſo viele Umdrehungen um ſich ſelbſt macht, als Tage und Stunden im Jahre ſind. Dieſe Bewegung giebt Tage, Nächte und Stunden allen Völker des Erdbodens zugleich an; ſo wie Auf- und Untergang der Sonne, des Monds und der Zodiakalſterne; ihren Durchgang durch den Mittagskreis, für alle Oerter. Dieß alles wird durch einen beweglichen Horizont und einen mit dem Aequator parallel ſtehenden Stundenkreis bewirkt. Die Erdaxe erhält ſich immer mit ſich ſelbſt parallel, und deshalb ſtellen ſich auch die Jahrszeiten dar.

Die Erde hat bey ihrem Umlauf um die Sonne, den Mond zum Begleiter, und dieſer giebt ſynodiſchen und periodiſchen Monat nebſt den verſchiedenen Phaſen ꝛc. an, ſo daß er zwar der Sonne nach und nach alle Theile ſeiner Oberfläche, der Erde aber immer nur die eine Hälfte derſelben zu-

kehrt. Er befindet sich auf einem Kreise der etwa $5\frac{1}{2}$ Gr. gegen die Ekliptik geneigt ist, und der in Zeit von 18 Jahren 223 Tagen 20 St. gegen die Ordnung der Zeichen, sich einmal herum dreht; auf die Art fallen Mondsknoten, Finsternisse ꝛc. ganz deutlich in die Augen. Ein graduirter Kreis am Fuß der Kugel bemerkt die Tage- und Lichtabwechselungen des Monds, die Bewegung in seiner Bahn u. s. w.

Ein zweyter Kreis der seinen Umlauf in 19 Jahren vollendet, bemerkt das laufende Jahr, ob es ein gemeines oder Schaltjahr ist, die Epackte, goldne Zahl und alle Lunationen seit dem Anfang des Mondzirkels.

Ein Thierkreis der alle andre Kugeln in sich schließt, bezeichnet die Sternbilder der Ekliptik und den Tag, da die Sonne in jedes Zeichen derselben tritt. Hier sieht man auch den heliſchen und täglichen Auf- und Untergang der Fixsterne; ihre Kulminationen, tägliche scheinbare Voreilung, Rectascension, Deklination, Länge und Breite. Eine im Mittelpunkte der Maschine brennende Kerze stellt die Sonne vor, deren Stralen durch ein Linsenglas gehen und so die Richtung des Sonnenstrals zu jedem Parallel, den die Sonne in jedem Tage im Jahr zu durchlaufen scheint, darstellen. Auf solche Weise sieht man die Schatten- und andere Erscheinungen der Sonne für jeden Erdgürtel.

Ein

Eine einzige Kurbel setzt auf einmal die ganze Maschine in Bewegung, und zeigt auf einen Blick die vornehmsten Einrichtungen des Weltbaues. Die Akademie hat sie für das Studium der sphärischen Astronomie und mathematischen Geographie sehr geschickt erklärt, und der Erfinder ist damit beschäftiget, ihr auch die Bewegung der Planeten mit beyzufügen, und sie durch eine Feder in Bewegung zu setzen. Wer Lust dazu hat, kann sich an den Erfinder zu Paris, rue Jocquelet, hôtel de la Providence, poststrey, wenden.

IV.

Nachricht von einem Werkzeuge, um die Verhältnisse der Lichtstärke bey den Fixsternen zu messen.

Hr. Köhler, Inspektor des mathematischen Salons, und der Kunstkammer in Dresden, hat ein Werkzeug erfunden, womit er die Verhältnisse der Lichtstärke der Fixsterne bequem und genau zu messen im Stande ist. Es besteht in einer Vorrichtung, die er am Objektiv eines 12 Zölligen achromatischen Sternrohrs anbringt, um damit die Quadratförmige Oeffnung des Objektivs dergestalt verkleinern zu können, daß sie von der Größe, wo die Diagonale

des Quadrats 1000 Theile hält, und über einen Zoll groß ist, bis auf 0 vermindert werden kann, und dabey nicht nur immer ein Quadrat, sondern auch dessen Mittelpunkt unveränderlich auf der Mitte des Objectivs bleibt. Bey der völligen Oeffnung von 1000 Theilen sieht er Sterne der 9ten bis 10. Größe, und so verschwinden sie und die Sterne der höhern Ordnungen nach und nach, je mehr er dieses Quadrat verkleinert. Er verglich am 23. April 1789. mit diesem Instrument den Arctur mit einigen benachbarten Sternen, und fand hierbey:

Diagonal-Oeffnung des Quadrats.

1	Arctur	verschwindet	12	Theile.
2	—	wiederhohlt	11,8	—
3	—	nochmals wiederhohlt	12,0	—
ω	des Löwen	verschwindet	29	—
β	—	—	39	—
η	des Bootes		51	—
	Coma Berenices		175	—

Man sieht, daß es nicht nur beym Arctur, sondern auch bey den andern Sternen sehr auffallende Unterschiede giebt, und also den Nahmen eines Photometers verdient. (Bode astr. Jahrb. für 92.)

V.

V.

Nachricht von einem sehr stark vergrössernden Dollondischen Spiegeltelescop.

Der Hr. Graf von Cassini erzählt in den Memoires de l' academie roy. des Sc. de Paris von 1784, daß Hr. Sykes zu Paris ein sehr schönes 5 füßiges Dollondisches Spiegeltelescop besitze, welches für Jupiter und Saturn eine 460 malige Vergrösserung sehr gut verträgt. Auf Veranlassung der neuen Herschelschen Entdeckungen hat Hr. Dolland zu diesem Telescop 6 neue Oculare verfertigt; das schwächste vergrößert 750, und das stärkste 3000 mal. Die Herren von Cassini und Mechain hatten Erlaubniß Versuche damit anzustellen, und bey einer 3000 maligen Vergrösserung erschien Saturn als eine bloße Lichtmasse ohne eine bestimmte Figur; bey einer 2000 maligen fingen diese Beobachter an etwas von dem Ringe und der Kugel des Saturn zu unterscheiden, allein die Undeutlichkeit blieb noch immer zu groß. Den Jupiter konnten sie mit keinem dieser Oculare scharf begränzt sehen; sie fanden sie also für die Beobachtung der Planeten untauglich und wandten nun ihre Aufmerksamkeit auf die Untersuchung der Fixsterne, suchten bey heiterer Luft im August, September und October die vom Hrn. Her-

schel entdeckten doppelten und einfachen Sterne auf, und fand sie bis auf geringe Unterschiede, so wie sie von diesem berühmten Beobachter angegeben worden. (a. a. O.)

VI.

Beschreibung einer neuen Luftpumpe, vom Hrn. Cazalet, öffentl. Lehrer der Physik und Chemie zu Bordeaux.

Wir können diese Beschreibung sehr abkürzen, wenn wir unsern Lesern sagen, daß dieses neue Werkzeug nach den Grundsätzen eingerichtet ist, die Hr. Professor Hindenburg bey seiner neu erfundenen Luftpumpe, wovon wir im zweyten Stücke des 5. Bandes dieses Magazins eine umständliche Nachricht gegeben haben, angewendet hat. Hr. Prof. H. bedient sich zum Ausziehen der Luft, des Quecksilbers, und Hr. C. des von Luft gereinigten Wassers. Er bringt ein großes und dichtes Gefäß in ein hoch gelegenes Zimmer, und verbindet damit eine Röhre von etwa 34 Fuß. Wenn das Gefäß nebst der Röhre mit Wasser gefüllt ist, schraubt er den Teller mit der Glocke auf das Gefäß, öffnet den Hahn unterm Teller, so wie den am untern Ende der Röhre, und läßt das Wasser so weit auslaufen,

bis

bis die Wassersäule mit dem Druck der Atmosphäre im Gleichgewicht ist: dann wird der Hahn unter dem Teller verschlossen, das Gefäß von neuem mit Wasser angefüllt, und das Verfahren nach Erfodern wiederhohlt. Man sieht wohl, daß eine Luftpumpe von dieser Art leichter einzurichten ist, als eine dergleichen, wobey man sich des Queckſilbers bedient, indessen ist die Maschine der Größe wegen unbequem, und ihre Wirkung, wegen des gar zu freyen Zutritts der Luft in das Wasser, nicht von dem Erfolg, wie bey Queckſilber.

VII.

Hr. Seiferheld in Schwäbischhall, hat in einer kleinen Schrift mit einem Kupfer eine neue elektrische Flinte beschrieben, die aus einem zwey Fuß langen, von starken Messingblech zusammengelöheten zylindrischen Lauf besteht. Dieser Lauf ist mit zwey Böden gedeckt, an dessen vorderm sich ein kleiner Zylinder eingesetzt befindet, welcher mit einem kleinen Stöpsel verschlossen wird. Der erstere wird durch einen Meſſingdrat über dem Flintenschaft, an welchem die Leidner Flasche in einer mit Stanniol belegten Kapsel beſtändig ist, verbunden. Von dem Knopf der Flasche und der innern Belegung geht in dem durchbohrten mit Einschnitten und oben mit einem

nem spiralförmigen Drat versehenes metallenes Stängelchen, welches durch diesen Drat und durch ein Stückchen Barometerrohr in die Höhlung des Flintenlaufs reicht. Ein mit zwey Fischbeinfedern versehener Drucker bewegt die Stängelchen nach dem Knopf der Flasche und wieder zurück, wodurch der zum Losbrennen nöthige Funke entlockt wird.

VIII.

Hr. Hanin hat eine römische Stahlfederwaage erfunden, bey welcher sein Sohn (Ingenieur-Mecanicien du Roy) einen nützlichen Zusatz angebracht hat. Auf dem äußersten Kreise derselben ist das französische Markgewicht eingegraben, welchem er nun auch auf verschiedene andere, 11 an der Zahl, die Gewichte der vornehmsten europäischen Städte beygefügt hat. Durch diesen Zusatz ist man mittelst des Zeigers und eines damit verbundenen Laufers, welchen man oben am Kreise, auf welchem diese oder jene Gewichte verzeichnet sind, befestigt, sogleich im Stande, die Verhältnisse dieser fremden Gewichte zum französischen Markgewichte zu übersehen. Ueberdem kann auch diese Waage als ein Tarif gebraucht werden, indem man nach und nach einen Faden herumführt, der vom Mittelpunkt nach dem Umkreis geht, und die Stelle eines Zeigers vertritt.

Dies

Dieſer wird nemlich, ohne eine weitere Rechnung nöthig zu haben, das Verhältniß des Gewichts der zu wiegenden Sachen zwiſchen franzöſiſchen und fremden anzeigen. Die genauen Verhältniſſe der verſchiedenen Gewichte, die der jüngere Hr. H. bey Einrichtung dieſer Maſchine nöthig hatte, nahm er aus einer Abhandlung des Hrn. Tillet, welche ſich in den Memoiren der Akademie befindet, und in welcher dieſe Verhältniſſe mit großer Sorgfalt beſtimmt ſind. Die Kommiſſarien der Akademie haben dieſe Maſchine unterſucht und derſelben ihren Beyfall ertheilt. Der Auszug aus den Regiſtern der Akademie iſt datirt vom 14. März 1788. und unterzeichnet; le Roy, Tillet.

Merkwürdige Naturerſcheinungen.

I.

Beſchreibung einer Mißgeburt, nebſt einigen kurzen Nachrichten von zwey unverweßten Leichnamen. Eingeſandt vom Hrn. D. Hacquet, Profeſſor der Naturgeſ. auf der Univerſität Lemberg.

Moſes, der beynahe der ganzen alten Welt Geſetze

setze vorschrieb, ward immer als ein ausserordentlicher Mann betrachtet, und dieß verdiente er nicht allein seines großen und verschlagenen Reformationsgeistes und anderer großen Eigenschaften, sondern auch seiner vor allen andern Menschen ausgezeichneten Bildung seines Kopfs wegen, der, wie man weiß, mit Hörnern besetzt gewesen seyn soll. Indessen hat man gegen diese letztere Sonderbarkeit immer Zweifel zu erregen gewußt; bald hat man die ganze Sache für eine Erdichtung ausgegeben, bald waren es nur die Haare auf der Stirn, die eine senkrechte Stellung angenommen hatten, etwa so wie bey den gehörnten Nachteulen (strix bubo Linn.) ꝛc. genug, als wahre Hörner hat man sie nicht wollen gelten lassen, da man noch nie von irgend einem andern Menschen ein ähnliches Beyspiel hatte aufstellen können. Indessen da die Natur so außerordentlich mannichfaltig in allerley Abweichungen von der Regel ist, warum sollte sie nicht auch in diesem Falle so was haben vermögen können? Zur Unterstützung dieser Vermuthung will ich wenigstens hier eine Thatsache anführen, welche als Beweis der Möglichkeit eines gehörnten Menschen gebraucht werden kann.

Im gegenwärtigen Jahr (1788) kam den 21. April hier in Lemberg ein Judenweib, Namens Kreisel, mit einem, den Kopf ausgenommen, ziem-

lich

lich wohlgestalteten Kinde weiblichen Geschlechts nieder. Alle Theile waren gesund, das Gesicht wohl gebildet, aber die Seitenwandbeine, (ossa bregmatis) und das Hinterhauptbein (os occipitis) fehlten beynahe ganz, oder waren doch wie man mehrere Beyspiele hat, noch nicht zu Knochen geworden, sondern stellten so wie die übrige Bedeckung, eine bloße ausgespannte Haut vor, daß also bey Ermangelung des natürlichen Hirnschalengewölbes (cavitas cranii) der Kopf niedergedrückt, und wie eine Halbkugel gestaltet war, und dieser Mangel eine beträchtliche Hervorstehung des Gesichts bewirkte. Auf der Stirn oder dem mittlern Theile der Augenhöhlen (orbita) standen zwey Erhabenheiten hervor, die vier Linien lang und an den Grundflächen eben so dick waren, dabey die Farbe des Gesichts und eine Festigkeit hatten, woraus sich mit vielem Grunde vermuthen ließ, daß sie mit der Zeit, wenn das Kind am Leben geblieben wäre, gewiß ganz vollkommene Hörner gebildet haben würden.

Die Erhabenheiten oder das Gewächs auf der rechten Seite war mehr nieder gedrückt, als das auf der linken, allein es hatte an ein paar Orten eine Art von Einkerbung, welche indeß blos von dem Drucke, den dieser Theil währendder Geburt erlitten haben mochte, herzurühren schienen, und wodurch

denn

denn auch dieser ganze Theil mehr war verschoben worden.

Anfangs, als ich diese Abweichung der Natur ansah, so stand ich in der Vermuthung, daß vielleicht die Emporstehung der Knochenwinkel des Stirnbeins die Ursache derselben seyn könnte; allein bey weiterer Untersuchung fand ich, daß diese sehr ordentliche Gewächse auf dem erwähnten gewölbten Knochen aufsaßen. Der Kopf sieht wie halb abgeschnitten aus, und die Augenhöhlen scheinen wegen Mangel der natürlichen Erhabenheit, mit den inliegenden halbgeschlossenen, sonst vollkommen gebildeten Augen weit hervor zu ragen. Der Abschnitt, das Kreis des Hirnschädels, läuft oberhalb der Ohren, welche wegen ihres beträchtlichen Abstandes vom Kopfe etwas zu groß scheinen, weg, und zieht sich gegen das Genick hin, wo man denn bemerkt, daß er auch nur bis hieher und nicht weiter mit Haaren bewachsen ist, indem bey diesem scharfen Winkel die Haut ganz aufhört, und blos die Oberhaut mit den darunter liegenden Hirnhäuten den obern Theil des beynahe ganz flachen Scheitels überspannt. Man sieht unter dieser ausgespannten Bedeckung, welche auf dem Grunde der Hirnschale liegt, den Körper des Keilbeins mit seinen Erhabenheiten, doch so, daß auf dem Sattelbein, worin man die vier Hervorragungen (apophys. clinoid.)

knöch.) zum Theil wahrnimmt, eine Erhöhung entspringt, und sich nach dem großen Loche (for. oss. occipit.) hinhält, als wenn ein Theil des verlängerten Marks noch zugegen wäre.

Das Hinterhauptbein, von welchem nur der Unterheil vorhanden und in der Mitte getheilt ist, macht mit dem vorstehenden Keilbein eine trichterförmige Höle, wo sich beym Anfang der Wirbelbeinhöle bis in die Mitte des Rückens ein ordentlicher Spalt unter der Haut mit einer Einbiegung wahrnehmen läßt. Da der ganze Kopf dicht zwischen den Schultern aufsitzt, so kann es wohl seyn, daß sich die Halswirbelbeine, welche, wie oben gesagt, gespalten sind, mehr als gewöhnlich, zusammengedrückt befinden, oder auch wohl ein paar davon fehlen können, wovon man bereits wirkliche Beyspiele hat. Man sehe von dieser häßlichen Mißgeburt, die auf der 2. Tafel beygefügte treue Abbildung nach verjüngtem Maasstabe von der vordern sowohl, als hintern Seite, und wer Lust hat sie in der Natur selbst zu sehen, kann sie auf dem anatomischen Theater der Universität Lemberg in Weingeist aufbewahrt finden. Viele gemeine Leute, welche hier diese Abweichung von der Natur sahen, waren geneigt solches als ein religiöses Phantom oder eine Art von Teufel zu betrachten, um so mehr, da dieß Geschöpf die Zunge zwischen den Lefzen hervorblicken läßt, welches den Spott des Menschen andeuten sollte.

Es entsteht nun hier immer die Frage: was doch wohl die Ursache dieser und so vieler anderer Abweichungen von der Natur seyn möge? Sollte es wohl ganz ohne Grund seyn, wenn mancher behauptet, daß eine allzustarke Einbildung der Mutter dieselben veranlasse? An Beyspielen von Thieren dürfte es hiezu wohl nicht fehlen, da man weiß, daß ein weibliches Zebra, welches von einem mit abwechselnden Streifen bemahlten Esel belegt wurde, wirklich ein Junges warf, das dem bemahlten Vater völlig gleich sahe. *)

Sollte also wohl das erwähnte Judenweib, das dieses Kind gebar, nicht vielleicht eine sehr lebhafte Vorstellung im Beyschlaf vom Moses gehabt haben, da dieß das einzige Bild ist, was man oft am Ende der jüdischen Gebetbücher findet, zumal da es bekannt ist, daß man sich nach Endigung des Sabbats und nach gesprochenen Geheten einander die eheliche Pflicht zu leisten pflegt. Freylich ließ sich hier auch erwiedern: wenn die Einbildungskraft so viel Vermögen hat, warum sollte sich das Weib nicht an dem Bild eines Teufels eben so gut, als an jenem

*) Dieß Beyspiel dürfte doch wohl nicht beweisen, was es beweisen soll; die Mutter, das weibliche Zebra, ist ja von Natur auch streificht! man bemalte den Esel nur mit Streifen, um das Zebra dadurch zu täuschen, daß es sich von dem Esel bespringen ließ.

nem des Moſes haben verſehen können? Allein mir ſcheint die Einbildung in den erſten Augenblicken der Empfängniß, wo die Geſtalt der Frucht noch nicht entwickelt iſt, jeder ſpätern vorzuziehen zu ſeyn; und in ſolchen angenehmen Augenblicken, wird man allem Vermuthen nach nicht an etwas Unangenehmes oder Verabſcheuungswürdiges gedenken. Indeſſen mag es doch auch wohl gewiß genug ſeyn, daß Naturſpiele mehr Wahrſcheinlichkeit vor ſich haben, als Einbildungen. Denn das wird ſich doch wohl ſchwerlich eine Mutter einbilden können, ein Kind ohne Gehirn zu empfangen, wie es beym gegenwärtigen der Fall iſt. Uebrigens bin ich ſehr geneigt zu glauben, daß ſowohl das eine, als das andere ſtatt haben könne; denn die Natur wirkt ja mehrmals nicht auf einerley Art. Der Vorhang vor dieſem Geheimniß der Natur, wird auch wohl ſobald nicht weggezogen werden, und die Kenntniß deſſelben würde auch vielmehr ſchaden als nützen, ſo wie die von Henke in Hildesheim erwieſene willkührliche Erzeugung der Geſchlechter, die durch meine eignen und fremden Erfahrungen zum Theil beſtätiget iſt. *)

*) Wenn dieß des Hrn. Doctors wahrer Ernſt iſt, ſo wünſchten wir wirklich, daß er uns mit den eignen Erfahrungen deren er hier gedenkt, näher bekannt machen möchte.

Auf eben der oben genannten Universität befinden sich auch zwey ganze Menschenleiber männlichen Geschlechts, die wie halb versteint aussehen. Man fand sie nebst mehrern andern unverweßten Körpern in einer trocknen Klostergrabstätte einer der dasigen Vorstädte. Da dieses Kloster an einer sandigen Anhöhe gegen Mittag liegt, wo jene Körper vor mehr als hundert Jahren in den trocknen Sand begraben wurden, und wovon sich alle feuchten Theile in die Tiefe des Sandes versenkten, so mußten sie natürlicherweise zu wahren lybischen Mumien ausgetrocknet werden, und sie machten deshalb Anfangs auch ziemliches Aufsehen. Besonders ist es, daß die Haut ganz geblieben und hornartig geworden ist, so auch, daß der eine Körper einen sehr dicken Bauch und Hodensack bekommen hat. Ohne Zweifel ist dieser sechs Fuß lange Mensch an der Fettsucht gestorben; denn wenn er die Wassersucht gehabt hätte, so würde sein Körper, statt die Festigkeit zu erhalten, die er wirklich hat, vielmehr gänzlich zusammen gefallen seyn.

Die Klosterverwandten, welche vor der Reformation Josephs dieses Kloster besaßen, hatten die erwähnten Leichen aus dem Sande gegraben, mit seidnen Kleidern angethan und in einen trocknen Gewölbe unter der Kirche aufbewahrt, auch hatten sie

nicht

nicht ermangelt, ihnen eine Schrift beyzulegen, des Inhalts: daß diese Körper einst Edelleute gewesen wären, welche zum Besten der Religion und des Vaterlands gegen die Tatarn zu Felde gezogen und dabey ums Leben gekommen wären ꝛc. Ohne Zweifel war dieß eine Vorbereitung, sich mit der Zeit einmal an diesen Leuten ein paar Schutzheilige zu verschaffen, wozu, sobald das Uebrige in Richtigkeit war, ihre Unverweßlichkeit in Rom treffliche Dienste leisten konnte. Indessen ist für den Blick des Naturforschers hier nicht das mindeste Wunderbare vorhanden, denn wenn man den hiesigen Boden etwas näher untersucht, so findet man, daß er aus einem bloßen sandigen Meergrunde besteht, wo die ihm beygemischten Kalktheile meistens durch die Vitriolsäure schon gesättigt sind, und so erhalten sich überhaupt in allen Gegenden der Stadt die Gebeine der Thiere unverweßlich, wie man beym Nachgraben täglich Beyspiele hiervon findet.

II.

Nachricht von einem andern sonderbaren Auswuchs am Kopfe.

Gabriel Grumes, de Montpie, eines Hauptmanns Sohn, wurde zu St. Ramberg in Hugenotis ei-

ner in den Kopf eingewachsenen Feder gebohren, welche binnen 4 Monaten immer weiter auswuchs, sich wie eine Aehre gerad aufgerichtet hielt, und nach Verlauf dieser Zeit wieder abfiel. Als man sie mit einem Vergrösserungsglas genauer beobachtete, fand man die vornehmsten Merkmale einer wirklichen Feder an ihr, nämlich einen langen Streifen, an welchen auf beyden Seiten symmetrisch kleine Barben in Schichten saßen, davon die einen die Natur der Federn, die andere aber die der Haare zu haben schienen. Hr. v. Montpie, der Vater dieses Kindes, hat diese Feder in einem Ringe unter einem Krystall aufbewahrt. Herr de la Lande, von der Akademie der Wissenschaften, hat sie gesehen, und bezeugt die Wahrheit dieser Erzählung, die sich im Journ. de phyt. Dec. 1787. befindet.

III.

Nachricht von einem weissen Sperling.

Die weissen Sperlinge sind als eine seltene Erscheinung bekanntlich bey uns zum Sprichwort geworden. Hr. Bertrand, Bibliothecaire de la Chambre litteraire de Morlaix, ist im vorigen Jahre so glücklich gewesen, einen solchen weissen Sperling auszubrüten. Im Julius 1787. nämlich nistete ein

paar

paar Sperlinge in einem mit Epheu bewachsenen Mauer über einem Springbrunnen im Hofe seines Gartens. Hr. B. nahm sich vor, die Jungen zu fangen und sie den Kindern zum Spielen zu geben; da er also glaubte, daß dieselben stark genug wären, um sich aufziehen zu lassen, ließ er das Nest aus der Mauer nehmen, und da er es in seiner Gewalt hatte, untersuchte er die Jungen. Von ohngefähr fiel ihm da auch etwas Weisses in die Augen, wovon er Anfangs glaubte, daß es ein verdorbenes Ey wäre; wie er es aber in die Hand nahm, sah er, daß es ein Sperling war, dessen hervorkeimende Federn weiß aussahen; auch seine Haut war weißer als die der vier übrigen, denn es waren ihrer zusammen fünf. Schnabel und Füsse waren ebenfalls weiß und die Augen roth. Dieser kleine seltene Vogel verdiente nun eine besondere Sorgfalt, und Hr. B. entschloß sich, ihn für sich selbst aufzuziehen, womit es ihm auch sehr wohl gelang; denn der Vogel hat sich in allen seinen Eigenschaften sehr gut erhalten und ist überaus artig. Zu mehrerer Beglaubigung haben diese Nachricht, die Hr. B. in das Journal de Paris setzen ließ, folgende Herren unterzeichnet: de la Feuglaye; Vicomte Dudresnay; Chev. du Trevou; Boucault; Duclos Lesgris, Bailli; de Guerniſac; de Lauzannes; Aubrey de la Boiſſiere, und der Graf von Beaufonvieux Chatel.

An manchen Orten müssen indeß die weissen Sperlinge nichts weniger; als eine große Seltenheit seyn; so versichert z. B. ein gewisser Hr. Grainville in eben diesem Journ. de Paris, daß er in verschiedenen Gegenden der Normandie, besonders in der Nachbarschaft des Schlosses Argense 3. franz. Meilen von Caen auf der Jagd mehrmalen dergleichen geschossen habe; einmal fand er unter 30 bis 40 gewöhnlichen, 4 bis 5 weisse.

Zur nähern Prüfung aufgestellte Muthmaßungen.

I.

Neue Theorie des Hrn. Bernard über die Gesetze der Geschwindigkeiten, mit welchen das Wasser aus einem senkrechten prismatischen Gefäße fließt, das immer voll erhalten wird, und am Boden eine beliebige Oeffnung hat. *)

1. In dem prismatischen oder zylindrischen Gefäße

*) Diese Theorie ist der Gegenstand des 1. Abschnitts im

fläche a b c d Fig. 1. Tab. 1. heiße die ganze Grundfläche c e d f der absolute Boden; der Ausschnitt 1 in demselben heiße die Oeffnung und der Unterschied zwischen dem absoluten Boden und dieser Oeffnung der wirkliche Boden.

2. Wenn der absolute Boden keine Oeffnung hätte, so würde er ein Gewicht tragen, das dem gleich ist, welches das im Gefäß befindliche Wasser hat, und die horizontalen Schichten dieses Wassers würden einen Druck erleiden, der dem Gewicht aller über ihnen liegenden Schichten gleich ist. (Dieses letztere nimmt Hr. B. aus dem Hydrostatischen Grundsatz an, welcher in seinem Werke der dritte ist).

3. Wenn im Gegentheil der absolute Boden plötzlich weggenommen würde, so würde aller jener Druck vernichtet seyn, die Schichten würden sämmtlich der Wirkung der Schwere folgen, und voraus

 gesetzt,

im 2. Kap. von folgendem Werke: Nouveaux principes d' Hydraulique appliqués à tous les objets d' utilité, et particulierement aux rivieres; précédés d'un discours historique et critique sur les principaux ouvrages qui ont été publiés sur le même sujet; par Mr. Bernard, Dir. adjoint de l' observ. roy. de la marine de Marseille &c. a Paris de l' imprimerie de Didot l' aîné 1787. 331. p. 4. mit 3. pl.

ten hätte, wenn er längs der schiefen Ebne hinab geglitten wäre.

8. Denkt man sich unter ot oder as den Durchmesser der Schichten, so sieht man, daß das Parallelogramm asqt einem andern gleich ist, welches ot zur Basis und ai zur Höhe hat. Da nun der Durchmesser der Schichten der nämliche ist, das Wasser mag frey herunter fallen, oder auf einer schiefen Ebne herabgleiten, so ist klar, daß die Wassermengen, die in einerley Zeit durch freyen Fall oder längs einer schiefen Ebne herabgleiten, sich zu einander verhalten werden, wie ab : ai. Es ist aber ab : ai = $ab^2 : ao^2$ (weil sich die ähnlichen Dreyecke wie die Quadrate ähnlich liegender Seiten verhalten, und eine gemeinschaftliche Höhe haben) = $aq^2 : ab^2 = df^2 : ef^2$ und folglich wird die Quantität des frey herabgefallenen Wassers sich zu der verhalten, die auf der geneigten Ebne herabgesunken ist, wie $df^2 : ef^2$. In dem gebrauchten Beyspiel war de : df = 1 : 30 also $ef^2 = df^2 - de^2 = 900 - 1 = 899$. Nimmt man ab = 15 Fuß, so hat man 15 : ai = 900 : 899 woraus sich ai findet = $14\frac{177}{180}$ Fuß, welches die Höhe anzeigt, um welche jede Schicht im Zylinder in 1 Sekunde herabgesunken ist. Weil aber diese Wassermenge in eben der Zeit durch die Oeffnung gelaufen ist; weil die Oeffnung $\frac{2}{15}$ des absoluten Bodens ist, und weil

bey

bey gleichen Zylindern die Höhen sich verkehrt wie ihre Grundflächen verhalten, so muß man, um die Höhe des Zylinders, der durch die Oeffnung gelaufen ist, zu bekommen, die $14\frac{177}{180}$ durch $\frac{25}{26}$ multipliciren, da man alsdann $15\frac{1}{2}$ Fuß für die gesuchte Höhe bekommt.

9. Um indeß auf eine allgemeine Art die Quantität des Wassers zu erhalten, die ein zylindrisches oder prismatisches immer voll erhaltenes Gefäs liefert, bey welchem die Verhältniß der Oeffnung zum absoluten Boden gegeben ist, so setze man die Breite p q einer schiefen Ebne $= b$ und seine Länge $a q = y$, so wird $\frac{b}{y}$ die Verhältniß des wirklichen Bodens zum absoluten ausdrücken. Es sey ferner a die Höhe eines Wasserzylinders, der bey freyem Fall in einer bekannten Zeit ausgelaufen, so wird a i, das x heißen soll, die Höhe eines Zylinders von eben der Grundfläche seyn, der in der nemlichen Zeit längs einer schiefen Ebne herabgesunken ist. Es war vorhin nun $ab : ai = df^2 : ef^2 = aq^2 : ap^2$, mithin $a : x = y^2 : y^2 - b^2$, dieß giebt die Gleichung $ay^2 - xy^2 = ab^2$ für die kubische Hyperbel. Wenn man in der 3ten Fig. die beyden Linien as, ab in rechten Winkel an einander setzt $ab = a$; $bc = b$; $bi = x$; $ai = a - x$ nimmt, und in jedem Punkte, der durch das veränderliche x bestimmt

wird,

wird, senkrechte Linien $ic = y$ aufrichtet, so daß immer die Proportion $a - x : a = b^2 : y^2$ bleibt, so wird die krumme Linie, die man durch die Endpunkte c der Ordinaten y zieht, und die durch die Gleichung $ay^2 - xy^2 = ab^2$ vorgestellt ist, alle Umstände der Wasserbewegungen unter den obigen Voraussetzungen bestimmen.

10. Wenn $y = b$ so wird die Oeffnung o und somit auch $x = o$. Wenn y im Verhältniß gegen b wächst, so wächst auch x; es ist aber nöthig, daß y unendlich werde, wenn x so groß als a werden soll.

11. x stellt die Höhe des ausgelaufenen Wasserzylinders vor, der zu seiner Basis den absoluten Boden hat; um nun die Höhe eben dieses ausgelaufenen Wasserzylinders zu bekommen, der die Oeffnung zur Basis hat oder durch dieselbe fällt, muß man x in dem Maaß vermehren, in welchem der absolute Boden größer als die Oeffnung ist. Nun stellt y den absoluten Boden vor, und $y - b$ die Oeffnung; es wird also $x \cdot \frac{y}{y-b}$ die Höhe des Wasserzylinders ausdrücken, der in eben der Zeit durch die Oeffnung ausgeflossen ist, welche ein Körper braucht, um frey von der Höhe a zu fallen. Es heiße diese Höhe V, so hat man $V = \frac{xy}{y-b}$ woraus sich findet

$x =$

$x = \frac{vy - bv}{y}$; der Werth von x aber der sich aus der Gleichung $ay^2 - xy^2 = ab^2$ ergiebt, ist $= \frac{ay^2 - ab^2}{y^2}$, also diesen Werth in jene Gleichung, statt x gesetzt, hat man $\frac{vy - bv}{y} = \frac{ay^2 - ab^2}{y^2}$; $vy^2 - bvy = ay^2 - ab^2$; $v = \frac{ay^2 - ab^2}{y^2 - by}$ und wenn man die letzte Gleichung oben und unten mit $y - b$ dividirt, so erhält man endlich $V = \frac{ay + ab}{y} = a + \frac{ab}{y}$.

12. Man sieht, daß V immer wächst, so wie y im Vergleich mit b abnimmt, das heißt, in dem Maaß wie die Oeffnung kleiner wird, und wenn y auf dem Punkt ist, daß es b gleich, oder die Oeffnung unendlich klein wird, so bekommt man $V = a + \frac{ab}{b} = a + a = 2a$.

13. Es hat, (fährt Hr. B. fort) bis itzt noch niemand aus der Verbindung des dritten hydrostatischen Grundsatzes und der gewöhnlichen von Galilei aufgestellten Gesetze der Bewegung, die Umstände der Geschwindigkeiten des Wassers das aus einer

einer beliebigen Oeffnung eines prismatischen mit Wasser voll erhaltenen Gefäßes ausfließt, hergeleiteten. Die Richtigkeit dieser Auflösung ist durch die Erfahrung in den beyden äußersten Fällen bestätiget; und wenn man sie für nichts weiter als eine bloße physische Hypothese nimmt, so hat sie wenigstens das Verdienst, daß sie mit einiger Klarheit die Ordnung der Wirkungen anzeigt, die nach Verschiedenheit der Verhältniß statt haben, in welcher die Oeffnung mit dem absoluten Boden steht.

14. Nimmt man a = 15 Fuß und mithin die Zeit des freyen Falls 1 Sekunde, und drückt die Verhältniß von de : d f oder

die d. wirkl. Bodens zum absolt. aus, durch:	so sind die Verhältniß d. Oeffnung zum absoluten Boden seyn:	die Menge Wasser die in eben d. Zeit durch d. Oeffnung läuft, läßt sich verhältnißm. durch ein Zylind. vorstellen, d. z. Basis d. absolut. Boden, u. zur Höhe hat:	u. die Höhe des Zylinders d. zur Basis die Oeffnung hat, kann vorgestellt werden in Fußen:
$\frac{1}{20}$	$\frac{19}{20}$	$14\frac{177}{180}$ Fuß	$15\frac{19}{20}$
$\frac{1}{10}$	$\frac{9}{10}$	$14\frac{17}{20}$ —	$16\frac{1}{2}$
$\frac{1}{4}$	$\frac{3}{4}$	$14\frac{1}{12}$ —	$18\frac{3}{4}$
$\frac{1}{3}$	$\frac{2}{3}$	$13\frac{1}{3}$ —	20
$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$	$11\frac{1}{4}$ —	$22\frac{1}{2}$
$\frac{3}{4}$	$\frac{1}{4}$	$6\frac{9}{16}$ —	$26\frac{1}{4}$
$\frac{9}{10}$	$\frac{1}{10}$	$2\frac{17}{20}$ —	$28\frac{1}{2}$
$\frac{19}{20}$	$\frac{1}{20}$	$1\frac{37}{80}$ —	$29\frac{1}{4}$
$\frac{29}{30}$ &c.	$\frac{1}{30}$ &c.	$\frac{177}{1180}$ — &c.	$29\frac{1}{2}$ &c.

Man

Man sieht also, fährt Hr. B. fort, wie sich die Verfasser der Hydraulik betrogen haben, die um die Geschwindigkeit des Wassers zu bestimmen, das aus einer im Boden eines immer voll erhaltenen Gefäßes befindlichen Oeffnung fließt, voraussetzten, daß das der Oeffnung entsprechende Wasser beständig durch das ganze Gewicht der über ihr befindlichen Säule gedrückt werde. *) Dieß hat nur statt, wenn die Oeffnung unendlich klein ist, und unter solchen Umständen wird sich das Wasser nur alsdann befinden, wenn es in dem Augenblick, da es aus der Oeffnung fließt, von einer Geschwindigkeit belebt wird, die derjenigen gleich ist, welche es würde erlangt haben, wenn es von der Höhe des Gefäßes gefallen wäre.

Hr. B. hat keine Wassermengen nach den in no. 14. enthaltenen Zahlen berechnet und die Abweichungen derselben von dem was die Versuche zeigten, bestimmt angegeben. Die Rechnungen haben wir für

*) Hrn. B. eigne Worte sind: on voit ainsi combien se sont trompés les auteurs d' Hydraulique, qui ont supposé pour déterminer la viteſſe de l'eau qui sort par un orifice quelconque formé au fond d'un vase entretenu conſtamment plein, que l'eau qui répondoit a l'orifice etoit *toujours preſſée* par le *poids entier* de la colonne ſuperieure.

für einige Fälle geführet. Wenn z. B. das Gefäß zum Querschnitt der Oeffnung beständig 1 Quadratlinie behält, das Gefäß bis auf eine Höhe von 15 Fuß immer voll Wasser erhalten, und nun der absolute Boden ganz weggenommen wird, oder

1 Quadratlin. hält, so fließen in 1 Sekunde heraus		
	2160	Kubiklin. Wass.
1 2/9	2376	— —
2	3240	— —
10	4104	— —
30	4248	— —
1000	4316,84	— —
1000000	4319,997840	— —
unendlich	4320	— —

Man sieht hieraus, daß wenn nur der absolute Boden zehnmal größer ist, als der Querschnitt der Oeffnung, alsdann die Wassermengen einander ziemlich gleich werden.

II.

Ueber die zum Beweis der gebundenen Wärme angestellten Versuche. Aus einer von der Akademie zu Rouen gekrönten Preisschrift, des Hrn. Chevalier de Soyecourt. *)

„Ich gestehe, sagt der Urheber dieser Preisschrift, daß die Idee einer wesentlich wärmenden Materie, die in das Innere der Körper, ohne irgend ein Zeichen ihrer Gegenwart, sowohl am Gefühl, als am Thermometer von sich zu geben, mir zu sonderbar scheint, als daß ich sie wahr finden sollte. Indessen kommt es hier auf die Prüfung der Thatsachen an, auf welche man diese seltsame Lehre gegründet hat.„

Bekanntlich hat man das Daseyn eines gebundenen Wärmestoffs hergeleitet: 1) aus den Phänomenen der Kausticität des Kalks, der Laugensalze und der mineralischen Säuren. Hr. de

*) Diese Preisschrift ist unter dem Titel abgedruckt: Memoire de Mr. le Chevalier de Soyecourt, sur les experiences données en preuve de la chaleur latente, sur quelques défauts inconnus, mais enormes, du thermometre et les moyens d'y remedier &c. à Paris chez Bleuet. 1788. 84. p. 8.

S. bemerkt hierbey, daß es sonderbar sey, wie die Feuermaterie im Zustand ihrer Gebundenheit diesen Substanzen einen scharfen und ätzenden Geschmack mittheile, da man doch diese Eigenschaften gar nicht an ihnen bemerke, wenn sie sich mit ihnen im freyen Zustande vereinigt habe, welche letztere doch noch weit eher zu erwarten wäre, da eine Sache, um einen Geschmack zu geben, doch wohl frey und aufgelöst seyn müsse. Ueberdem hatten auch Blacks u. a. Versuche gezeigt, daß Kalk und Laugensalze schon ätzend würden, sobald ihnen die Kalcination nur ihr Wasser und ihren luftförmigen Bestandtheil entzogen habe. Was die mineralischen Säuren betreffe, so wisse man, daß sie ihre Kaustícität verlören, sobald sie mit dem ätzenden Kalk und Laugensalz, das so sehr mit Feuerstoff gesättigt seyn sollte, verbunden wären.

2. Gründet man das Daseyn jenes Zustandes auf die Versuche über die specifische Wärme der Körper. Der V. glaubt, daß sich diese specifische Wärme ursprünglich von dem Versuch des Hrn. Wilke herschreibe, nach welchem er fand, daß die des Wassers zu der des Eises, wie 58 : 1 sey. Um diesen Versuch nun verdächtig zu machen, nahm unser V. zwey gleichgroße zylindrische blecherne Gefäße, in deren jedem ein gutes Thermometer stand; in das eine that er 1 Pfund gestoßnes Eis, und das

andere ließ er einſtweilen leer; hing ſie alsdann beyde in der Mitte eines Zimmers auf, deſſen Temperatur 0 war. Nach Verlauf einer Stunde goß er in jedes 1 Pfund Waſſer von 58 Gr. Wärme, und rührte ſogleich das Eis mit einem Spatel im Waſſer herum. Wie nun alles völlig geſchmolzen war, ſah er nach den Thermometern; das, in deſſen Gefäß blos Waſſer von 58 Gr. war, zeigte 21 Gr., und das, welches das geſchmolzene Eis um ſich hatte, $\frac{1}{2}$ Gr. über 0. Es hatte alſo das Eisbad in der Zeit, da das Eis geſchmolzen war, $37\frac{1}{2}$ Gr. Wärme verloren, die in das Gefäß und die benachbarte Luft übergegangen waren; mithin hatte das Eis nicht die Wärme von 58 Gr. worauf ſich die Willkiſche Verhältniß gründet, ſondern blos 58 Gr. weniger jener zerſtreuten Quantität, in ſich genommen. Um aber die Lehre von der ſpecifiſchen Wärme der Körper noch mehr zu entkräften, macht er auf den Grundſatz aufmerkſam, daß nie ein Körper ſich erhitzt, ohne zugleich ſich auszudehnen. Hiernach ſind es alſo die Zwiſchenräume der Körper allein, in welche ſich die ſie durchdringende Wärme legt, ihre Subſtanz ſelbſt iſt undurchdringlich. Nimmt man alſo eine weſentliche, warmmachende Materie an, ſo iſt die verhältnißmäßige Ausdehnung der Körper das einzige wahre Maaß derjenigen Quantität, die ſie bey ihrer Erhitzung in ſich nehmen. Auf die Verhältniſſe der Raumvergrößerung alſo, nicht aber auf

die ihrer Massen, muß man die Tafel ihrer specifischen Wärme, bauen. Nach Kirwans Tafel hat das Wasser die beträchtlichste specifische Wärme, sie wird zu der des Eisens wie 1000 zu 125. gesetzt. Um nun nach seiner auf die Ausdehnung der Körper gegründeten Regel, die relativen Quantitäten der Wärme, die sich in zweyen auf einerley Grad erhitzten Körpern befinden, zu vergleichen, äußert sich der V. auf folgende Art: Ein eiserner Würfel der 16 Unzen wiegt, $17\frac{9}{14}$ Lin. zur Seite, und 1 Gr. über 0 Temperatur hat, vergrößert sich in Zeit von 20 Minuten, wenn er in siedendes Wasser von 80 Gr. gesenkt wird, an jeder Seite um $\frac{1}{30}$ Lin., oder um $18\frac{12}{50}$ Kubiklinien (wir fanden beym Nachrechnen deren 31. und einen Bruch); wird dieser in 8 Pfund Wasser von $\frac{1}{4}$ Gr. über den Eispunkt gesenkt, so bringt er das Thermometer, das in diesem Wasser steht, 1 Gr. höher. Ein Würfel von Wasser nun, dessen Temperatur + 1 Gr. ist, der 16 Unzen wiegt, und $34\frac{3}{7}$ Lin. zur Seite hat, vergrößert, wenn er bis zum Sieden erhitzt wird, seine Seite um $\frac{1}{32}$ Lin. oder sein ganzes Volumen um $1296\frac{30}{32}$ Kubiklinien; wird dieser unter 8 Pfund Wasser von + $\frac{1}{4}$ Gr. Wärme gethan, so macht er ein darinn stehendes Thermometer um 9 Gr. steigen; also ist die Erweiterung des Eisens zu der des Wassers etwa wie 1 : 38, die durchs Wasser mitgetheilte Wärme aber verhält sich zu der durchs Eisen mitgetheilten, wie 9 zu 1.

Bey

Bey dieser Temperatur und gleicher Ausdehnung enthält also das Eisen wenigstens viermal mehr Wärmestoff als das Wasser, woraus man den Schluß machen darf, daß seine specifische Wärme ebenfalls 4 mal größer sey, als die des Wassers.

Vergleicht man die Menge Feuermaterie, die in glühenden Eisen und siedenden Wasser enthalten ist, so findet man wieder andere Verhältnisse: denn der vorerwähnte Würfel dehnt sich beym Weißglühen in jeder Dimension um $\frac{2}{15}$ Lin. aus, oder um 141 $\frac{1}{5}$ Kubiklinien. Wirft man ihn in 20 Pfund Wasser von der Temperatur + $\frac{1}{4}$ Gr., so theilt er ihm 7 Gr. Wärme mit. Der Würfel von Wasser dehnte sich um $\frac{1}{12}$ Lin. aus, oder 1296 $\frac{2}{12}$ aber er theilt bey seiner Vermischung mit 20 Pf. Wasser von + $\frac{1}{4}$ Gr. nicht mehr als 4 Gr. Wärme mit; es ist mithin die Ausdehnung des weißglühenden Eisens zu der des siedenden Wassers wie etwa 1 zu 9, und die durchs Eisen mitgetheilte Wärme verhält sich zu der durchs Wasser mitgetheilten wie 7 zu 4. Bey gleicher Ausdehnung enthält also das weißglühende Eisen wenigstens 15 mal mehr Feuerstoff als das siedende Wasser.

3. Wird das Daseyn der fixen Feuermaterie auf die Versuche mit geschmolzenen Eis gegründet. Man behauptet, daß ein Pfund Eis von 0 Temperatur zu seiner Schmelzung ein Pfund Was-

ser von + 58 erfordert, daß dessen Wärme davon so völlig verschluckt wird, daß die Auflösung noch immer bey o bleibt. Unser V. giebt nun zu, daß jeder schmelzbare Körper im Zustand seiner Flüssigkeit mehr Feuermaterie enthält, als im Zustand seiner Festigkeit, weil jede Flüssigkeit in der That nichts anders als ein durch die Wärme in Auflösung erhaltener Körper sey; nur aber könne man aus dem Grad der Wärme, den das Eisbad hat, nicht auf die Menge der Feuermaterie schließen, welche das Eis beym Flüssigwerden verschluckt habe. Unstreitig sey die Feuermaterie des warmen Wassers frey; allein ehe sie das vom warmen Wasser umgebne Eis durchdringe, so zerstreue sie sich in großer Menge sowohl in die Wände des Gefäßes, als in die sie umgebende Luft, an welchen Verlust man nicht denke. Um aber diesen Verlust zu bestimmen, beschreibt der V. folgenden Versuch: Man nehme 2 gleichgroße blecherne zylindrische Gefäße und setze in jedes ein gutes Thermometer; in das eine thue man 1 Pf. gestoßenes Eis und lasse das andere leer. Nun hänge man sie beyde an Schnüren mitten in ein Zimmer von der Temperatur o. Nach Verlauf einer Stunde gieße man in jedes 1 Pfund Wasser von + 58, rühre sogleich mit einem Spatel das Eis um, und sobald die Schmelzung vollendet ist, sehe man nach den Thermometern; das, welches das bloße Wasser enthält, wird ohngefähr auf + 28 Gr. stehen,

ſtehen, inmittelſt das andere, welches das Eisbad enthält $\frac{1}{2}$ Gr. zeigt. Während des Schmelzens hat alſo das Bad 30 Gr. verloren, die mithin das Eis nicht verſchluckt hat, und nur die zurückgebliebenen $27\frac{1}{2}$ Gr. könnte man als wirklich verſchluckt anſehen, wenn die Feuermaterie weſentlich warmmachend wäre; da aber dieſe Hypotheſe ſehr zweifelhaft iſt, indem tauſend Thatſachen zeigen, daß die Wärme in der innern Bewegung einer beſondern Flüſſigkeit beſtehe; ſo erklärt ſich der Verluſt von $27\frac{1}{2}$ Gr. von ſelbſt: denn dieſes Fluidum verſchwächt ſich immer in demſelben Grad, in welchem es gegen die Theile des Körpers wirkt, die es durchdringt, ſo wie ſich überhaupt jede Bewegung durch den Widerſtand verſchwächt. Dieſe Abnahme der Bewegung geſchieht aber noch im Verhältniß des Widerſtandes, den die Beſtandtheile der Körper während ihrer Trennung zeigen, indem man ſie niemals erwärmen kann, ohne ſie aus einander zu treiben, und dieß iſt der Fall beym Schmelzen des Eiſes. Es reducirt ſich aber die große Menge Wärme, welche das Eis verſchlucken ſoll, beynahe auf Nichts; denn die, welche das Eis beym Flüſſigwerden verſchluckt, die giebt das Waſſer wieder her, wenn es feſt wird; dieſe ſchränkt ſich blos auf ſo viel ein, als nöthig iſt, ein Thermometer um $\frac{1}{20}$ Gr. höher zu bringen, welches alſo die Scheidewand zwiſchen dieſen beyden Zuſtänden iſt.

4. Gründet man die Lehre von der gebundenen Wärme auf die Phänomene bey der Ausdünstung flüßiger Körper. Man sagt, die Dünste enthalten eine große Menge gebundene Wärme, die sie bey ihrer Verdichtung wieder fahren lassen. Ein Pfund Wasser, das in einem Kolben in Dünste verwandelt wird, theilt dem Kühlfaß einen größern Grad von Wärme mit, als das bloße siedende Wasser; daraus schließt man, daß die Dünste mehr Wärmestoff enthalten müßten. Unser Verf. sagt aber, dieser größere Hitzegrad kommt daher, weil hier das Wasser gleichsam wie in einem Papinschen Topf eingeschlossen ist; denn die Dünste in offnen Gefäßen geben eben keinen höhern Grad, als siedendes Wasser. Sollte der Versuch überzeugend werden, so müßte man die Dünste ganz nahe von der Oberfläche des Wassers nehmen, welches sehr gut mit einem gläsernen Trichter angeht, den man auf einem Gestell mitten über diese Oberfläche setzt, und ihn mit einem Thermometer von großen Graden versieht, oder mit einem Thermometer, dessen Behältniß 3 Zoll breit ist, und die Gestalt einer Muschel hat. Als der V. einen solchen Versuch anstellte, hielt sich die Säule des Thermometers, nachdem sein Behältniß 10 Min. lang 2 Linien über der Fläche des siedenden Wassers gestanden hatte, beständig 1 Grad tiefer, als da das Therm. so eben ins Wasser getaucht worden war. Ward das Behält-

hältniß 10 Min. lang, 3 Zoll über die Fläche gesetzt, so sank die Säule 11 bis 12 Gr. Geschah dieses 9 Zoll drüber, 10 Min. lang, so sank die Säule auf 25 bis 26 Gr.

Hieraus erhellet also, daß auch die heißesten Dämpfe bey ihrer Verdichtung immer weniger Wärme als das siedende Wasser geben, daraus sie entstanden sind, und daß ihr Wärmegrad eben so sehr abnimmt, als ihre Entfernung von der Wasserfläche wächst, und sich da schneller verdichten, welches alles der quäſtionirten Hypotheſe zuwider ist.

Endlich 5. Zieht man Beweise für jene Lehre aus den Versuchen über das Gefrieren des Wassers und die Krystallisation der Salze. Wenn man nämlich den Zylinder des Thermometers in ein Gefäß mit Wasser setzt, das so ehemgefrieren will, so bemerkt man, daß das Queckſilber unter den Frostpunkt sinkt, dann stehen bleibt, und im Augenblick des Festwerdens wieder ein wenig steigt, und damit noch weiter fortfährt, so wie das Eis fester wird, endlich aber unveränderlich stehen bleibt, indem sich die Temperatur des umgebenden Mittels nicht mehr ändert. Daraus folgert man, daß das Eis mehr freye Wärme enthalte, als das im Gefrieren begriffene Wasser, und diese mehrere Wärme soll von der freygewordenen vorher gebundenen, kommen.

Unser

Unser Verf. erinnert nun hierbey zuerst, daß man untersuchen soll, ob auch das Werkzeug, dessen man sich zu solchen delikaten Versuchen bedient, das Thermometer auch wirklich so fehlerfrey sey, als es hiezu erforderlich ist, und er findet es von einer solchen Vollkommenheit weit entfernt. Die Wärme, sagt er, dehnt alle Körper aus; sie wirkt allemal erst auf die Wände des Gefäßes, ehe sie auf die darinn enthaltene Flüssigkeit wirkt. Es kann nun ohnmöglich anders kommen, als daß das Quecksilber im Thermometer fallen muß, wenn sein Zylinder weiter wird, so wie es nothwendig zum Steigen genöthigt wird, wenn sich dieser Zylinder verengert. Steigen und Fallen ist also mehr das Resultat von der Differenz zwischen Verengerung oder Erweiterung des Zylinders und der zunehmenden Wärme oder Kälte des Queckſilbers, als von der Wärme und Kälte desselben allein. Das Thermometer kann also keinen sichern und gleichförmigen Gang haben, wenn es Flüssigkeiten von verschiedener Art ausgesetzt wird. Diese pressen seinen Zylinder mehr oder weniger, je nachdem sie dichter, elastischer, zusammenhängender in ihren Theilen ꝛc. sind, oder je mehr oder weniger tief er in dieselben eingetaucht wird. Dieß ist nun besonders der Fall bey den hieher gehörigen Versuchen. Ein Zylinder nämlich, der in Wasser steht, wird lange nicht so stark von demselben gepreßt, als von dem Eis, in

welches

welches ſich ſolches beym Froſt verwandelt. Um alſo ſicher zu ſeyn, daß ein bemerktes Steigen nicht von einer ſolchen Preſſung, ſondern von Einwirkung der Wärme herrühre, muß man den Zylinder gänzlich dafür zu ſichern ſuchen. Hr. de S. bewirkte dieß durch ein ſehr dünnes gläſernes Futteral, in welches er ſeinen Zylinder ſteckte, und das allenthalben um $\frac{1}{20}$ Linie von demſelben abſtand. Unten war dieß Futteral zugeſchmolzen, und oben an der Röhre angekittet. Ein ſolches Thermometer nennt unſer V. ein armirtes. Am 5. Merz 1786. nun, hing er um 3 Uhr Nachm. bey ſehr heftigen Froſt zwey Thermometer in ein ſehr dickes metallenes Gefäß das 8 Pfund Waſſer hielt; das eine war ein gewöhnliches, und das andere ein armirtes. Jedes hielt ſich $\frac{1}{12}$ Gr. über 0. So wie nun das Waſſer völlig gefroren war, ſtieg das gewöhnliche; das armirte hingegen ſank merklich tiefer. Um 11 U. Abends ſtand das letztere — $4\frac{1}{2}$ Gr.. Das erſtere hingegen + 2 Gr. immittelſt zwey Vergleichungsthermometer 7 Gr. tiefer ſtanden. Um 5 U. des andern Morgens war das armirte — 7 Gr. und das bloße — $3\frac{1}{2}$. Zu Mittag das armirte + 4 Gr.; das bloße + 2, wiewohl die Vergleichungsthermometer 3 Gr. tiefer zeigten. Um 10 U. Ab. war das armirte — $6\frac{1}{2}$ und das bloße + 2 und die Vergleichungsthermometer zeigten $7\frac{1}{2}$ tiefer.

Bey

Bey der Kryſtalliſation der Salze zeigen ſich dieſelben Erſcheinungen wie beym Gefrieren. Der V. ſetzte in eine Alaunſolution von + 70 Gr. die im Begriff war ſich zu kryſtalliſiren zwey Thermometer, ein bloßes und ein armirtes. Die Auflöſung kryſtalliſirte ſich in dem Maaße, wie ſich die Wärme zerſtreute. Das armirte Therm. ſank weniger ſchnell, als das andere, weil ihm das Futteral die Wärme erhielt; aber ſo wie dieſer Ueberſchuß der Wärme verflogen war, ſo hielt es ſich immer viel tiefer als das bloße, weil dieß letztere durch das ſich kryſtalliſirende Salz gepreßt wurde, und ſelbſt, da es 64$\frac{1}{2}$ zeigte, ging es auf einen Augenblick bis auf 65$\frac{1}{3}$, und dann erſt fiel es wieder, das armirte that dieß aber nicht, weil es nicht gepreßt werden konnte.

Man ſieht alſo, ſagt der Hr. Chevalier, daß man auf Rechnung der gebundenen Wärme geſchrieben hat, was eigentlich von dem Mechanismus des Inſtruments herrührte.

III.

Nachricht von des Hrn. O. A. Schröters Beobachtungen und Muthmaßungen über die Sonne und ihre Flecken.

Das auf 155 Quartſ. befindliche Mſpt. iſt in der kön.

kön. preuß. Ak. d. Wiſſ. vorgeleſen worden. Hr. Prof. Bode hat einen Auszug daraus in ſeinem aſtron. Jahrb. für 1792. mitgetheilt, aus welchem wir folgendes entlehnen.

Die Beobachtungen ſind ſämmtlich mit vortreflichen 4 und 7 füßigen Herſchelſchen Inſtrumenten angeſtellt worden. Die ſogenannten Sonnenflecken ſind nach Hrn. Schr. nicht blos Theile der hellen Sonnenſcheibe zwiſchen dunkeln Flecken; indem er ſehr oft dieſe Lichtadern und Strikemen überall auf der Sonne ohne die geringſten darneben liegenden Fleckenpunkte geſehen hat; ja die helle und reine Sonnenſcheibe erſchien ihm niemals ohne dieſe Lichtadern. Eine Gattung derſelben zeigt ſich zwiſchen und auf den dunkeln Flecken und ihren Nebeln und iſt ſehr veränderlich; die von der andern aber liegen als einzelne Lichtflecken auf der reinen Sonnenfläche nicht ſcharf begrenzt, von irregulärer Geſtalt, höchſtens 6 bis 8 Sek. im Durchmeſſer, und haben eine Aehnlichkeit mit denjenigen Lichtpunkten, die Hr. Schr. oft im Jupiter beobachtet hat. Wenn viele, wie gewöhnlich, in Gruppen bey einander liegen, ſo erſcheinen ſie faſt als Landſchaften voll Berge und Thäler, oder als ein mit Wolken Flecken weis belegter Himmel. Die dunkeln Sonnenflecken unterſcheidet Hr. Schr. in ſchwarzdunkle Kernflecken und in minder dunkle Nebelflecken. Als Kra-

ters

terförmige Höhlungen hat Hr. S. die erstern nicht erkennen können. Die Nebel zeigen sich bey den stärksten Vergrösserungen streifenartig und haben oft sehr irreguläre Grenzen. Der Nebel verschwindet zuweilen bald an der einen, bald an der andern Seite des Kerns, und nach dem Sonnenrande hin entsteht oft statt des verschwundenen Nebels, ein lichter Ring. Am westlichen Sonnenrande verschwindet gemeiniglich die östliche Seite des Nebels eher, als die westliche, am östlichen Sonnenrande ist es umgekehrt. Einige Kernflecke behalten auch an den Sonnenrändern zu beyden Seiten ihren Nebel. Zuweilen zieht sich ein Theil des Nebels in Flecken zusammen. Die Fleckensammlungen, eine Menge dunkle Kern- und Nebelflecke, die bisweilen einen 16 mal grössern Flächenraum, als den unsrer Erde, einnehmen, scheinen einen atmosphärischen Zug auf der Sonne zu verrathen, indem oft mehrere in Reihen neben einander und beyläufig mit dem Sonnenäquator parallel liegen; die Sonnenfackeln hingegen beobachten keinesweges diesen Parallelismus; sie werden ferner nach dem Sonnenrande hin immer deutlicher und sind mitten vor der Sonne oft kaum zu erkennen; bey den dunkeln Sonnenflecken zeigt sich dagegen gerade das Gegentheil. Alle Flecken und Fackeln halten sich in einer Zone auf, die auf jeder Seite des Sonnenäquators nicht über 20 Gr. breit ist. Hrn. Schr. erscheint übrigens die

Sons

Sonne sehr deutlich als eine wirkliche Kugel, nämlich mit einem nach den Rändern hin abfallenden mattern Licht. Nach Hrn. S. Beobachtungen hat die Sonne eine ihr eigenthümliche Atmosphäre, die einer auf das Klima sich beziehenden Verdickung und Aufheiterung fähig ist, und daher sind wenigstens die dunklen Flecken atmosphärischen Ursprungs, obgleich einige wirkliche Theile der Sonnenfläche seyn können. Die Lichtadern oder Sonnenfackeln hält Hr. Schr. größtentheils für landschaftliche Sonnenprojektionen von Abhängen und Anhöhen, einige mögen aber auch sich hebende Theile der Sonnenatmosphäre seyn; hiernach pflichtet Hr. S. der Meynung bey, daß die Sonne ursprünglich planetenartig sey, und blos eine Lichtatmosphäre oder Photosphäre um sich habe, von welcher sie ihren Glanz entlehne. Diese Lichtsphäre ist zunächst an der Sonne am dichtesten, durchdringt aber in ihren feinsten Theilen einen beträchtlichen Raum des Sonnengebiets, und wird uns im Thierkreis leicht sichtbar, sie vermischt sich nahe bey der Sonnenoberfläche mit dem Luftkreis der Sonne, woraus die mannichfaltigen Erscheinungen der Sonnenflecken entstehen. Nach dem, was Hr. S. weiter vermuthet, ergiebt sich, daß die Lichtsphäre an sich selbst unsichtbar seyn, ihre auf irgend eine Art fortgepflanzten Lichtstralen aber theils mittelst der körperlichen Theile der eigenthümlichen Atmosphäre der

Sonne, theils durch die Oberfläche der Sonne selbst in unsere Augen fallen, und die Empfindung bewirken werde, daß wir beydes sowohl den Sonnenkörper selbst, als seine Atmosphäre nach dem Verhältniß, wie sie ihren verschiedenen Bestandtheilen nach das Licht lebhafter oder schwächer reflektiren, leuchten sehen.

Endlich zeigt Hr. S. aus wichtigen Gründen, daß die Cassinische Periode der Umdrehung der Sonne von 25 T. 14 St. 8 Min. noch einer Verbesserung bedürfe, und daß sich überhaupt viele Schwierigkeiten finden, diese Periode bis auf kleine Zeitmomente zu bestimmen.

Von der Beschaffenheit der Sonnenatmosphäre und der Natur ihrer Flecken, hat Hr. Rector Fischer in Halberstadt ganz ähnliche Gedanken geäussert, die man in dem astr. Jahrb. für 91 S. 195. ꝛc. findet.

IV.

Ueber eine Art die Bäume vor den nachtheiligen Wirkungen des Frostes zu sichern.

Aus den Beobachtungen des Hrn. P. F. S. von Sanmartino.

Das sicherste und schicklichste Mittel die Bäume vor

vor dem Erfrieren zu schützen, wird unstreitig dasjenige seyn, welches die Natur selbst darbietet, und durch die Kunst blos in Etwas unterstützt zu werden braucht; das heißt, man muß die Bäume, die man vor dem Erfrieren sichern will, etwas früher ihrer Blätter berauben, als der Zeitpunkt kömmt, da sie von selbst abfallen. Ihr Saft wird dann weniger im Holze angehäuft, langsamer in seinem Laufe, und mithin auch dichter seyn. Ist er aber dicker, so gefriert er auch schwerer; oder, wenn er auch gefriert, so wird doch sein Volumen nicht so beträchtlich vergrößert werden, als wenn er dünner ist. Der Segner hat wirkl. hierüber einen Versuch angestellt; er entblätterte näml. einige zarte Zweige eines Baums vor der gewöhnlichen Zeit, und der Erfolg war, daß diese entblätterten einen beträchtlichen Frost ohne Schaden aushielten, indessen die nicht durch die Kunst entblätterten zu Grunde gingen. Es ist indeß bey diesem Versuch zu bemerken, daß man die Blätter nicht alle auf einmal vom Baume abnehmen dürfe, sondern es muß in drey bis vier verschiedenen Zeitpunkten geschehen, welche um etliche Wochen von einander entfernt sind, jedoch so, daß die letzten noch vor der Zeit ihres natürlichen Fallens abgenommen werden. Nähme man sie alle zugleich ab, so würde man eine plötzliche Hemmung des Saftumlaufs veranlassen können, welche den Bäumen ein zwar langsames aber unvermeidliches Ab-

ferben zuziehen würde. (Journ. Encyl. de Vicence u. Journ. gen. de France ſuppl. 12. 1789.)

Preisaufgaben.

Die Holländiſche Akademie der Wiſſenſchaften zu Harlem hat in ihrer dortigen jährlichen Verſammlung am 25. May 1789. folgende für den Plan dieſes Magaz. gehörende Entſchließungen gefaßt. 1. In Anſehung der vorgelegten Preisfragen, deren Termin in dieſem Jahre verſtrichen, daß, weil auf die Preisfrage wegen der Crawfordiſchen Theorie von Feuer und Wärme keine befriedigende Abhandlung eingelaufen, ſie aufs neue aufgegeben werden, und ſo lauten ſoll:

I. Bis wie weit kann man eine gegründete Theorie über die Natur des Feuers und über die Urſache der Wärme nach wohlgegründeten und entſcheidenden Verſuchen, die bis jetzt gemacht worden, entwerfen? und was muß man bey dieſer Materie noch als unentſchieden anſehen?

Die Abhandlungen können bis zum 1. Nov. 1791. eingeſchickt werden.

Da

Da die Frage: „Was hat man von der Stufenfolge, die verschiedene Philosophen, sowohl alte als neue, zwischen den natürlichen Geschöpfen angenommen, zu halten, und wie weit können wir kommen, um uns von der Wirklichkeit dieser Stufenfolge, und die Ordnung welche die Natur dabey beobachtet, zu versichern?„ schon seit 1781. aufgegeben und ungeachtet des Zusatzes, daß die Akademie keine metaphysische Abhandlung, sondern nur Gründe aus der Naturgeschichte verlangt, nicht beantwortet worden, so stellt sie sie aufs neue auf, jedoch für eine unbestimmte Zeit, so daß sie vor dem 1. Nov. jährlich die Abhandlungen erwartet, bis eine den Preis erhält.

II. Zu einer neuen Aufgabe für dieses Jahr hat sie folgende Frage bestimmt:

1) „Was für Dinge haben Bezug auf die Kenntniß einheimischer Thiere in den vereinigten Niederlanden von deren weitern Untersuchung man mit einigen Grunde Nutzen fürs Vaterland hoffen darf?„ Der Preis ist aus dem Kapitul des verstorbenen Directors Rops, und die Abhandlungen werden vor dem 1sten November 1792. eingeschickt. Man wünsche nicht bloße Nomenklatur, sondern Auseinandersetzung der Gründe.

III. Noch unbeantwortet sind von der Akademie folgende ältere Fragen:

1) Vor dem 3. November 1789. die aufgegebene Theorie astronomischen Refraktionen, mit deren Hülfe man diese für jede gegebene Höhe des Barometers und Thermometers und Gestirns über dem Horizont genau berechnen kann. Zu mehrerer Klarheit fügt die Akademie noch hinzu: a) daß diese Theorie aus gründlichen astron. Beobachtungen muß gezogen, oder wenigstens ihre Wahrheit durch sie muß erwiesen seyn. b) Die Societät überläßt es dabey zu untersuchen, ob die verschiedenen Grade der Feuchtigkeit der Atmosphäre nicht auch auf die Abwechselungen der Refraktionen Einfluß haben. c) Sie empfiehlt bey der Abhandlung selbst die Formel des Hrn. de la Grange (Nouv. Mem. de l'acad. de Berlin 1772. p. 259.) und die Bemerkungen die der Hr. Prof. Lambert gemacht hat (Mél. de Montium altitud. barom. metiendis Argent. Com. 1783.)

2) Ebenfalls vor dem 1. Nov. 1789. folgende Frage zu beantworten: da das Flußwasser zu Batavia, weil es so langsam fließt und viele Unreinigkeiten enthält, an den dortigen ungesunden Luft Schuld ist; was giebt es für ein Mittel das Wasser schneller laufend zu machen, dadurch von Un-

reinigkeiten zu ſäubern, und Batavia eine reinere und geſundere Luft zu verſchaffen?„

3) „Wie weit kann man auf Senebiers und anderer bekannt gemachte Verſuche bey folgenden Fragen rechnen:„ „Unter welchen Umſtänden ſaugen die Pflanzen in ihrem natürlichen Zuſtande die atmoſphäriſche Luft ein? wie iſt dieſe atmoſphäriſche Luft beſchaffen? wie ſaugen die Pflanzen dieſe Luft ein? welche Veränderung leidet ſie in den Pflanzen? Unter welchen Umſtänden und auf welche Art geben die Pflanzen die Luft zurück, die ſie an ſich gezogen haben? und welchen Nutzen hat dieſe Reſpiration für die Vegetabilien?

4) Vor dem 1. Nov. 1790: „a) Eine Beſchreibung des zweckmäßigſten Appärats, um Verſuche über die verdickte Luft auf die bequemſte und ſicherſte Art zu machen. b) Eine Unterſuchung von der Wirkung (action) der verdickten Luft in verſchiedenen Fällen, unter andern beym thieriſchen Leben, Wachsthum der Pflanzen und Brennbarkeit verſchiedener Luftarten mit Hülfe dieſes Appärats. c) Eine Auseinanderſetzung der Folgen oder neuen Kenntniſſe, die ſich daraus herleiten laſſen.„

5) Vor dem 1. Nov. 1790. „Wie bekommen die Pflanzen ihre Nahrung? was iſt ihnen in dieſer Rückſicht vortheilhaft oder ſchädlich? und was ſollte

man hieraus in Rücksicht des bekannten, auf den Ackerbau besonders und den Anbau der Pflanzen im allgemeinen, für eine Folge ziehen?

6) Vor dem 1. Nov. 1790. müssen auch die Abhandlungen eingesandt werden, von welcher derjenigen der doppelte Werth der goldnen Medaille bestimmt ist, welche den Preis für die Beantwortung folgender Fragen erhält: 1) Wie weit kann man die natürliche Geschichte der Atmosphäre von Holland bestimmen, wenn man die meteorologischen Beobachtungen, welche zu Hvanenburg angestellt worden, (m. s. d. Vorr. zu T. XXII. des Mem. de la soc. de Harlem p. X.) mit denen an andern Orten vergleicht?

7) Aus dem Koopischen Kapital ist der Preis für die Beantwortung folgender Frage, worüber die Abhandlungen vor dem 1. Nov. 1791. eingesandt werden müssen, bestimmt: „Was enthalten die 7 Provinzen und Generalitätslande (pays associés) für Mineralien, deren weitere Untersuchung mit Grunde einigen Nutzen fürs Vaterland hoffen läßt? „man wünscht nicht bloße Nomenclatur, sondern Auseinandersetzung der Gründe zu diesen Hoffnungen.

8) Nachdem nunmehr die Abhandlung des seel. Hrn. Paul Friß als Beantwortung der vorgelegten

Frage

Frage „über die Ungleichheit der Bewegung der Jupitenstrabanten gedruckt worden, wiederholt die Akademie ihr Urtheil, daß der Verf. nichts oder sehr wenig neues gesagt, und keineswegs den Hauptgegenstand der vorgelegten Frage erörtert habe. Sie erneuert also die Preisfrage und bestimmt demjenigen einen doppelten Preis, der das Fehlende ergänzt.

„Die Societät verlangt nicht sowohl, daß man sich allein mit der Theorie, die sich aus dem Gesetz der Attraction herleiten läßt, beschäftige, sondern vielmehr, und zwar vorzüglich, daß man Anwendungen und Vergleichungen der Theorie mit den Beobachtungen anstelle, um durch deren geringere oder mehrere Uebereinstimmung den Grad der Genauigkeit der Theorie zu beurtheilen. Der Hauptzweck dabey ist, durch Hülfe dieser Untersuchungen genauere Tafeln von der Bewegung der Jupitenstrabanten zu erhalten, als man bis dahin gehabt hat; diese Tafeln mögen nun blos nach der Theorie der Attraction, oder, wenn diese nicht zureicht, durch den Gebrauch der empirischen Aequationen, die aus den Beobachtungen genommen worden, verfertigt seyn. Und da die Beobachtungen des dritten und vierten Trabanten weniger genau und seltner sind, als die von den beyden andern, so wird die Societät sich damit begnügen, wenn der Verf. in Rück-

ſicht des erſten und zweyten Trabanten, deren Beobachtungen den größten Einfluß auf Schiffarth und Erdbeſchreibung haben, die Forderung befriedigt.

Die Societät wird es gern ſehen, wenn die Verfaſſer ihre Abhandlungen ſo kurz als möglich, mit Weglaſſung alles deſſen, was nicht zur Frage gehört, liefern.

Die Verfaſſer dürfen die Abhandlungen ſo, wie die Aufſchriften der Zeddel nicht mit eigner Hand, noch Beyſetzung des Namens oder der Wohnung ſchreiben, ſondern mit einer Deviſe und einen verſiegelten Billet, franz. holländ. oder lateiniſch geſchrieben, und an Herrn ꝛc. C. C. H. van der Aa, Secretair der Societät, adreſſirt ſeyn.

Der Preis bey jeder Abhandlung, die die Fragen am beſten beantwortet, iſt (diejenigen ausgenommen, wofür man doppelten Preis angeboten) eine goldne Medaille mit dem gewöhnlichen Stempel der Geſellſchaft geprägt, an deſſen Rande der Name des Verfaſſers mit dem Jahre, wo er den Preis erhalten, zu ſtehen kömmt. Doch dürfen diejenigen, welche den Preis oder das Acceſſit erhalten, ihre Abhandlungen nicht ganz oder zum Theil, oder beſonders, oder in andern Werken, ohne beſondere Erlaubniß der Societät abdrucken laſſen.

Auch

Auch andere Abhandlungen oder Nachrichten, können der Gesellschaft nach den eben berührten Vorschriften unter der Adresse eines ihrer Direktoren oder des Secretärs der Societät zugesandt werden.

Ferner können auch die Mitglieder der Societät dieß vorausgesetzt, Abhandlungen über die vorgelegten Fragen einsenden.

Drey Commissarien werden ernannt, ihre Meynungen über die eingelaufenen Abhandlungen zu sagen, und wo möglich von verschiedenen Orten. Sie dürfen sie nur dem Sekretär sagen.

Der Präsident und Sekretär mit Zuziehung zweyer Direktoren erwählen die Commissarien, die ihre Meynungen der Akademie vorlesen, ohne daß jedoch ihre Namen gedruckt werden.

Anzeige neuer Schriften und Auszüge.

Göttingen. Joh. Friedr. Blumenbach, Prof. zu Gött. und Kön. Grosbritt. Hofrath, über den Bildungstrieb. Bey J. Ch. Dietrich 1789.

Dieſes iſt zwar nicht die erſte Schrift, welche der Hr. V. über dieſe von ihm gemachte merkwürdige und den Schlüſſel zu ſo unzähligen in der Naturgeſchichte und Phyſiologie vorkommenden Erſcheinungen enthaltende Entdeckung, herausgegeben hat, allein wir haben doch in dieſem Magazin noch nichts davon erwähnt, weil es uns Anfangs ſchien, als ob dieſer Gegenſtand blos auf Phyſiologie Beziehung habe. Die Geſchichte der Erfindung iſt kürzlich folgende: Die Erfahrungen und Beobachtungen welche Haller, Spallanzani ꝛc. zur Vertheidigung der Evolutionstheorie beym Zeugungsgeſchäfte aufſtellten, bewog auch Hrn. B. derſelben beyzupflichten, allein der unerwartete Erfolg eines kleinen Verſuchs, den er ganz in der Abſicht angeſtellt hatte, um die Richtigkeit jener Evolutionstheorie und den

Un;

Ungrund der Epigeneſe oder allmählichen Bildung zu erweiſen, brachte ihn bald auf einen andern Weg. Eine Art grüner Armpolypen aus einem Mühlbache, die ſich durch einen langgeſtreckten ſpindelförmigen Körper und kurze, meiſt ſteife Arme von der gemeinen grünen Gattung auszeichneten, ſollte ihn zu den bekannten Reproduktionsverſuchen dienen. Theils das warme trockne Sommerwetter, noch mehr aber die dauerhafte Konſtitution dieſer Polypen begünſtigten die Verſuche ſo, daß die Wiederersetzung gleichſam zuſehends von ſtatten zu gehen ſchien; ſchon den zweyten, dritten Tag waren den verſtümmelten Thieren wieder Arme, Schwänze ꝛc. angewachſen, nur ließ ſich immer ſehr deutlich bemerken, daß die neuergänzten Polypen bey allem reichlichen Futter, doch weit kleiner, als vorher waren, und ein verſtümmelter Rumpf, ſo wie er die verlornen Theile wieder hervortrieb, recht ſichtlich einzukriechen und kürzer und dünner zu werden ſchien ꝛc. Einige Zeit nachher mußte der V. einen Menſchen beſuchen, der lange am Winddorn krank gelegen hatte; der Schade war über dem Knie und offen, und auch die weichen Theile waren zu einer tiefen Grube ausgeeitert. Bey erfolgender Beſſerung ward die Lücke im Fleiſch allgemach wieder mit plaſtiſcher Lymphe zur Narbe angefüllt, aber im gleichen Maaße ſenkte ſich auch das

benachs

hinwegbörte gesunde Fleisch nieder, schien gleichsam zu schwinden, so daß endlich die Narbe in der Grube, und das Fleisch am Rande derselben wieder fast gleich standen, und jene nur noch eine breite aber ziemlich flache Vertiefung machten; also mutatis mutandis der gleiche Fall, wie bey den grünen Armpolypen. Dann W. wandte seit der Zeit einen grossen Theil seiner Musse auf die weitere Prüfung und Untersuchung dieser Erfahrungen, und das Resultat derselben führte ihn am Ende zu der Ueberzeugung: daß keine präformirten Keime existiren, sondern daß es dem vorher rohen und ungebildeten Zeugungsstoff der organisirten Körper, nachdem er zu seiner Reife und an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, ein besonderer, dann Lebenslang thätiger Trieb rege werd, jenen Körpern Anfangs ihre bestimmte Gestalt zu geben, und dann lebenslang zu erhalten, und wenn sie je etwa verstümmelt worden, wo möglich wieder herzustellen. — Ein Trieb; der folglich zu den Lebenskräften gehört, der aber eben so deutlich von den übrigen Arten der Lebenskraft der organisirten Körper (der Kontraktilität, Irritabilität, Sensilität ꝛc.) als von den allgemeinen physischen Kräften der Körper überhaupt verschieden ist; der die erste wichtigste Kraft zu aller Zeugung, Ernährung und Reproduktion zu seyn scheint, und den man, um ihn von andern Lebenskräften zu unterscheiden, mit dem Namen des Bildungs-

bungstriebes (nisus formativus) bezeichnen kann. Daß dieses Wort so wie die Wörter Attraktion, Schwere ꝛc. blos eine Kraft bezeichne, deren constante Wirkung aus der Erfahrung erkannt worden, und daß es ganz etwas anders, als die vis plastica der Alten, und die vis essentialis des Petersburgischen Wolfs bedeute, wird zugleich mit bemerkt, und dieß macht nebst einer Einleitung, welche die verschiedenen Theorien über das Zeugungsgeschäfte kürzlich berührt, und ihre Unzulässigkeit bemerklich macht, den Inhalt des ersten Abschnittes aus. Im zweyten prüft Hr. Bl. die Hauptgründe für die vorgegebne Präexistenz des präformirten Keims im weiblichen Eye, und stellt Gegengründe zu ihrer Widerlegung auf. Im Jahr 1758. wollte der seel. Haller gefunden haben, daß die Haut des Dotters im bebrüteten Eye mit den Häuten des daran hängenden Küchelchens und die Blutgefäße des letztern eben so mit den Adern der sogenannten figurâ venosâ des Dotters kontinuirten. Da nun der Dotter mit seiner Haut schon im Eyerstocke der unbefruchteten Henne präexistirt hat, so schloß Haller, daß wahrscheinlich auch eben dieß mit dem, obgleich unsichtbar, damit kontinuirenden Küchelchen, der Fall seyn müsse. Was Haller noch halb problematisch geäußert hatte, behauptete Bonnet bald nachher mit völliger Gewißheit. Hiebey bemerkt nun Hr. B., daß jene Kontinuation überhaupt noch zweifelhaft

sey, aber, wann sie auch zugegeben werde, so folge doch daraus noch bey weitem nicht, daß diese Häute und Gefäße deshalb auch von je her zusammen koexistirt haben müßten. Dieser Einwand wird durch die Betrachtung der Schlafäpfel an den wilden Rosenstöcken und den neuerzeugten Häuten entzündet gewesenen Eingeweiden ꝛc. unterstützt. Auch das was man für die Evolutionstheorie aus dem Froschlaich hat aufstellen wollen, entkräftet Hr. B., und die angeblichen Thatsachen für diese Theorie werden durch gegentheilige eben so triftige Thatsachen völlig aufgewogen; diese Episode ist besonders lustig zu lesen. Wo der V. wieder ernsthaft wird, setzt er den Vertheidigern der Evolutionshypothese noch die durchgehends bestätigte Erfahrung entgegen, daß sich, auch dem bewaffnetesten Auge immer erst eine ziemliche lange Zeit nach der Befruchtung die erste Spur des neuerzeugten Geschöpfs zeigt; so zeigt sich, vor der dritten Woche der Schwangerschaft keine deutliche Menschengestalt im Embryo; beym Hünerey nicht vor Ende des zweyten Tages eine deutliche Spur des Kütchelchens. Ferner die unzähligen Fälle von Entstehung und Ausbildung ganz zufälligerweise neuerzeugter, im natürlichen Bau gar nicht existirender organischer Theile, wovon verschiedene treffende Beyspiele angeführt werden. Endlich widersprechen auch selbst die Erscheinungen bey Zeugung der Bastarde allen Begriffen

sen

sum von Präexistenz eines präformirten Keims, wie ein entscheidender Versuch von Kölreuter mit der Nicotiana rustica, die durch wiederholte Erzeugung fruchtbarer Bastardpflanzen endlich ganz in die Nic. paniculata umgewandelt worden, solches offenbar an den Tag legt. Im 3. Abschn. stellt der V. noch einige Erfahrungen zum Beweis seines Bildungstriebes und zu nähorer Bestimmung einiger Gesetze desselben auf. Dahin gehören die unverkennbaren Spuren von bildenden Kräften im unorganischen Reiche, z. B. beym gediegenen Farrenkrautsilber; dem moosförmigen Stückmessing ꝛc., wo indeß der Bildungstrieb so wie dieß Wort hier genommen ward, als eine Lebenskraft, nicht denkbar ist. Ein Beyspiel aus dem Gewächsreiche giebt die so überaus einfache Fortpflanzungsweise der Brunnenconferve, die blos dadurch erfolgt, daß die Spitzen ihrer Fäden zu kleinen Knöpfchen anschwellen, die sich zuletzt von den Fäden trennen, neue Spitzen austreiben, und bald zu einem neuen vollständigen Wasserfaden auswachsen, und bey dem allen doch nicht die mindeste Spur irgend eines solchen als Keim eingewickelten Fadens, zeigen. Ganz dasselbe in seiner Art, hat Hr. B. auch an den grünen Armpolypen wahrgenommen. Den Gang, welchen die Natur bey diesem und dem vorigen Produkt, während der Beobachtung nahm, ist so detaillirt und genau erzählt, daß man die Sachen selbst vor Augen zu haben glaubt.

Beym bebrüteten Eye läßt die Beobachtung so mancher im unbebrüteten Eye noch gar nicht existirenden Theile ꝛc. den Leser kaum noch im Zweifel, welcher von beyden Theorien er beytreten will, zumal wenn man noch dazu nimmt, welch ein großes Uebergewicht der Bildungstrieb über die Evolutionshypothese durch die Phänomene der Reproduction erhält. Reproduction ist nichts als eine partielle Wiederholung der Generation; und bey ihr ist es ganz in die Augen springend, daß nicht entwickelte Keime, sondern reger Bildungstrieb wirksam sey; so z. B. beym mehrerwähnten Armpolypen, wo allemal anfangs das kürzlich verstümmelte Thier fast im gleichen Maaße um etwas kleiner ward, so wie es seinen neuen Arm, oder seinen neuen Hinterleib hervortrieb, wo also der Bildungstrieb so auffallend wirksam war, daß er die neuen Theile nicht einmal aus neuen Stoff, den das Thier etwa durch zu sich genommene Nahrungsmittel in den Leib geschaft, sondern von den zum übrigen Körper selbst gehörigen, herstellte. Ferner bey dem bekannten Versuche, wo man zwey halbe Polypen verschiedener Art im Boden eines Spitzglases an einander bringt, und sie da zusammen heilen; bey dem eben so bekannten Versuche, wo man einen Armpolypen der Länge nach aufschneidet und seinen Körper zu einem flachen Streifchen Gallerte macht, und wo er dann in kurzer Zeit wieder eine neue Bauchhöhle,

und nur ihre feine angestammte Gestalt wieder erhält. Auch bey den warmblütigen Thieren ist dieß z. B. da wo bisweilen an verstümmelten Fingern die Nägel wieder ersetzt, oder wie bey dem Hasen dem Morand beschrieben, sogar ganze Gliedmaßen tauglicher qualität wieder aus dem Körper hervorgetrieben werden, ebenfalls einleuchtend. Gegen das Ende der Schrift stellt der Hr. V. noch einige Gesetze des Bildungstriebes oder simple Resultate aus mehrern ungezweifelten Erfahrungen, auf: I. die Stärke des Bildungstriebes steht mit dem zunehmenden Alter der organisirten Körper in umgekehrtem Verhältniß. II. Wiederum ist dieser frühe Bildungstrieb doch bey den neu empfangenen Säugthieren noch ungleich stärker, als bey dem bebrüteten Küchelchen im Eye; beym Hähnchen z. B. zeigt sich die allererste Spur der neugebildeten Rippen erst in der 192. Stunde des Bebrütens, und dieser Termin fällt mit der 16. Woche der menschlichen Schwangerschaft zusammen; allein Hr. V. besitzt selbst menschliche Embryonen, die nicht viel größer als eine gemeine Ameise, folglich höchstens in die 5te Woche nach der Empfängniß zu setzen sind, und bey welchen sich dennoch die knorpliche Grundlage der bogenförmigen scharf ausgewirkten Rippen, aufs allerdeutlichste erkennen läßt. III. Aber auch bey Formation der einzelnen Theile des organisirten Körpers, ist der Bildungstrieb bey manchen derselben

von einer festern, bestimmtern Wirksamkeit, als bey andern. IV. Unter die mancherley Abweichungen des Bildungstriebes von seiner bestimmten Richtung, gehört vorzüglich diejenige, wenn er bey Bildung der einen Art organischer Körper, die für eine andere Art derselben bestimmte Richtung annimmt. V. Eine andere eben so merkwürdige Abweichung des Bildungstriebes ist, wenn bey Ausbildung der Sexualorgane, die bey einem Geschlecht mehr oder weniger von der Gestaltung des andern annehmen. VI. Wenn aber endlich der Bildungstrieb nicht blos, wie in den vorigen Fällen, eine fremdartige, sondern eine völlig widernatürliche Richtung befolgt, so entstehen eigentlich sogenannte Misgeburten. Der interessante Kommentar zu diesen Gesetzen, leidet keinen Auszug, und wir verweisen unsere Leser in Rücksicht desselben auf die Schrift selbst.

Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika durch G. H. Loskiel. Barby 1789. 783 S. in 8.

Wir heben aus diesem in vielseitiger Rücksicht ausnehmend interessantem und reichhaltigem Werke einige die Naturgeschichte von Nordamerika und seiner

seiner wilden Einwohner, besonders der Irokesen (oder sogenannten 6 Nationen) und Delawaren betreffende Anmerkungen aus.

Die Haut dieser Indianer hat eine röthlich braune, dem Kupfer ziemlich ähnliche Farbe, doch mit Unterschied. Einige sind so gelbbraun, daß sie den Mulatten nicht viel nachgeben; andre so hellbraun, daß man sie von bräunlichen Europäern nicht unterscheiden würde, wenn ihre Haare und Augen sie nicht kenntlich machten. Erstere sind kohlschwarz, stark, lang und grob, beynahe wie Pferdehaare. Im Alter werden sie weiß. Krause Haare sind selten.

Die Meynung einiger Schriftsteller, als wenn die Indianer, selbst in ihren reifsten Jahren, blos Haare auf dem Kopfe hätten, und alle übrige Theile des Körpers davon frey blieben, ist ungegründet. Sie sind darin von andern Menschen nicht verschieden. Weil sie aber den Auswuchs der Haare auf ihrem Körper für häßlich halten, so bringen sie es mit vieler Mühe dahin, daß fast keine Spur davon an ihnen zu sehen ist.

Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, und ihre Bildung ist mehrentheils angenehm. Ihre Wangenknochen stehen etwas hervor; doch bemerkt man dieses mehr bey dem weiblichen als männlichen Geschlechte.

In Ansehung der Leibeskräfte haben sie vor den Südamerikanern und den Bewohnern der Westindischen Inseln einen merklichen Vorzug. Die Schärfe ihres Geruchs, Gesichts und Gehörs, so wie die Stärke ihres Gedächtnisses, und die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft sind bekannt. Aber auch von ihren Scharfsinn und richtigen Urtheilskraft enthält das ganze Werk zahlreiche Beweise.

Die dortigen Bären, die im Frühjahre die Hauptjagd der Indianer ausmachen, klettern auf die höchsten Bäume, um Weintrauben, Castanien und Eicheln herunter zu holen. Auch lieben sie wie die in der alten Welt, den Honig, dessen Genuß ihr Fleisch ungemein saftig und wohlschmeckend macht. Sie gehen aber auch mit großer Gierde dem Fleische nach. Besonders sind die großen Bären vorzüglich gefräßig, und fallen im Irokesenlande, wo sie gemeiner sind, Weiber und Kinder, auch wehrlose Mannsleute an. Diejenigen so Junge haben, verlassen ihr Winterlager nicht leicht vor dem May. Die übrigen hingegen gleich beym Eintritte des Frühlings.

Es giebt dort aber auch, wiewohl selten, eine Art schwarzer Bären, die viel größer als die gewöhnlichen sind, an den Beinen viele, sonst aber am ganzen Leibe wenig Haare haben, und ganz glatt zu seyn scheinen. Die Indianer nennen einen solchen

Bär den Bärenkönig, weil ihm die andern Bären gern nachfolgen.

Die Bären nützen den Indianern durch ihr fast tiges wohlschmeckendes Fleisch und durch ihr Fett, das nur spät ranzigt wird. Auch die Europäer kaufen gern die Speckseiten der Bären und brauchen sie statt Butter und Oel zum Salat.

Die Nordamerikanischen Hirsche sind vom May bis im September roth, dann fallen die rothen Haare ab, dagegen bekommen sie graue und sehr dichte zum Winterpelz. Selten sieht man dort auch einen weißen Hirsch, der aber doch im Sommer etliche rothe und im Winter graue Flecken hat. Die Indianer halten ihn für den König der Hirsche zu dem sich die andern hinziehen und ihm nachfolgen.

Im Frühjahre 1765. wurden bey Wajonick in der Susquehama 70. bis 80 Meilen von der See 2 Seehunde (phoca vitulina) von den Indianern geschossen. Ihr Erstaunen über diese ihnen ganz unbekannten Thiere war überaus groß. Endlich hielten sie Rath, was sie damit machen, und ob sie sie essen sollten oder nicht? Ein alter Indianer that den Ausspruch, weil Gott ihnen diese Thiere zugeschickt habe, so müßten sie auch eßbar seyn. Sie gaben ihm Beyfall und fanden das Fleisch schmackhaft.

Die wilden Tauben (columba migratoria) sind aschfarbig: Das Männlein unterscheidet sich durch eine rothe Brust. Manches Jahr kommen sie in die dortigen Gegenden in solcher Menge, daß sie die Luft verfinstern. Wo sich ihr Schwarm niederläßt, richten sie, eben wie die Heuschrecken, unter den Bäumen und Früchten eine schreckliche Verwüstung an. Dabey machen sie einen solchen Lerm, daß Menschen selbst einander weder hören noch verstehen können. Zumal waren sie i. J. 1778. in unsäglicher Menge. Die Indianer schlugen sie des Nachts mit Stöcken todt, und trugen täglich viele Ladungen nach Hause. Diese Taubenjagd ist ihnen sehr angenehm und zugleich sehr einträglich. Der Indianer schießt deren wohl 30 mit einem Schuß vom Baume herunter. Bisweilen gehen mehrere Indianer zugleich auf ihren Fang gegen die Nacht mit Stroh- oder Holzfackeln aus, die sie aber erst anzünden, wenn sie mitten unter den Tauben sind, davon werden die Tauben geblendet und von den Indianern mit Stöcken todtgeschlagen. Auf einer solchen Jagd bekam eine nicht zahlreiche Gesellschaft von Indianern, in einer Nacht über 18000 Stücke. Ihr Fleisch ist schmackhaft und wird von den Indianern frisch oder geräuchert und getrocknet gegessen. Wenn die Irokesen merken, daß die jungen Tauben flück sind, so hauen sie die Bäume um, auf welchen ihre Nester sich befinden,

und

und treffen oft auf einem Baum wohl 100 Paar junge Tauben an.

Auf ihrer Pilgerfahrt von Friedenshütten nach dem Ohio trafen die Brüder eine ihnen bis daher unbekannte Sorte Schildkröten an, welche die Größe einer Gans, einen langen Hals, einen spitzigen Kopf und Taubenaugen hatten; die Schaale war nur oben auf dem Rücken und unten in der Mitte des Bauches hart, rings herum aber weich wie Leder, und leberfarbig.

Die Klapperschlangen finden sich nirgend in größerer Menge als auf den Inseln des Sees Erie. Ihr Biß verursacht gleich einen fieberhaften Frost, und bey der Wunde entsteht eine Geschwulst, die sich allmählig über den ganzen Körper verbreitet. In heißen Sommertagen ist ihr Biß oft auf der Stelle tödtlich; die Indianer sind mit den Mitteln gegen seine Wirkungen so bekannt, daß man wenige Exempel hat, daß einer an den Folgen des Klapperschlangenbisses gestorben sey. Ein gebissenes Stück Vieh kann in 24 Stunden außer Gefahr seyn, wenn die rechten Mittel gebraucht werden. Außerdem ist sein Tod unvermeidlich. Nur den Schweinen können diese Schlangen nicht schaden, und werden bekanntlich häufig von ihnen gefressen.

Eine ganz kleine Art Klapperschlangen, die kaum einen Schuh lang sind, haben die Missionarien am Muskingum angetroffen.

Die Indianer verstehen sich ganz vorzüglich auf die Cur der Schlangenbisse, und haben gegen den Biß einer jeden giftigen Schlangenart eine besondere Arzeney. Z. B. den Klapperschlangen wegen Rich (polygala senega) dessen Saft sich gegen den Biß der Klapperschlangen ungemein wirksam bewiesen. Dieses Mittel hat Gott reichlich verliehen, indem es überall, wo dergleichen Schlangen sich aufhalten, häufig gefunden wird. Es ist merkwürdig, daß gerade um die Zeit, da der Biß dieser Thiere am gefährlichsten ist, auch dieses Kraut seine größte Vollkommenheit erreicht hat. Die Indianer sind von der untrüglichen Kraft dieses Gegengiftes so überzeugt, daß manches sich für etwas Geringfügiges von der Klapperschlange beißen läßt. Man kaut die Blätter, legt sie sogleich auf die Wunde, und läßt dem Kranken etwas von dem Saft, oder auch Fett oder Butter innerlich nehmen; bey entstehendem Durst aber versagt man ihm alles Trinken. Die gekaute Schlangenwurzel (Aristolochia serpentaria) ist ebenfalls zum Auflegen dienlich. Ein Decoct von den Knospen oder der Rinde der weißen Asche (Fraxinus carolin.) innerlich gebraucht, soll gleichfalls die schädlichen Wirkungen

dieses

dieses Giftes verhindern. Salz ist ein neu entdecktes Mittel. Legt man es gleich auf die Wunde oder wäscht sie mit der Sohle aus, so soll keine Gefahr weiter zu befürchten seyn. Wer durch diese Mittel gerettet worden, pflegt doch jährlich einmal eine kleine Anwandlung von den fürchterlichen Zufällen zu haben, die er empfand als er gebissen wurde.

Den Zitteraal (Gymnotus electricus) kann man mit seidenen Netzen oder Angelschnüren sicher fangen. Kein anderer Fisch kommt ihm gern nahe; nur einige Gattungen Krebse können dieses ohne Schaden thun.

Eben auf der gedachten Emigration von Feldenshürten wurden die Reisenden und ihr Vieh von nämlich in den Wäldern von den kleinen Fliegen sehr geplagt, die von den Indianern Ponks genannt werden, welches so viel heißt, als lebendiger Staub und Asche, weil sie so sehr klein sind, daß man sie kaum sehen kann, und wo sie beißen, da brennts wie glühende Asche. Sobald daher Feuer angemacht ward, drang das Vieh mit Ungestüm darauf zu, um sich im Rauch vor diesem Ungeziefer zu retten, welches auch die Wanderer im Essen und im Schlafe störte. Nirgends war diese Plage ärger als in einer Gegend, deren Indianischer Name sagen will, es hält sich niemand gern daselbst auf.

Die Heuschrecken, die zuweilen Schauren weis die Bäume bedecken und kahl machen, werden von den Indianern gegessen.

Weinstöcke sind sehr häufig, und werden in den niedrigen Gegenden ungemein dik und lang. Oft sieht man Ranken die sich um die höchsten Bäume bis zum Gipfel geschlungen haben, und von da wieder herunterlaufen, und mit ihren Spitzen auf der Erde liegen. Ihre Trauben sind aber ziemlich sauer. Auf dem hohen Lande bleiben die Ranken dünne und klein, weil sie oftmals vom Buschfeuer angegriffen werden; aber die Trauben sind eßbarer, und es läßt sich Wein daraus bereiten. Die Bären besuchen die Weinstöcke gar fleißig, und wissen sich immer die besten Trauben auszusuchen.

Angenehmer als alle Fruchtbäume ist den Indianern der Ahornbaum, (acer saccharinum) aus dessen Saft sie ihren Zucker bereiten. Es giebt deren zwey Arten: Die harte und die weiche. Der Saft des harten Ahorns ist vorzüglich süß. Sein Holz hat schöne Adern und wird zu Schreinerarbeit gebraucht. Um der Härte des Holzes willen, heißt er bey den Delewaren Steinbaum, bey den Irokesen Zuckerbaum. Im Frühjahr wird der Ahorn, wie die Birke, voller Saft. Alsdann nimmt das Zuckerkochen gewöhnlich seinen Anfang, wiewohl

ob am Mutterbaum auch im Herbst und selbst im Winter, bey gelinder Witterung, bisweilen im Nothfall, geschieht. In den Ahornbaum wird schräg herunterwärts eine Raube gehauen, welche während der Flußzeit zwey bis dreymal wieder aufgefrischt werden muß, und am untern Ende derselben ein 3 bis 4 Finger breiter dünner Keil eingeschlagen, oder ein Trichter von Baumrinde eingepaßt, worauf der Saft in die untergesetzten hölzernen Tröge oder Schüsseln fließt. Am häufigsten fließt der Saft, wenn es des Nachts friert oder reift, und am Tage die Sonne scheint. In der Nacht hört der Ausfluß gemeiniglich auf, auch wenn warmes oder Regenwetter einfällt, oder es nur ein paar Nächte nicht friert. Je nachdem die Witterung günstig ist, währt die Flußzeit einen oder zwey Monate. Gegen das Ende dieser Zeit pflegte den Saft ein oder zweymal sehr stark und zwar Tag und Nacht zu laufen. Was nachher noch kommt, ist nicht mehr so gut, und wird gewöhnlich zu Syrup verkocht. Der Saft wird ohne einigen Zusatz in messingenen Kesseln bey gelinder Feuer Anfangs bis zur Honigdicke eingekocht, dann in hölzerne flache Gefäße gethan, und darinn gerührt bis er kalt ist, wodurch dieser Zucker so fein und körnicht wird, als der Westindische. In Ermangelung solcher Geschirre, lassen sie den eingekochten Saft in den Kesseln abkühlen, und machen Kuchen oder Brode daraus, die

die nach dem Erkalten sehr hart werden. Dieser Zucker, den die Indianer theils zu Bereitung ihrer Speisen anwenden, theils wie Brod essen, ist gesünder und süßer als der sogenannte Thomaszucker. In einem Kessel von 60 bis 70 Dresdner Kannen, nebst ein paar kleinen zum Auffüllen, können in einem Frühjahr leicht ein paar hundert Pfund Zucker und über das eine beträchtliche Menge Syrup gesotten werden. An Saft fehlt es ihnen nicht leicht, da die Ahornbäume ausnehmend reich daran sind. Man hat Exempel, daß ein einiger Baum mehr als 360 Kannen guten Zuckersaft, und hernach wohl noch eben so viel Syrupwasser gegeben hat. Zu einem Pfunde Zucker werden 35 bis 40 Kannen Saft erfordert; folglich kann man aus einem solchen Baum 7 bis 8 Pfund Zucker und noch viel Syrup erhalten. Gewöhnlich kann ein Baum 8 bis 9 Jahre benutzt werden, und giebt noch Saft, wenn er auch ringsherum zerhackt ist.

Sehr angenehm ist den Indianern ein Trank, der aus getrockneten Heidelbeeren mit Zucker und Wasser bereitet wird.

Der Indianer hat gern einen schönen Pfeifenkopf, am liebsten von rothem Marmor. Dergleichen trift man aber gemeiniglich nur bey den Oberhäuptern und Hauptleuten an, weil diese Art Marmor, die vom Mississippi hergebracht wird, etwas

selten

schon ist. Mehrere sind die welche insgemein aus von Rothstein verfertigt sind, welcher von den Indianern die am Marmorflusse auf der Westseite des Missisipi wohnen, und ihn daselbst aus einem Berge ziehen, mehrmal zum Verkauf gebracht wird.

Auch ein gewisser schwarzer Stein der sich schneiden und leicht bearbeiten läßt, ist eben deshalb für die Indianer von besonderm Werth, weil sie daraus Tobackspfeifen machen. Sie werden zumal den Delawaren häufig von den Cherokesen zugeführt.

Am Ohio und am Muskingum sind mehrere reichhaltige Salzquellen, gemeiniglich am Ufer eines Baches, oder auch wohl mitten in demselben auf einer Sandbank. Die Indianer aber benutzen sie aus Trägheit nicht, sondern kaufen das Salz um einen hohen Preis von den Europäern.

Man trift auch am Ohio eine große Salzlecke an, welcher die Büffel u. a. wilde Thiere stark nachzugehen pflegen.

Salpeter wird häufig gefunden und soll vorzüglich gut seyn.

Ueberall findet man auch in dortigen Gegenden Steinkohlen, doch werden sie von den Indianern nicht

nicht geachtet, weil es ihnen an Holz nicht mangelt.

Im Lande der Delawaren sowohl als der Iroksesen, finden sich verschiedene Quellen von Bergöl (petroleum). Sie sind sowohl in fliessenden als in stehenden Wassern. Selbst im Ohio haben einige Missionarien 2 dergleichen entdeckt. Sie sind leicht auszufinden, ihr starker Geruch verräth sie. Selbst das in Flüssen und Bächen kann man in einer Entfernung von 4 bis 500 Schritten riechen. Von Steinkohlen scheint es nicht herzukommen: denn wo Bergölquellen sind, hat man noch keine Spur von Steinkohlen wahrgenommen, und in der Gegend, wo es Steinkohlen die Menge giebt, wie z. B. am Muskingum, sind keine Oelquellen zu finden. Die Farbe des Oels ist braun. Die Indias nur brauchen es äusserlich als ein wichtiges Heilmittel in schmerzhaften Krankheiten, und lassen sich von den Europäern die Kanne manchmal mit 4 Guineen bezahlen.

Viele kleine Inseln im Obersee (Lacus superior) sind mit Kupfererze wie bedeckt. An andern Orten zeigen sich auch Adern von gediegenem Kupfer.

Das Pensylvanische Eisen wird zum Schiffbau für besser gehalten, als das Europäische, weil es

vom

vom salzichten Seewasser nicht sobald angegriffen wird.

Kurze vermischte Nachrichten.

Der Herr geheime Finanzrath Gerhard hat in der Monatsschrift der Akademie der Künste und mechan. Wissens. zu Berlin May 1788., eine Abhandlung unter dem Titel einrücken lassen: Versuche über die Kunst der Alten zwey Arten von Glas zum Behuf der erhabnen Arbeit auf einander zu setzen. In derselben sagt er unter andern: „Es kommt also bey dieser ganzen Sache zuförderst darauf an, daß man sich ein reines Basaltglas verschaffe, welches durch die bloße Einschmelzung dieser Steinart in festgeschlossenen Gefäßen geschieht. Ist der Basalt sehr eisenhaltig, so setzt sich oben eine braune oder gelbe Haut, welche abgeschlagen, und das Glas nochmals eingeschmolzen werden muß. Hiernächst macht man eine Mischung von 1 Theilen von Eisenthaltigen reinen Fluß, und 3 Theilen Gipsspath und läßt selbige in einem Tiegel einschmelzen, gießt sie in einen steinernen Mörsel aus, und reibt sie zu dem feinsten Pulver. Wenn nun aus dem reinen Basaltglase entweder Tafeln gegossen, oder Gefäße ge-

blasen worden, so trägt man auf dieselben das Pulver des weissen Glases wie eine Emaille auf, setzt das Stück unter die Muffel, läßt es in verschlossenen Kapseln schmelzen, nimmt es sodann, wenn das schmelzende Glas keine Blasen mehr wirft, aus dem Ofen und läßt alles nach und nach erkalten.

Auch Tafeln von geschnittenen Basalt bestrich Hr. G. mit dem Schmelzglase und erhielt durch das Zusammenschmelzen eine vollkommene Verbindung beyder Substanzen; je dichter und härter der Basalt ist, und je weniger Schörlkörner sich in seiner Mischung befinden, desto tauglicher ist er. Noch inniger und fester ward diese Verbindung, wenn das weiße Schmelzglas auf den rothen Speckstein aus China, und den weissen aus Bayreuth, aufgesetzt war, welche so stark gebrannt wurden, daß sie mit dem Stahl Feuer schlugen. Beyde brennen sich, wenn sie rein von Eisentheilen sind, so weiß, wie Porcellan, sonst werden sie gelblich, nehmen aber allemal eine schöne Politur an. Vielleicht würde man das weisse Glas auch auf eine Porcellanmasse aufsetzen können, allein die Farben, die ihm da gegeben werden müssen, lassen Hrn. G. Schwierigkeiten befürchten; wenigstens gab ihm eine Versetzung mit Kobold, Eisen und Braunstein allemal nur ein schmutziges Grau. Wollte man indeß das Schmelzglas noch ein wenig härter haben, so könn-

vielleicht ein kleiner Zusatz von sehr reinem Bleyglase und eine sehr langsame Abkühlung desselben diese Absicht befördern.

Herr Professor Gadolin sucht aus bekannten Thatsachen durch Schlüsse zu beweisen, daß das brennbare Wesen bey dem Brennen inflammabler Körper sich mit der Hitze, die er als einen Bestandtheil der Lebensluft ansieht, zu Wärme, strahlender Hitze, und vornämlich zu Licht, verbinde. Das Letztere schließt er aus der Aehnlichkeit in den Wirkungen zwischen Luft und brennbarem Wesen; es sey nichts als Licht in gebundenen Zustande; noch kein einziger Versuch habe seine Gegenwart in der Lebensluft bewiesen. Den elektrischen Funken sieht Hr. G. als beynahe reines brennbares Wesen an, das er für ein Element, und für verschieden von der brennbaren Luft hält. Mehreres hierüber s. Hahn in Crells chemischen Annalen Jahrg. 1788.

Der durch die Entdeckung so vieler Kometen berühmte Hr. Messier, hat am 26. Nov. 1788. abermals einen auf der hintern Klaue des großen Bären gefunden; sein Schweif hatte eine Länge von 2 bis 3 Graden, war aber nicht mit bloßen Augen

zu erkennen. Um 3 Uhr Morgens war seine gerade Aufsteigung 167 Gr. und seine Abweichung 48 Gr. Man findet ihn in der Verlängerung der beyden, von dem Viereck des großen Bären liegenden Sterne, oder in der Linie, die auf der andern Seite nach dem Polarsterne zugeht. Journ. de Paris no. 334. 1788.

Ein reisender Engländer hat in dem harten Winter 1788-89. verschiedene Bemerkungen über die Abwechselungen des Klima am Aetna gemacht. Während der Zeit, daß ganz Europa eine ausserordentliche Kälte empfand, und selbst der mittägliche Theil von Sicilien sehr darunter litt, hat der Reisende in diesem abwechselnden Klima fast das Gegentheil davon bemerkt, so daß die Gegenden, wo man Kälte spürte, auf seinem Thermometer beträchtliche Wärme zeigten, und so hinwiederum. Man weiß nicht, daß je eine ähnliche Beobachtung gemacht worden. Der Vulkan gab indeß kein Zeichen einer besondern Erhitzung, und auch andere Physiker, die nachher den Vulkan bestiegen, haben auf ihm nur die gewöhnlichen Grade von Kälte und Wärme gefunden. Intell. Bl. d. A. L. Z. no. 44. 89.

Nach einer Anzeige der Göttinger gelehrten Zeitungen 88 St. 1789. hat der Herr Hofrath Käſtner der königl. Societät der Wiſſenſchaften am 9ten May deſſelben Jahres mehrere Prismen vorgelegt, zu denen das Glas aus unterſchiedenen Miſchungen beſteht. Sie ſind von dem herzogl. Braunſchweigiſchen Kommiſſar, Hrn. Amelung, auf der Spiegelfabrik zu Grünplan veranſtaltet worden. Die Abſicht war, wie man von ſelbſt errathen wird, Glasarten ausfindig zu machen, durch deren Verbindung die Farbenzerſtreuung aufgehoben wird. Es fanden ſich mehrere unter dieſen Prismen, die paarweiſe an einander gelegt, dieſes leiſteten. Auch der Herausgeber dieſes Magazins hat ein paar davon erhalten, die der Abſicht ſehr gut entſprechen. Es iſt alſo zu hoffen, daß bey mehrerer Vermannichfaltigung der Verſuche als bisher möglich geweſen, auch die Vollkommenheit dieſer Gläſer immer mehr zunehmen werde.

Herr le Fevre de Gineau, hat am 7. Jan. 88. im Collége Royal in Gegenwart des Hrn. Baron von Breteuil, einen feyerlichen Verſuch über die Verwandlung der Luftarten in Waſſer angeſtellt. Nach den Verſuchen der Hrn. Lavoiſier, Monge, de la Place und Meunier, hat man vielen Grund,

eine ſolche Verwandlung als möglich anzuſehen. Unter den verſchiedenen Gasarten, nimmt man auch ein ſogenanntes Gas hydrogène und gas oxigène an; dieſe beyden erhalten bey ihrer Verbindung die Eigenſchaft zu brennen, deßhalb gehört, zum Verſuch eine Lichtflamme, oder ein elektriſcher Funken. Dieſe Verbrennung ſondert nun die Feuermaterie, welche dieſe Gasarten in Expanſion erhielt, daß ſie als luftförmige Flüſſigkeiten erſcheinen, von einander ab, und verwandelt ſie in Waſſer, und dieß Waſſer kann hinwiederum in jene Gasarten verwandelt werden, wenn man ihnen den nöthigen Grad von Feuermaterie beymiſcht; dieß letztere geſchieht, indem man ſie durch weißglühende eiſerne Röhren gehen läßt. Ein ſehr kleiner Theil Waſſer giebt eine auſſerordentliche Menge Gas, und ſo gehört hinwiederum viel Gas dazu, um nur weniges Waſſer zu erhalten. Das Reſultat des obigen Verſuchs nun war, daß aus 37262 Cubikzoll gas oxigène, und 77511 gas hydrogène bey der Verbrennung 2 Pfund 3 Unzen Waſſer erzeugt wurden. Dieſe Quantität entſpricht den 133 Gran, welche die gebrauchten Gasarten wogen, ſehr gut. Das Waſſer hatte einen ſäuerlichen Geſchmack ꝛc. Journ. de Paris 1767. 88.

Der Herr Hofrath von Eckartshausen sagt in seiner Rede über das Verderbniß der Luft (München 1788. 4.) unter andern S. 75. ꝛc. „Um das Gleichgewicht des Luftzirkels zu erhalten, und zu verhindern, daß sich weder der eine Theil der Atmosphäre mit überflüssigen Phlogiston füllen könne, ꝛc. kam ein Professor in Turin auf den Einfall, große eiserne zugespitzte Stangen in die Erde zu stecken, und das Resultat seines Versuchs war, daß die untere Spitze das überflüßige Phlogiston zurück in die Erde, und die obere, das übrige Phlogiston nach dem Zirkel seines verhältnißmäßigen Wirkungskreises in die Luft zurückschickte. Diese Beobachtung nebst mehreren Versuchen mit metallenen Spitzen führte auch mich auf den Gedanken, daß Spitzen nothwendig dephlogistisiren; denn niemand ist im Stande, eine mit Spitzen umgebne Leidner Flasche zu laden ꝛc. Wenn ein Drat, der vorn und hinten zugespitzt ist, gegen eine Flamme gehalten wird, so wird er sich ganz schwach erhitzen. Das Phlogiston das durch die erste Spitze einströmt, strömt durch die zweyte wieder aus. Verbinder man aber die letztere Spitze mit einer Kugel, so wird sich diese Kugel viel eher erhitzen, weil der durch die Spitzen in die Kugel geleitete Wärmestoff keine Ableitung mehr hat, sich also dort sammlet, und das Gleichgewicht hebt. Wenn

man

man heißes Waſſer in eine Schüſſel ſchüttet, den Grad ſeiner Wärme mißt und viele Spitzen in die Schüſſel ſetzt, ſo wird man eine viel geſchwindere Erkältung des Waſſers wahrnehmen. Die Schnelligkeit der Verkaltung ſteigt nach der Art des Recipienten, dem die Spitzen den Wärmeſtoff zuführen. Die beſte Leitung giebt das Waſſer, beſonders das fließende ꝛc. Der Athem einer Katze, die ich in ein mittleres Confektglas ſetzte, verdarb in 30 Minuten die Luft ſo ſehr, daß ein Licht in derſelben verloſch. Ich ſteckte in das Glas unten einige Spitzen, verſicherte den Zugang der Luft durch eine Blaſe, und that abermals eine Katze unter das Glas. Nach 45 Minuten war die Luft noch nicht ſo phlogiſtiſirt, daß Lichter darinn auslöſchten, folglich leiteten die Spitzen das Phlogiſton ſchon ab. Ich wiederholte den Verſuch mit dem nämlichen Glaſe mit mehreren Spitzen, und nach 1 Stunde war die Luft noch nicht ſo verdorben, als ſie vorher nach 45 Minuten war. Aus Mangel eines Eudiometers konnte ich die Sache nicht genauer unterſuchen, wohl aber beobachtete ich, daß wenn man eine Maaßbouteille mit Luft anfüllt, die vom thieriſchen Athem verderbt iſt, und eine Spitze hineinleitet, in einer halben Stunde die Luft ſich ſo verbeſſert, daß Lichter wieder in ſelbiger brennen können ꝛc. . . . Ohne Zweifel ließ ſich da-

her

her schlüchen, daß auch mit allen Spitzen, wenn sie in engen Zimmern unterhalb der Fenster in Säulen und Krankenhäusern an den Wänden und Höhen; und in Krankenhäusern oberhalb der Krankenbetten geschickt angebracht, dann mit einander verbunden, und durch einen Konduktor, wo es seyn kann, in Bäche geleitet würden, großen Nutzen schaffen könnten: weil aber dieß nicht überall seyn kann, so wären Eisenstangen, deren eine Hälfte zugespitzt in die Säle, und die andere Hälfte durch das Dach in die Luft gingen, das beste Mittel die Luft rein zu erhalten, damit sich dieselbe nicht mit Phlogiston überladen, und folglich verderblich werden könnte.

Personen die sorgfältig darauf bedacht sind, bey Nachtzeit die freye Luft von ihren Schlafzimmern abzuhalten, werden mit Verwunderung folgende Anekdote lesen: Der Doktor Lyne, ein ehmals ziemlich angesehener Arzt in Irland, wollte nie ein Fenster mit Scheiben in seinem Hause leiden. In den letztern funfzig Jahren seines Lebens lag er in einem Zimmer, welches vier Fenster, zwey auf jeder Seite seines Bettes, hatte. Diese blieben alle, Winter und Sommer, ohne Glas und Scheiben, und in sehr langer Zeit starb niemand in dem

sem Hause. Auch Doktor Lyne selbst wurde weder vom Husten noch Schnupfen beschwert. Er starb endlich in seinem 85sten Jahre, nicht etwa an den Folgen seiner offnen Fenster, sondern an den Kinderblattern. Nach seinem Tode ließ sein Sohn die Fenster mit Scheiben versehen, und seit dieser Zeit bemerkte man, daß der Tod häufig in diesem Hause einsprach.

Von den glücklichen Geisteskräften der Neger liefert auch das Journal de Paris in no. 249. 1788. ein Beyspiel. Es befindet sich nämlich zu Philadelphia im Dienst der Mrß. Cope ein in Afrika gebohrner Neger, Namens Thomas Fuller, der nebst einem ausserordentlichen Gedächtniß, auch das Talent, schnell und genau zu rechnen, besitzt. Ein Reisender z. B. der ihn gern wollte kennen lernen, befragte ihn um die Anzahl von Sekunden, die ein Greis von 70 Jahren, einigen Monaten und Wochen gelebt hätte? Der Neger machte seine Rechnung, und beantwortete die ihm vorgelegte Frage binnen anderthalb Minuten. Der Reisende nahm hierauf die Feder und machte auch für sich die Rechnung, um die des Negers zu prüfen, und wie er fertig war, sagte er dem Neger, daß er

sich verrechnet und etwas zu viel herausgebracht hätte. Dieser aber antwortete: mein lieber Herr Rechenmeister, Sie haben sicher nicht daran gedacht, auch die Tage von den Schaltjahren mitzunehmen; und dieß war wirklich der Fall gewesen. Der Reisende nahm seine Rechnung noch einmal vor, und nun traf sie mit des Negers seiner vollkommen überein.

Der Herr D. Hermbstädt in Berlin hat kürzlich eine chemische Pensionsanstalt für Jünglinge die sich zu praktischen Chemikern bilden wollen, angekündigt. Der ausführlichere Plan davon steht im Int. Bl. der A. L. Z. no. 149. 1789, aus welchem wir das wesentlichste hier mittheilen. Bey den Kommittenten soll nebst der Bildung des Verstandes auch noch mit auf die Bildung des Herzens Rücksicht genommen werden. Bey dem zu ertheilenden wissenschaftlichen Unterrichte ist die Chemie ihrem ganzen Umfange nach in so weit sie mit andern Wissenschaften und Künsten in Beziehung steht, zum vorzüglichsten Grunde gewählt. Da aber diese Wissenschaft sich so weit erstreckt, daß sie ausser der Verbindung mit andern physikalischen Wissenschaften nicht gründlich studirt werden kann,

so ertheilt er ausser dem Unterrichte in der theoretischen und praktischen Chemie, welcher stets durch Experimente erläutert wird, auch noch besondern Unterricht in folgenden mit der Chemie in genauer Verbindung stehenden Wissenschaften, als:

a. Physik oder Naturlehre, mit den nöthigen Experimenten erläutert.

b. Mineralogie, durch Vorzeigung der hierzu nöthigen instruktiven Exemplare aus dem Mineralreiche erläutert.

c. Pharmacie, ausser dem theoretischen Vortrage dieser Wissenschaft, werden alle chemische Arzneymittel verfertigt, und die dabey vorkommenden Erscheinungen nach physisch chemischen Grundsätzen erläutert.

d. Materia medica, die dem Chemisten so wie dem Apotheker unentbehrlich ist.

e. Analytische Chemie: hierunter versteht er die besondere Anleitung noch unbekannte Körper chemisch zu analysiren; wobey zugleich die Probirkunst und metallurgische Chemie praktisch durchgearbeitet wird. Dieses ist die Beschäftigung seiner Kammerlingen in solchen Stunden, welche zum Unterricht frey sind. Sie haben dann ein eigenes mit den nö-

thigen Instrumenten und Materialien versehenes Laboratorium, und müssen eigentlich hierdey durch eigne unter seiner Aufsicht angestellte Untersuchungen sich im Beobachten und Analysiren üben.

Noch macht sich der Hr. D. anheischig, den ihm anvertrauten Jünglingen Gelegenheit zum Unterricht in andern Stuben durch besondere Lehrer zu verschaffen, auch sie in sein Haus und an seinen Tisch zu nehmen. Man wendet sich deswegen bey Meldung schriftlich an ihn, und kann zu jeder Zeit eintreten.

Der Herr Rathsadvokat Seiferheld in Düsseldorf hat nun auch die vor einigen Jahren von Monnet in Frankreich angestellten Versuche, durch die Elektricität Wassertropfen in Hagelkörner zu verwandeln, nachgemacht. Da auf solche Art diese Materie, welche Blitz und Donner verursacht, auch Hagel und Schloßen hervorbringt, so werden die Blitzableiter zugleich als Hagelverhüter angesehen werden können.

Todes-

Todesfälle.

Haag.

Am 8. April 1789. starb hier der berühmte Herr Petrus Camper, Professor der Arzneykunst zu Franecker. Er war ein Mitglied der Administration, und einer der sieben Deputirten des Staatsraths, auch Mitglied der Staaten der Provinz Friesland. Er war auch Mitglied mehrerer berühmter Akademien, wovon die zu Paris sein Brustbild in ihrem Saale aufgestellt hat. Seine großen Kenntnisse und seine Schriften, die zum Theil auch ins Deutsche übersetzt sind, sind bekannt genug. Sein Knochen- und Fossilienkabinet wird für das schönste und seltenste in ganz Europa gehalten.

Die Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften hat an dem jüngst zu Mühlbach in Siebenbürgen verstorbenen Obristlieutenant und K. K. Kämmerer, Johann Grafen von Sternberg, eines ihrer thä-

thätigen Mitglieder verlohren, nachdem sie kurz vor seinem Tode eine vorzügliche Abhandlung: Physikalisch-Oekonomische Topographie der Herrschaft Radnitz und des Guts Darowa, im Pilsner Kreise von ihm erhalten und vorgelesen hatte.

Im Aug. 1789, starb zu Wien der K. K. physikalisch-mechanischen Kunstkammer-Inspektor, Herr Knauß in einem Alter von 66 Jahren. Er war der Erfinder der selbst schreibenden Kunstmaschine, einer ausserordentlichen künstlichen Uhr und mancher andern künstlichen Sachen. Ausserdem hat er sich durch die Vorrede seines Buchs, welches er der heiligen Dreyfaltigkeit mit allen möglichen Titulaturen zugeeignet hat, bekannt gemacht. Er war aus dem Darmstädtischen gebürtig, und hat vor etlichen und 30 Jahren des Dienstes wegen die Religion geändert.

Am 29sten August 1789. starb zu Strasburg der durch eigne Ausarbeitungen und einige Uebersetzungen kleiner englischen Schriften bekannt gewordene Herr Carl de Loys, Herr von Chesseaux

ſam und Davoul. Sein neueſtes Produkt iſt: Abrégé chronologique pour ſervir à l'hiſtoire phyſique jusqu'à nos jours.

Am 14ten September 1789. ſtarb zu Königsberg in Preuſſen der durch ſein technologiſches Wörterbuch auf das vortheilhafteſte bekannt gewordene ehemalige gemeine Soldat unter dem Raminſchen Infanterieregiment, und nachherige Fabrikeninſpektor, Herr J. C. G. Jacobſon, in ſeinem 63ſten Lebensjahre.

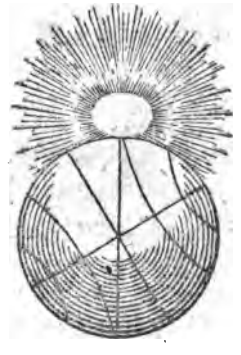
Verbeſſerungen.

Seite 148 Zeile 5 von unten, leſe man ſtatt werden, worden
— 149 — 20 ſtatt einigen, einigem
— 150 — 19 ſtatt Hayae, Hagae
— 150 — letzte, vor dem Worte dadurch, leſe man: es dadurch
— 151 — 23 ſtatt Senabiers, Senebiers

Tab. II.

Magazin
für das Neueſte
aus der
Phyſik
und
Naturgeſchichte,

zuerſt herausgegeben
von dem Legationsrath Lichtenberg,
fortgeſetzt
von Johann Heinrich Voigt,
Prof. der Mathematik zu Jena, und Correſp. der Königl. Geſellſch. der Wiſſenſ. zu Göttingen.



Sechſten Bandes drittes Stück, mit Kupf.

Gotha 1790.
bey Carl Wilhelm Ettinger.

Inhalt.

Neue Beobachtungen.

I.

Beytrag zur Geſchichte der Unterſuchungen über den fliegenden Sommer, in dieſ. Mag. VI. B. 1 St. S. 53. von A. G. Käſtner. S. 1

II.

Ueber die Bewegungen des Hedyſarum gyrans und die Wirkung der Elektricität auf daſſelbe. 5

Inhalt.

III.

Verſuch einer Eintheilung der Fiſche nach den Zähnen, v. Hrn. Link. S. 28

IV.

Ueber die Production des Borax. 39

V.

Ueber die Aehnlichkeit zwiſchen den Bewegungen der Thiere und der Pflanzen nebſt Beſchreibung einer Art von Schildklee (Hedysarum), deſſen Blätter in einer beſtändigen Bewegung ſind, vom Hrn. Brouſſonet. 44

VI.

Nachricht von einigen elektriſchen Verſuchen des Hrn. Profeſſor Charles. 63

VII.

Beobachtungen über den Springhaaſen, vom Hrn. Sonnini de Manoncourt. 70

Maſchi-

Inhalt.

Maſchinen.

I.

Ueber die Idee zum Windmeſſer, in dieſ. Mag. VI. B. 1 St. S. 89; vom Hrn. Hofr. Käſtner. . . S. 84

II.

Nachricht von einem Apparat, die Trockenheit und Feuchtigkeit der Erde zu beſtimmen. . . 93

III.

Beſchreibung einer Maſchine, das Waſſer mittelſt der Fliehkraft zu heben; vom Hrn. Pajot des Charmes. . 100

IV.

Nachricht von einem Werkzeuge die Erdſchichten zu meſſen; vom Hrn. Jonville. . 102

V.

Ueber eine neue Bereitungsart des elektriſchen Amalgama und die Wirkungen deſ-

Inhalt.

selben; vom Hrn. Baron von Kienmayer. . . . S. 10

Merkwürdige Naturerscheinungen.

I.

Nachricht von einigen Naturmerkwürdigkeiten in Virginien. . . 115

II.

Ueber eine merkwürdige Lufterscheinung, aus einem Schreiben an den Herausgeber. 125

Zur nähern Prüfung aufgestellte Muthmasungen und Versuche.

I.

Auszug aus den Beobachtungen eines Ungenannten über den Reif, den Frost, die Wärme, den Blitz und den Donner. . . . 127

II.

Inhalt.

II.

Ueber die Bewegung der Dünste als eine Anzeige der zunächst darauf folgenden Witterung. . . S. 133

III.

Ueber ein besonderes Vorempfindungsvermögen einer Amsel; aus einem Schreiben an den Herausgeber. . . 135

Anstalten zum Behuf der Naturkunde.

I.

Vorläufige Beschreibung der Anlage und des Baues der neuen Herzoglichen Sternwarte in Gotha; zu dies. Mag. IV. B. 3 St. S. 118. . . 138

II.

Nachricht von einer Vermehrung des Naturalienkabinets Sr. Drl. des Hrn. Erbprinzen von Schwarzburg-Rudolstadt. . 146

Preis-

Inhalt.

Preisaufgaben. . . S. 147

Anzeige neuer Schriften und Auszüge. . . . 149

Kurze vermischte Nachrichten. . 175

Todesfälle. . . . 183

Neue

Neue Beobachtungen.

I.

Beytrag zur Geſchichte der Unterſuchungen über den fliegenden Sommer. Magazin für das Neuſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte VI. B. 1. St. 53. S. von A. G. Käſtner.

Als ich in Leipzig die Ausgabe des Hamburgiſchen Magazins beſorgte, theilte mir ein Herr **Stoy**, damahls mein akademiſcher Bekannter, (er iſt nachdem als Churſächſ. Bergrath geſtorben) ein paar Aufſätze mit, die ich in den VII. Band (Leipzig 1751.) einrücken ließ. Der letzte, 446 S. dieſes Bandes: **Beobachtungen über die Dünſte nach einem Nordſcheine.** Den 26. Aug. Abends um 10 Uhr ſah man in Dresden einen ſtarken Nordſchein, welchem den nächſten Morgen ein ſtarkes Donnerwetter mit einigem Regen folgte. Als es vorbey war, ritt Hr. St. nach Altenbergen und fand die Tangeln an

den Fichten und Kiefern wie mit Spinnengewebe überzogen. Es war der so genannte fliegende Sommer; die Wälder bis fast an die böhmische Gränze, waren alle damit besponnen; von der Abendseite, von welcher die Luft herstund, die äuserſten Bäume ganz überzogen. An Laubholz, als Buche u. d. g. konnte er nicht das geringste dergleichen bemerken. Hr. St. schliest: diese Materie habe sich entweder aus der Luft niedergeschlagen oder das Tangelholz schwitze zu gewissen Zeiten dergleichen aus. Im ersten Falle, meynt er, könne es wohl mit dem Nordlichte zusammenhängen.

Ich erhielt darauf mit der Post einen Brief, der Lomitz d. 5. Oct. 1751. datirt und **Lorenz Schärding** unterschrieben war. Der Verf. gab sich für Verwalter zu Lomitz, und versicherte der fliegende Sommer sey nichts als Spinnweben, die abgerissen würden, wenn das Getreide abgeschnitten ist, und Vieh und Wind über die Stoppeln gehn. Er habe manchmal mit seinem Stocke Putzen davon aufgefangen, an welchen noch Spinnen sassen, und es einerley mit den Spinnweben an Stoppeln, Zäunen und Dornenbüschen gefunden.

Daß **Lorenz Schärding** recht hatte, wußte ich wohl, und hatte schon **Stoyn** mein Bedenken bey seinem Einfalle eröfnet.

Weil

Weil aber Schärding, auch spottweise erinnert hatte: daß die Gelehrten noch nicht recht wissen, was der fliegende Sommer ist, so verwies ich ihn auf eine Anmerkung von **Lyonnet** zur franz. Uebers. von **Lessers** Insektotheologie, (Théologie des Insectes ... de Mr. Lesser, avec des remarques de Mr. P. Lyonnet Haag. 1742). Sie steht auf der 346. S. des 1 Th. und ist folgenden Innhalts:

„Ein besonderer Gebrauch, den einige Arten von Spinnen von ihrem Gewebe machen, ist: daß ihnen solcher statt eines Fuhrwerks dienet, weite Reisen zu thun und sich aus einem Lande ins andre zu begeben. Zu gewissen Zeiten des Jahres sieht man ordentlich, wenn der Himmel heiter ist, eine Menge starker Faden und Büschel von dem Gewebe dieser Insecten in der Luft hin und her schweben, wenn man diese Fäden und Büschel untersucht, wird man allezeit Spinnen darinn finden, welche sich dieses Mittel selbst verfertigt haben, ohne Flügel zu fliegen, und sich ohne Mühe in ein anderes Land zu begeben."

Daß ich Schärdings Brief, und meine Anmerkung drucken ließ, dadurch verlor ich ferner Beyträge von Stoy zum Hamburgischen Magazine; Erhielt aber auch noch einen Brief von Schärdingen, den ich nicht in Geld setzte, wie iezo manche Ge-

lehrten mehr ökonomisch, als ich damahls war, mit Briefen an sie zu thun pflegen.

Sch. spottete darüber, daß die Spinnen sich ein Fuhrwerk machen sollten, ob er gleich zugestand sie würden mit den Fäden fortgeführt. Ich stieg einmahl, schrieb er, als ich ein kleiner Junge war, auf einen Baum nach Kirschen, fiel herunter und brach den Arm. Ich war doch nicht hinauf gestiegen um herunter zu fallen und den Arm zu brechen.

Wäre es der Mühe werth gewesen, Schärdingen ernstlich zu antworten, so hätte ich ihm gesagt, die Spinnen beschlössen freylich keine Reise, in andre Länder, so wenig als die Insekten, die ihre Eyer in bestimmte Pflanzen legen, dabey an die Versorgung ihrer Nachwelt denken; Es sey Naturtrieb, durch den die Thiere die Ordnung der Welt sich selbst unwissend erhalten. Pope sagt irgendwo: Gott denke für das Thier; Eben weil dem Menschen überlassen ist für sich selbst zu denken, und weil seine Gedanken nicht allemahl Gottes Gedanken sind, fällt er oft noch glücklich, wenn er nichts weiter bricht, als den Arm.

Lorenz Schärding hieß eigentlich Helk. Man hat von ihm Erklärung der Sonnen- und Mondfinsternisse, für die, welche in der Mathematik nicht geübt

sind

sind 1748; Ein Gespräch zwischen einem Frauenzimmer und einem Baron, wo die zum Gegenstande gehörige Lehre, richtig und in der That so faßlich vorgetragen worden, als sich theils ohne tiefe Mathematik, theils mit Entwickelung einiger mathematischen Begriffe bewerkstelligen läßt. Helk war in Leipzig mein Zuhörer. Man hat von ihm auch Fabeln.

II.

Ueber die Bewegungen des Hedysarum gyrans und die Wirkung der Elektrizität auf daßelbe.

Die merkwürdigen Eigenschaften des Hedysarum gyrans s. motirans L. (Moving plant der Engländer) hatten schon längst den Wunsch in mir erregt, es selbst zu sehen und zu beobachten. Aber vergebens suchte ich sie in den wichtigsten botanischen Gärten Teutschlands, und die kurze Nachricht ausgenommen, die uns Hr. D. Pohl in den Leipziger Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte davon gab, fand ich nichts als unbestimmte und flüchtige Erzählungen, die meine Neugierde nur noch mehr reizten. Endlich erhielt ich einige Saamenkörner durch die Güte meines Freunds, des jetzigen Profeßor

Groschke in Mitau, der sie aus England mitbrachte. Sie stammten aus Bengalen, und hatten die Gestalt kleiner plattgedrückter Bohnen. Ich säete sie zu Anfang des Junius 1786, hinter mein Stubenfenster, welches die ganze Mittagssonne hatte, und hatte das Vergnügen nach 14 Tagen 6 Pflanzen hervorkeimen zu sehen. Kaum waren die zwey ersten Blättchen ausgebildet, so sah ich schon, daß sie sich sehr deutlich nach der Sonne hinbewegten, und ihren Stand bey Tag und bey Nacht veränderten. Diese Bewegung ward mit jeder Zunahme des Wachsthums stärker, aber von willkührlicher Bewegung konnte ich nichts entdecken, bis der dritte Blatttrieb erfolgte. Hier erschienen auf beyden Seiten des Blattstiels zwey kleine länglichtrunde Blättchen Tab. I. (Fig. 1. 2. a), welche, sobald sie ausgewachsen waren, anfangs schwache aber mit jedem Tage stärker werdende Bewegungen ausübten, die in einem abwechselnden Steigen und Fallen bestanden, und von nun an nie ganz aufhörten. Nicht jeder Blattstiel hatte dergleichen Nebenblättchen, auch kamen welche vor, auf denen nur eines befindlich war. Von nun an gab die Pflanze den allerinteressantesten Anblick, und man konnte diese noch bey keiner Pflanze bemerkte, fortwährende und ohne alle äußere Ursach erfolgende Bewegung nicht ohne Erstaunen, nicht ohne ein gewisses Gefühl der Theilnehmung betrachten, das uns sonst nur gegen lebende Wesen eigen

ist;

ist. Mich interessirte diese liebe Stubengesellschaft so, daß ich jeden freyen Augenblick nutzte, mich mit ihr zu unterhalten, und dabey immer neue Merkwürdigkeiten entdeckte. Abends sah ich sie mit mir einschlafen, denn das gänzliche Zusammenfallen und Ruhen der Hauptblätter läßt sich mit nichts beßer vergleichen; früh mit dem Tage erwachte sie, und je schöner und heiterer der Tag war, destomehr Lebhaftigkeit und Anstrengung zeigte sich in allen beweglichen Theilen. Zog nur eine Wolke vor die Sonne, oder man sezte die Pflanze aus dem Licht weg, sogleich verlor sie das muntere Ansehen, ein einziger Sonnenblick heiterte sie wieder auf. Man vergleiche die beyden Abbildungen gegen einander, wovon Fig. 1. den Stand der Pflanze im Sonnenlicht, Fig. 2. die nehmliche im Dunkeln zeigt, und man wird den karakteristischen Ausdruck darinne nicht verkennen. — Schade daß die kühle Herbstwitterung mir das Vergnügen sie zu besitzen so bald raubte, und meine Hofnung täuschte, sie vielleicht noch blühend, und denn also in ihrer ganzen Vollkommenheit zu sehen. In der Mitte des Septembers wurden sie krank, die Blätter welkten, die Bewegungen wurden immer schwächer hörten endlich gar auf, und die Blätter fielen ab. Die Erinnerung an dies zartfühlende, sich selbst bewegende Geschöpf der Pflanzenwelt hat mir seitdem noch oft Vergnügen gemacht, und vielleicht ist es den Lesern angenehm, mit den sonderbaren Phäno-

menen dieser in Teutschland noch wenig gesehenen Pflanze etwas genauer bekannt zu werden.

Ich schränke mich hier blos auf ihre Bewegung, als ihre wichtigste Eigenschaft ein, und werde einige Beobachtungen und Versuche erzählen, die, wenn sie gleich noch unvollständig und nur in zerstreuten Augenblicken gesammlet sind, doch einiges Licht über diese dunkle und ausserordentliche Erscheinung verbreiten, und wenigstens das Phänomen selbst genauer bestimmen werden.

Die Bewegung dieser Pflanze ist zwiefach, und zwar ist die eine von der andern sowohl nach ihrem Wesen als nach den Organen, die sie ausüben, ganz und gar verschieden. Die erste nehmlich wird von den Hauptstielen und Hauptblättern allein ausgeübt und hat ihren einzigen Grund in der Gegenwart oder Abwesenheit des Lichts, daher ich sie mit dem Schlafen oder Wachen vergleiche. Diese Bewegung könnte man die unwillkührliche nennen, weil sie nur durch einen äußerlichen Eindruck erregt und bestimmt wird. Die andere aber ist die, welche einzig und allein in den kleinen Seitenblättchen (aa) ihren Sitz hat, von der vorigen ganz unabhängig, und ohne alle äußere Veranlaßung erfolgt, und daher den Nahmen der willkührlichen, oder in der Pflanze selbst ihren Grund habenden verdient.

Zuerst

Zuerst die unwillkührliche Bewegung oder der schlafende und wachende Zustand: von dieser bemerkte ich folgendes:

1) Sie ist wie schon gesagt, die Eigenschaft der großen Blätter und Stiele, die jedes ohne Ausnahme besitzt, und im Aufrichten und Niederfallen besteht. Diese Bewegung richtet sich so genau nach dem verschiedenen Grade des Lichtes und der Dunkelheit, daß man jede Stunde des Tages den Stand der Blätter anders findet, und es daher fast unmöglich ist, den natürlichen Stand derselben anzugeben. Doch wollen wir den dafür annehmen, den sie in den ersten Morgenstunden oder bey blassen Tageslicht ohne Sonnenschein haben, und hier stehen die Stiele in einem etwas spitzigen Winkel am Hauptstamm, und die Blätter horizontal, machen also einen geraden Winkel mit dem Stiel. Sobald die Sonne darauf scheint, so geht die Pflanze aus diesem Zustand in den der Erektion auf folgende Art über. Der Blattstiel zieht sich immer näher an den Hauptstamm, doch nicht ganz an, die Spitze des Blattes erhebt sich zu gleicher Zeit, bis endlich Stiel und Blatt eine Linie ausmachen, die gerade in die Achse der Sonne zu stehen kommt (Fig. 1.) Denselben Zug nimmt dann auch der Hauptstamm an, so daß die Pflanze oft einige Stunden ganz schief steht. Geht sie nun bey zunehmender Dunkelheit in den

Zustand des Schlafs über, so sinken erst die aufgerichteten Blätter rückwärts nieder, zugleich ziehen sich die Stiele ganz an den Hauptstengel an, und zulezt legen sich auch die Blätter von außen so genau an die Stiele an, daß des Nachts die ganze Pflanze die Gestalt eines zusammengelegten Schirms oder eines umgekehrten Kegels bildet. (Fig. 2.) Die Blätter sind hierbey keineswegs schlaff, sondern so fest an die Stiele angezogen, daß man sie nicht ohne Verletzung aufheben kann.

Im höchsten Grade der Erektion, bey voller Mittagssonne, bemerkte ich sehr deutlich eine zitternde, oft stark schlagende Bewegung der Blätter und der ganzen Pflanze.

2. Diese so ganz entgegengesezten und doch mit solcher Leichtigkeit erfolgenden Bewegungen setzen eine besondere Struktur und besonders einen eignen Mechanismus in der Verbindung des Blatts mit seinem Stiel zum voraus, und eine genauere Untersuchung zeigte, daß dieselbe durch ein wahres Gelenk bewürkt wurde, wovon sich schon äußerlich in der Erhabenheit b. Fig. 1. 2. deutliche Spuren wahrnehmen ließen, was aber erst beym Verwelken recht sichtbar wurde, wo es sich sehr leicht von einander lösen lies. Daher kam es denn auch, daß die Bewegungen der Pflanze nicht eher ihre Vollkommen-

menheit erreichten, als bis diese Gelenke völlig ausgebildet waren. Ein ähnliches aber nicht so vollkommenes Gelenk befindet sich in der Verbindung des Blattstiels mit dem Hauptstengel. Dieß wäre also ein neuer Beweis für Hrn. Amoreux Meynung von den Pflanzen Gelenken *). Daß man hier auch zweyerley Fasern annehmen müsse, deren eine das Blatt nach innen in die Höhe und die andern nach äußen zurück und herunter ziehen, läßt sich sowohl aus der Analogie, als aus dem Umstande schließen, daß das Blatt, wenn es aufgerichtet ist, eben so wenig zurück, als wenn es niedergefallen ist, hinaufgedrückt werden kann, folglich eine Verkürzung der Stielfasern bald der innern bald der äußern Seite vorgehen muß. Auch sah man auf beyden Seiten beträchtliche Faserstreifen, und was den stärksten Beweis giebt, ein kleiner Einschnitt darein machte die Bewegung schwächer. — Aber wer vermag tiefer in die Nevrologie der Pflanzen einzudringen?

3. Diese Bewegung geschieht nie von selbst, sondern immer nur durch den Einfluß des Tageslichts; aber es ist unglaublich, mit welcher Empfindlichkeit und Leichtigkeit. Kaum fängt es an zu dämmern, so fangen sich schon die zusammengeschlagnen Blätter an zu entfalten, mit jeder Zunahme des Lichts wird ihre Erhebung merklicher, und je höher die Sonne steigt, desto höher stehen auch die Blätter, ohne

*) m. s. dies. Mag. III. B. 1 St. S. 66. und 167.

ohne noch von ihr beschienen zu werden. Fällt aber der erste Sonnenstral auf sie selbst, so dauerts keine Minute und die ganze Pflanze befindet sich in der stärksten Erektion, und in die Sonnenachse gewendet. Ja zum Erstaunen war mirs zu sehen, wie sogar der blaße Wiederschein der Sonne auf eine ohngefähr 20 Schritt entfernte Mauer, ein sehr deutliches Aufrichten der Blätter bewirken konnte. Aber so geschwind sie die Gegenwart des Lichts fühlt, eben so leicht bemerkt sie die Abwesenheit desselben. Ich habe sie oft mitten in der stärksten Erektion nur einen Augenblik mit einem undurchsichtigen Gefäß bedekt, und sogleich sanken die Blätter. Ließ ich es drey Minuten darüber, so waren sie ganz zusammengefallen. Den nehmlichen Effekt hatte eine Wolke, die vor der Sonne vorbey zog.

Sonderbar war es, daß diese für das schwächste Tageslicht empfindliche Pflanze, von dem hellsten Mondenlicht gar nicht affizirt wurde. Eben so wenig würkte das stärkste künstliche Licht auf sie.

Ließ ich den Focus des Sonnenlichts durch ein Brennglas auf das Blatt oder den Stiel fallen, so war die schon oben bemerkte zitternde Bewegung im Sonnenschein viel stärker.

Mit Recht glaubte ich erwarten zu können, daß das feine elektrische Feuer hier eine ausgezeichnete Würkung haben müsse. Ich versuchte es also zuerst mit dem allgemeinen elektrischen Bade, fand aber, ohnerachtet die Pflanze aufs sorgfältigste isolirt war, weder von positiver noch negativer Elektrizität die geringste Veränderung. — Die Berührung eines Blatts mit einem elektrisirten Körper bewürkte nichts anders, als daß das Blatt, wie jeder leichte Körper, angezogen und abgestoßen wurde. Als ich aber die Berührung mit einer stark geriebnen Siegellakstange fortsezte, so erfolgte ein allmähliches Niedersinken des Blatts, wovon es sich erst nach einigen Stunden erholete. — Funken, sie mochten positiv oder negativ seyn, bewirkten im Augenblik nichts anders, als eine, bey jedem andern leichten Körper gewöhnliche, Erschütterung, aber, wurden sie länger fortgesezt, so sank das aufgerichtete Blatt ebenfalls nieder, und weit schneller als beym vorigen Versuch, richtete sich auch den ganzen Tag nicht wieder auf und schloß sich weit früher, als die andern Blätter derselben Pflanze. Wurde ein schon zusammengefaltetes Blatt auf diese Weise elektrisirt, so that es sich den folgenden Morgen weit später auf, als seine Nachbarn, und erhob sich den ganzen Tag nicht über die horizontale Richtung. Da ich dieß Elektrisiren desselben Blatts noch einige Tage, obwohl nur einige Minuten lang fortsezte, und auch mit unter Erschütterungen

gen darauf leitete, so verlor es seine ganze Beweglichkeit, blieb auf immer hängend an den Stiel geschlossen (wie im Zustand des Schlafes), nicht welk, nicht krank aussehend, aber so fest angezogen, daß es beym Aufheben stark zurückschnellte. In diesem Zustande blieb es noch 14 Tage bey völlig frischem Ansehen, aber nun ward es gelb, welkte und fiel ab. Das sonderbarste war, daß auch alle Blätter auf dieser Seite mehr hängend wurden, und ihre Bewegung unvollkommner machten. — Ich versuchte es verschiedne male, ihm durch Funken auf die äussere Fläche des Blatts und Stiels geleitet, vielleicht eine andere Richtung zu geben; aber vergebens. — Auch bey andern Blättern war die Folge der Funken, sie mochten auf den oder jenen Theil fallen, allemal unausbleiblich, das Niedersinken. Je stärker die Funken waren, desto schneller erfolgte es; bey den Erschütterungen am stärksten.

Alle andern äußerlichen Eindrücke waren von nicht der geringsten Würkung. Ein Druk, ein schneller Stoß mit dem Finger, das Reitzen und Stechen mit einer Nadel, sowohl auf der obern und untern Seite des Blatts als auf dem Stiel, machten keinen Reiz, und veränderten den Stand der Blätter in Nichts. Zog ich das Blatt mit einiger Gewalt herauf oder herunter, so schnellte es sogleich elastisch in den vorigen Stand zurück. — Kälte und Wär-

me

me machten keinen Unterschied, eben so wenig das Anhauchen, Blasen oder die Berührung geistiger, flüchtiger, selbst kaustischer Flüßigkeiten.

4. Vergleichen wir nun diese Bewegungen mit den Erscheinungen andrer Pflanzen, so finden wir, daß zwar die Gabe den Sonnenschein zu empfinden und sich darnach zu richten mehrern Pflanzen unsrer Flor eigen ist; aber eine solche Feinheit dieses Sinns, eine solche Vollkommenheit der Bewegung, als wir bey dieser finden, ist bis jetzt ohne Beyspiel; das sonderbarste ist, daß bey dieser außerordentlichen Reizbarkeit, doch nur das Sonnenlicht, und kein andrer Reitz etwas auf die Pflanze vermag, da wir doch bey der Mimosa pudica sowohl von Sonnenlicht als von jeder andern Berührung, Bewegung erfolgen sehen. Sollte nicht, da lediglich das Sonnenlicht, und kein anderes Licht, selbst das elektrische Feuer nicht, eine Erhebung der Blätter bewirkt, diese Bewegung einen Bezug auf die Ausdünstung der dephlogistisirten Luft haben, welche bekanntlich auch nur im Sonnenschein geschieht, und welche dadurch befördert werden muß, daß beyde Oberflächen der Blätter, durch die Aufrichtung den Stralen der Sonne ausgesezt werden? Daß die Elektrizität negativ, das heist, wie die Abwesenheit des Lichts würkte, ist ebenfalls sehr merkwürdig, um so mehr, da auch bey der sehr empfindlichen Mimosa pudica genau dieselben Phänomene bemerkt

merkt worden sind) wie Hr. le Dru berichtet (s. Bertholon de St. Lazare über die Elektrizität der Pflanzen. S. 177.) Das elektrische Bad bewirkte auch bey ihr nichts, und das Berühren, noch mehr aber Funken und Erschütterungen, allemal im Niedersinken des Blatts.

Nun aber komme ich zu dem auszeichnenden Karakter dieser Pflanze, zur willkührlichen Bewegung, die ich ebenfalls nach dem Mechanismus derselben, nach dem Einfluß äusserer Eindrücke, und ihrem Verhältnis zu der Bewegung andrer Pflanzen untersuchen werde.

1. Nur die kleinen Seitenblättchen üben diese Bewegung und zwar auf folgende Art aus. Eins von ihnen hebt sich langsam nach innen in die Höhe, und legt sich mit der Spitze und der innern Fläche des Blatts an den Stiel und das Hauptblatt an. So wie dieß geschehen ist, fängt das gegen über an demselben Stiel sitzende Blättchen an zu sinken, und fällt mit der innern Fläche nach aussen gekehrt, so lange bis die äussere Fläche sich ganz an den untern Theil des Stiels anlegt. (Fig. 2. a) Nun fängt das erst gestiegene Blatt wieder an zu fallen, und macht die nehmliche Tour, worauf das unten liegende Blatt wieder steigt. Bey dieser Bewegung geht zugleich eine Rotation vor sich, so daß das steigende Blatt den innern Halbzirkel des Stiels, das fallende

lende den äußern umschreibt. Man kann dieses abwechselnde Steigen und Fallen mit nichts besser als einem beständigen Balanziren vergleichen, daher sie Hr. Forster auch Balanzirpflanze (plante a balancier) nennt. Es geschieht zuweilen geschwind, so daß sich die Blätter in einer Minute heben und fallen, zuweilen aber auch sehr langsam, doch immer mit einer solchen Kraft, daß sie bey einem kleinen Widerstand elastisch herauf oder herunter schnellen, je nachdem sie im Steigen oder Fallen sind. Auch geschah es, doch selten, daß sich beyde Blättchen zugleich hoben und senkten, und alsdenn kreuzweis über einander schlugen.

2. Diese Bewegung äußerte sich nicht eher, als nachdem die kleinen Blättchen 6. Tage sichtbar und schon völlig ausgebildet waren, aber hierauf hörete sie nie ganz auf, als bis die Pflanze welk wurde. Sie richtete sich, wie schon gesagt, nach keiner Tageszeit, nach keiner Veränderung in der Pflanze selbst. Sie gieng eben so gut in der Finsterniß als beym Tageslicht vor sich, eben so gut, wenn die Blätter, an deren Stielen doch die Balanzirblättchen saßen, zusammengefallen, als wenn sie aufgerichtet waren, und es gab einen ganz eignen Anblik, die ganze Pflanze schlafend und doch diese kleinen Organe in steter Bewegung, und oft mit einem merklichen Geräusch unter den sie bedekkenden großen Blättern

hervorschnellend zu sehen. Es kommen zwar Tage vor, wo die Bewegung schwächer, ja oft zwey und mehr Stunden ganz aussetzend war; aber ohne eine bemerkbare äussere Ursache. Selbst die Krankheit des Blatts hatte keinen Einfluß auf die Bewegungen der Balanzirblättchen, die auf seinem Stiele saßen. Auf demselben Blatt, welches, wie oben gesagt, durch Elektrizität unbeweglich geworden war, selbst da es schon welkte, sezten sie ihre Bewegungen unverändert fort. Auch das Abbrechen des untern Stiels, welches die Hauptblätter derselben Seite so unthätig machte, störete sie nicht. Ja ich hatte eine Pflanze, die immer kränklich aussah, und im Wachsthum zurük blieb, und wo doch diese Bewegungen äusserst munter geschahen, da hingegen bey einer andern, die unter die gesundesten und stärksten gehörte, dieselben fast unmerklich waren. Selbst beym Absterben der Pflanze waren sie es, die am längsten, und fast bis zum Abfallen der Blätter ausdauerten.

Hier würkte also weder Licht noch irgend ein äusserer Reiz, als die Berührung, Wärme, Kälte, flüchtige Geister u. dg. Eben so wenig der Magnet, den ich auf verschiedene Art daran brachte.

In der Vermuthung, daß vielleicht unmerkliche In- oder Exhalation zum Grunde liege, bestrich ich die Blättchen mit Oel um dieß zu verhindern, aber es hatte keinen Effekt auf die Bewegung.

Eben

Eben so wenig ward die Bewegung unterbrochen, als ich den Stiel unterhalb derselben mit einem Haar zusammenschnürte, ja selbst als ich ihn quer durchschnitt.

Ein Versuch indeß schien einiges Licht zu geben. Ich beobachtete, daß auf den Blattstielen, welche diese kleinen Blättchen hatten, eine Menge ziemlich langer Härchen in zwey Reihen von dem Anfang des Stiels bis zu jedem Blättchen hinstanden (Fig. 1. 2. c.) Da ich nun fand, daß auf denen Stielen, welche nur ein Blättchen hatten, auch nur eine Reihe Härchen, und auf denen, die gar keine Seitenblätter hatten, nur sehr wenige und einzelne angetroffen wurden, ferner daß der Haarwuchs sich nur von dem untern Ende des Stiels bis an diese Blättchen, jenseits gar nicht, erstrekte; so war es sehr wahrscheinlich, daß diese Härchen auf die Gegenwart, ja auch wohl auf die Bewegung der Blättchen Beziehung hatten, da ich überhaupt glaube, daß die Haare und Dornen der Pflanzen nicht sowohl zu ihrer Decke und Schutz, als vielmehr zur Unterhaltung des Ein- und Ausströmens der elektrischen Materie dienen. Ich versuchte es also, sie bey einem so fein wie möglich abzuscheeren, und fand wirklich, daß die Bewegung der kleinen Blättgen darnach schwächer wurde, welches vielleicht noch merklicher gewesen wäre, wenn

ich sie ganz ohne Verletzung hätte herunterbringen können.

Die Elektrizität zeigte folgende Wirkungen. Positive und negative Funken, auch Erschütterungen wirkten hier gar nichts, die Bewegungen wurden dadurch weder unterbrochen noch verstärkt. Eben so wenig Eindruk machte die Berührung mit einem positiven oder negativen elektrischen Körper. — Aber das einfache elektrische Bad, es mochte positiv oder negativ seyn, das auf die großen Blätter ganz unwirksam war, brachte allemal ein lebhafteres und schnelleres Balanziren der Seitenblättchen hervor, welches nicht allein während des Elektrisirens, sondern auch eine geraume Zeit nachher fortdauerte. Sogar eine Pflanze, welche, wie schon erwähnt, fast gar keine dieser Bewegungen zeigte, wurde durch das einfache Elektrisiren erwekt, und behielt von der Zeit an eine weit stärkere Beweglichkeit.

4. Diese selbstständige willkührliche Bewegung ist bis jezt in der Pflanzenwelt noch ohne Beyspiel. Die empfindlichsten bisher bekannten Pflanzen, bewegen sich nie ohne äussern Reiz. So müssen die verschiedenen Arten der Mimosa die Oxalis sensitiva angestoßen, angeblasen, genug gereizt werden, wenn sie sich zusammen ziehen sollen. Die berühmte Dionoea Muscipula schlägt ihr Blatt nicht zusammen, wenn nicht eine Fliege oder ein Haar die Blattdrüse berührt,

rührt, die der Sitz ihrer Empfindlichkeit ist. Die neulich erst bekannt gewordne Averrhoa Carambola muß erst am Blattstiel gereizt werden, wenn das Blatt sich senken soll. — Aber hier hat nicht einmal das Licht, der feinste und stärkste Reiz für das Pflanzenreich, einen bemerklichen Einfluß.

Resultate dieser Beobachtungen.

Man hat viel über die Empfindungs und Bewegungskräfte der Pflanzen gestritten, und um bestimmte Grenzen zwischen dem Pflanzen- und Thierreich zu ziehen, ihnen Anfangs die Ortsbewegung (vim loco mouendi) und da man vom Gegentheil überzeugt wurde, die willkührlichen Bewegungen abgesprochen. Man erlaube mir hier einige Betrachtungen über diese Materie, weil sie als Kommentar zu den Phänomenen unserer Pflanze dienen können. Kein Mensch zweifelt mehr daran, daß Thiere und Pflanzen zu einer großen Familie, zu der Familie der organisirten Wesen gehören. Die völlige Gleichheit der Fortpflanzung, und die Ernährung durch innere Aßimilation sind Eigenschaften, die dem vollkommensten Thiere so gut wie der rohesten Pflanze eigen sind, und diese Familie von den unorganischen (die ich deswegen nicht tod nennen möchte) durch eine Kluft trennen, die man zwischen Pflanzen und Thieren vergebens sucht. Man hat indeß aus Liebe zur systematischen Ordnung, den Unterschied zwi-

schen Pflanzen und Thieren neuerlichst darinne gesezt, daß erstere ihre Nahrung durch Wurzeln von außen an sich ziehen, und keine willkührliche Bewegung haben; und zur Erleichterung des systematischen Studiums mag es gelten *), aber eine wesentliche Verschiedenheit sah ich hier nicht. Denn in Absicht der Wurzeln, was sind denn die unzähligen Ramifikationen der Milchgefäße anders als thierische Wurzeln, durch die das Geschöpf seine Nahrung an sich zieht, was ist die Nabelschnur anders, durch die der Fötus genährt wird; und wer sagt uns, ob nicht in dem Innern der Pflanze ebenfalls Behälter existiren, die die Stelle des Magens vertreten? Aber vorzüglich kommts uns hier auf Bestimmung der willkührlichen Bewegung an, von der ich gestehe, daß sie mir noch weniger befriedigend und wesentlich scheint. Denn was heist denn eine willkührliche Bewegung? Eine solche, die man thun und laßen kann, die also einen Willen voraussezt. Nun aber wird es gewiß in unzähligen Fällen unmöglich seyn, das willkührliche von der nothwendigen Folge des Reizes zu unterscheiden. Die Dionoea Muscipula dehnt ihr Blatt aus und zieht es zusammen um eine Fliege zu fangen, der Armpolyp thut ebenfalls nichts anders, als seine Arme ausstrecken und ein-

*) Wie? wenn man den Unterschind lieber in die zum jedesmaligen Gebrauch neue Reproduktion der Zeugungstheile sezte, die meines Wissens den Pflanzen allein eigen ist.

einziehen, sobald sie ein Würmchen berührt, ob mit mehr Absicht oder Bewusstseyn als jene, das hat noch niemand entschieden; genug, beyde empfinden den Reiz. Die ganze Bewegung der Auster besteht im Auf- und Zuschliessen ihrer Schaale, nach Willkühr, wie man sagt; unser Hedysarum bewegt seine Blättchen auf und nieder und ohne alle bestimmte Ordnung oder bemerkliche Ursache, also gewiß eben so willkührlich. Und wie schwer wird es uns denn nicht, in unserm eignen Körper die willkührlichen von den unwillkührlichen Bewegungen abzusondern? Wir können ja nur nach dem urtheilen, was wir sehen; und wie vielmehr gehört dazu, um die innern Ursachen und Absichten einer Erscheinung zu ergründen. Genug wir sehen Bewegungen in den organischen Körpern, die von den allgemeinen mechanischen Bewegungen der Körperwelt verschieden sind, wir sehen daß diese Bewegungen durch unendlich verschiedene Eindrücke erregt und unendlich vielfach modifizirt werden, und wir müssen also die Fähigkeit, gewisse Reize zu perzipiren und nach Verhältniß des Reizes und der Empfänglichkeit des Subjekts verschiedentlich affizirt zu werden, als eine wesentliche Eigenschaft der ganzen organisirten Welt annehmen. Also mit andern Worten, Reizbarkeit ist die große Kraft, die über das Thier und Pflanzenreich verbreitet, und der Grund jeder organischen Bewegung ist. Durch sie fühlt die Pflanze, durch sie bewegt sich das Thier,

Unendlich verschieden sind ihre Nüanzen, von der einfachsten an, wodurch das Saamenkorn sich entwickelt, bis zur vollkommensten, wodurch die Seele würkt. Mit oder ohne Bewustseyn, mit oder ohne Seele, denn schon wichtigere Männer als ich, haben bewiesen, daß Muskel- und Nervenkraft für sich bestehen, und daß es gar wohl unbeseelte und doch lebendige Thiere geben könne. Man braucht ja nur den menschlichen Körper, das vollkommenste Produkt der sichtbaren Schöpfung, und zugleich den Inbegriff der ganzen organischen Welt zu betrachten. Hier fließen Vegetation, Animalität, und Seelenkräfte so schön, so harmonisch zusammen, daß man wohl überzeugt werden muß, daß diese verschiednen Grade des Lebens nicht heterogener Natur sondern nur Modifikationen einer Kraft sind, die hier durch ihr Zusammenwirken eben so gut die kleine Welt, wie dort die große bilden. — Man beobachte ein Saamenkorn; schon in der Erde vergraben, empfindet es den Einfluß des Lichts, und richtet sich so, daß der Keim über die Erde steige; die Wurzeln durchkreuzen die Erde und fühlen sehr gut, wohin sie laufen müssen um gute Nahrung zu erhalten. Wie klug weiß der Zweig sich zu wenden, um sich von der Mauer zu entfernen, an der er liegt? — Und dies sind alltägliche Erscheinungen, deren wir noch tausende sehen, ohne etwas dabey zu denken. Interessanter werden sie bey der Befruchtung oder

Blü-

Blüthe, dem vollkommenſten Zuſtand der Pflanze. Hier zeigen die Geſchlechtstheile, beſonders die männlichen (Antherae) eine auffallende Reizbarkeit. Bey der Berberis vulgaris, Ciſtus Helianthemum, Hieracium Piloſella, Cichorium Intybus, und faſt bey allen zuſammen geſezten Blumen iſt eine Verkürzung der Staubfäden, nach Verſchiedenheit der Witterung, durch Berührung u. ſ. w. ſehr bemerklich. Die Valiſneria, ein ſehr merkwürdiges Waſſergewächs, hat einen ſpiralförmig gedrehten Stengel, der gewöhnlich unter dem Waſſer iſt, aber zur Blüthezeit ſich ausſtrekt und ſeine Blüthe über dem Waſſer trägt. Die offenbar durch Reizbarkeit (und warum könnte man die äußerſt feine Reizbarkeit gegen das Licht, nicht ſchon Sinnlichkeit nennen) erfolgende Bewegungen andrer Pflanzen ſind ſchon oben erwähnt worden, aber bey unſerm Hedyſarum finden wir Erſcheinungen, die wirklich das ganze Gepräge thieriſcher Reizbarkeit haben, und die, wenn ja der Nahme gelten ſoll, willkührliche Bewegungen genennet werden müſſen. Die große Analogie der thieriſchen Reizbarkeit zeigt ſich in folgenden:

1) Jede Bewegung der großen Blätter, ſowohl das Aufrichten als Niederfallen, geſchieht durch Anſtrengung und Verkürzung der Faſern. Zum Beweis dient, die gänzliche Unbiegſamkeit des

niedergefallnen Blatts, die erst im Tode aufhört.

2) Im höchsten Grade der Erektion entsteht ein Zittern, gerade wie bey einer starken Muskelanstrengung.

3) Der Schnitt in den Stiel nimmt dem Blatt seine Bewegung (das Verhältniß des Nerven zum Muskel).

4) Es zeigt sich sogar eine deutliche Sympathie jeder Seite, so daß eine Verlezung des untern Stiels die Bewegung dieser ganzen Seite vermindert.

5) Eine etwas starke Elektrizität zerstört die Reizbarkeit der großen Blätter, da doch Elektrizität, und zwar die stärkste, andern Pflanzen gar nicht schadet. Den nehmlichen Effekt hat die Elektrizität bey Thieren, wo ich immer gefunden habe, daß ein nach Verhältnis des Subjekts zu starker Grad die Reizbarkeit aufhebt und eine gewisse Atonie bewirkt.

6) Der einzige bewegende Reiz ist das Licht. Die nehmliche Erscheinung bemerken wir an der Iris der empfindlichen Regenbogenhaut des Auges

Auges, die nach jedem Grade des Lichts verschiedne Bewegungen macht.

Ferner die Willkührlichkeit der Bewegungen der Seitenblättchen zeigt sich unwidersprechlich in folgenden:

1) Sie ist nicht jeder Pflanze eigen, wie ich selbst bey einer bemerkt habe, die nur äußerst selten und doch nur unvollkommene Bewegungen dieser Art ausübte, ohne daß sie krank war. Folglich ist es keine nothwendige oder bloße Lebensbewegung (actio vitalis).

2) Sie ist selbst keinen bestimmten Gesetzen unterworfen, denn bald bewegen sich die kleinen Blättchen abwechselnd auf und nieder, bald steigen und fallen sie zugleich. Eben so wenig ist sie an eine bestimmte Tageszeit oder Witterung gebunden.

3) Sie wird nie von außen erregt. Selbst die Elektrizität wirkt nicht, wie bey den Hauptblättern von außen auf sie, sondern nur dann, wenn man sie durch den Hauptstamm in das Innere der Pflanze leitet, und sie damit anfüllt.

III.

Versuch einer Eintheilung der Fische nach den Zähnen.

Wenn man die ganze Reihe von Geschöpfen, von den Saugthieren an, bis zu den Würmern, betrachtet, so wird man folgendes finden: Die Natur läßt die Theile, die sie in den erstern, wenn man will, vollkommenern Thierclassen, in enge Räume zusammen drängt, in den unvollkommenern frey und offen liegen. Auffallend ist dieses besonders bey den Secretionsorganen. Fast alle Secretion unsers Körpers geschieht in Glaudeln und diese sind gewöhnlich Haufen von Gefäßen in einen engen Raum zusammen gewickelt. Hingegen bey den Insecten sind diese Secretionsgefäße gewundene frey liegende Gedärme. Die Luftgefäße, bey den grösseren Thieren in den Lungen zusammen gepreßt, durchlaufen bey den Insecten frey den ganzen Körper. Die Muskelbündel, bey den größern Thieren in wahre Muskeln vereinigt, liegen bey den Insekten frey neben einander her, sie haben keine eigentlichen Muskeln. In der Mitte dieser Extreme stehen die Fische. Ihre Secretionen geschehen schon mehr in freyliegenden Gedärmen, die Muskelfibern liegen mehr lax neben einanderher. Die Blutgefäße ihrer Lungen liegen offen und laxer auf der Fläche der Kiemen verbreitet.

Hin-

Hingegen scheinen Secretionen in diesen unvollkommenen Classen an weniger Orten zu geschehen, die an mehrern Orten in andern zu geschehen pflegen. Die Hauptsecretion ist nur auf eine Reihe Ausführungsgänge in der linea lateralis eingeschränkt. So gar bey einigen Fischen ist die Absonderung der electrischen Materie, die bey andern Thieren im ganzen Körper geschieht, nur auf einige Muskeln eingeschränkt.

Hierher gehört auch wohl die Schwimmblase. Die Absonderung der Luft, die an allen Orten in der Haut sonst geschieht, kann hier, wegen dichterer Bedeckung der Fische, wegen Aufenthalt im Wasser, und vielleicht auch anderer Ursachen wegen, nicht vor sich gehen, sie geschieht also nur an einem Orte im Körper. Vielleicht ist bey denen ohne Schwimmblase die Luftsecretion überhaupt gering. Oder scheiden dadurch die Fische die verdorbene Luft aus dem Körper, die andere durch die Lunge abscheiden?

Zur Bestimmung des Ranges, den eine Classe von Geschöpfen in der Natur einnimmt, dient überhaupt wohl am besten, eine Betrachtung des Secretionsgeschäftes derselben zur Bestimmung der Ordnungen hingegen die Beschaffenheit eines Theiles allein. Jedes Geschöpf scheint doch wohl von einem Actu eines Bildungstriebes abzuhängen, also wird

auch

auch jeder Theil Folge von diesem Akte seyn. Jeder Theil steht also mit den übrigen in einer Harmonie. Ließe sich daher nicht aus einer gehörigen Betrachtung eines einzigen Theils, die ganze Bildung folgern, so wie man von einem Theil eines Krystalls, auf die Gestalt des ganzen schließt? Es wäre daher eine künstliche Eintheilung der Geschöpfe weit natürlicher, als die sogenannte natürliche, die, weil der Begrif von Aehnlichkeit in der Naturgeschichte nicht mathematisch bestimmt ist und bestimmt seyn kann, von der individuellen Phantasie eines jeden abhängen muß.

Und eben so schwankend ist das willkührliche Aufzählen der Aehnlichkeiten mehrerer Theile.

Nur müssen die Ordnungen, die man von den Verschiedenheiten eines einzigen Theils hernimmt, so bestimmt seyn, daß zwischen zweyen derselben, so wenig als möglich, Nüancen statt finden können. Linne's Eintheilung der Fische scheint diese Unbequemlichkeit zu haben. Die Stellen der Bauchflossen vor, unter oder hinter den Brustflossen, nähern sich unendlich, und oft läßt sich schwer bestimmen, ob man sagen soll, die Bauchflossen sitzen hinter, oder unter den Brustflossen.

Dies hat mich bewogen, eine Eintheilung der Fische nach den Zähnen allein zu versuchen. Man-

gel-

gelhaft iſt ſie, da die Schriftſteller oft der Zähne in ihren Beſchreibungen nur nebenbey, oder gar nicht gedenken. Doch aber ſcheinen die Verſchiedenheiten der Zähne die Verſchiedenheiten der Totalbildung ſehr gut zu repräſentiren, und noch mehr würde dieſes ſichtbar werden, wenn man die Anzahl der Ordnungen vermehren wollte.

1) Ordnung. Zähne in beiden Kinladen allein, ohne Unterſchied der Vorder- und Backenzähne.

a) Ohne Kiemendeckel.

Squalus. Spitze Zähne, ein rundlicher Körper.

Muſtelus. Stumpfe Zähne ein rundlicher Körper M. laevis (Squalus Muſtelus Linn.) Unterſcheiden ſich von dem vorigen Geſchlecht doch ſehr dadurch, daß ſie weniger gefräßig ſind, ſich mehr von Vegetabilien nähren, und eine mehr glatte Haut haben.

Priſtis. Das Maul iſt in eine Säge vorgezogen. Zu beiden Seiten im Maule nur bis 15. körnigte Zähne. Ein rundlicher Körper (Squalus priſtis Linn.) Lebensart und Geſtalt unterſcheiden doch dieſes Thier von den Hayen, und nähern es Muſtelus und Xiphias.

Raja. Spitze Zähne. Platter Körper.

Rhinobatos. Stumpfe Zähne. Platter Körper.

Rochen und Haye kommen in ihrer ganzen Natur äuſſerſt nahe, ungeachtet die äuſſere Körperform ſie ſehr unterſcheidet. Dieſer nur blendende Unterſchied zerreißt ihre natürliche Verbindung nicht. Die Thiere dieſer Familie haben alle keine Schuppen, ſondern eine rauhe ſtachlichte Haut.

b) Mit Kiemendeckeln.

Blennius, Cobitis, Gobius, Callichthys (Silurus Linn.). Hieher gehört auch der Platzbauch. (Silurus Aſcitu L.) Hingegen Silurus Glanis, cataphractus, Clarias und andere gehören ſowohl der Zähne, als der übrigen Eigenſchaften wegen zur 2ten Ordnung Caepala, Teuthys, Zeus, Pleuronectes, Chaetodon, Acanthurus (Forskähl) Gaſterosteus, Exocoetus, Sternoptyx Herrm.

Die Zähne ſind bey den meiſten ſpitzig, ſtumpfer bey Gaſterosteus und Exocoetus, die auch in der Bildung abweichen, bey andern krumm, bey andern abwechſelnd länger, andere haben mehrere Reihen. Einige Pleuronectes Arten haben rauhe Knochen im Gaum. Die Schuppen ſind klein, bey vielen unſichtbar. Der Körper geht von der runden zur ſehr zuſammengedrückten Geſtalt über. Viele

ge-

gebähren lebendige Jungen. Viele haben Bartfasern. Die meisten haben hochstehende Augen. Einige haben Stacheln. Stachlichte und unbewafnete kommen im Geschlecht Chaetodon zusammen. Diese Familie ist der vorigen analog. Die meisten nähren sich von Vegetabilien und Gewürmen. Ungewisse Stellen haben Blennius Cornutus Cabitis heteroclita, Chaetodon Ciliaris, Gasterosteus ovatus. Viele Gasterostei gehören wohl zur folgenden Ordnung.

2) **Zähne in den Kinnladen und im Gaumen, Vorder- und Backenzähne sind nicht verschieden.** Muraena, Gymnotus, Ophidium, Stromateus, Cyclopterus, Silurus, Scomber, Mullus, Gadus Trachinus, Cottus, Scorpaena, Amia, Sciaena? Trigla, Polynemus.

Die Zähne der Thiere dieser Ordnung sind spitzig oder stumpf, von verschiedener Größe, bey einigen beweglich. Einige haben auch Zähne im Rachen. Viele haben mehrere Reihen Zähne, besonders in der obern Kinnlade. Die Schuppen sind bey den meisten klein, bey einigen kaum sichtbar. Viele haben Bartfasern, Stacheln, Panzer, besonders einen gepanzerten Kopf. Das Geschlecht Ophidium nähert die Fische mit und ohne Bartfasern, Silurus, Fische mit und ohne Stacheln, Cyclopterus, einen ganz nackten und einen gepanzerten Fisch. Die

Körperform geht aus der rundlichen in eine nur etwas zusammengedrückte über. Sie nähren sich alle von Gewürmen, und kleinen Fischen, und sind keine Raubfische. Gadus Tau (Bolch Naturgeschichte der Fische Deutschlands 2. Thl. S. 235.) scheint wegen seiner knorplichten rauhen Zunge, zur folgenden Ordnung zu gehören. Auch die Körperform nähert ihn Lophius Uranoscopus etc.

3) Zähne in den Kinnladen, auf der Zunge und im Gaumen. Vorder- und Backenzähne sind nicht verschieden.

Lophius, Uranoscopus, Calliongmus, Argentina, Echeneis, Coryphaena, Elops, Salmo, Esox, Mugil? Clupea?

So ähnlich die beiden äussersten Geschlechter bey dem ersten Anblick scheinen, so ununterbrochen ist die Reihe, durch die sie sich nähern, die meisten haben starke Zähne und sind, Calliongmus ausgenommen, Raubfische. Einige sind ohne Schuppen, andere schuppicht. Viele haben hochstehende Augen. Panzer und Stacheln haben diese Fische nicht, nur der Kopf ist bey einigen groß und etwas gepanzert. Mugil hat sehr kleine Zähne und einen großen beweglichen Zahn im Maulwinkel in der obern Kinnlade. Er weicht in seiner Lebensart von den übrigen sehr ab, und ist kein Raubfisch.

Das

Das Geschlecht Clupea ist noch nicht genau bestimmt, die meisten haben im Gaumen kleine Zähne. Alosa hat keine Zähne auf der Zunge. Sie sind keine Raubthiere. Thymallus weicht etwas von Salmo ab. Sie hat nur wenig Zähne im Gaumen, und zuweilen ein paar auf der Zunge. Auch ist sie kein Raubfisch.

4) Zähne in den Kinnladen und im Gaumen. Die Vorderzähne sind von den Backenzähnen verschieden.

Anarrchichas, Sparus, Labrus, Perca. Die Vorderzähne sind entweder spitzig, und die Backenzähne stumpf, oder sie sitzen mehr hinterwärts, oder sie sind kegelförmig und stumpf, und die Backenzähne spitzig. Die Zähne des Anarrhichas im Gaumen sitzen ins Kreuz, auch weicht der Fisch von den übrigen etwas ab. Das Geschlecht Perca ist auch sehr unbestimmt, nur einige sind Raubfische. Labrus hat einen Hundszahn.

5) Zähne in den Kinnladen allein. Die Vorderzähne sind von den Backenzähnen verschieden.

Chimaera, Balistes, Ostracion, Mormyrus, Trichiurus?

Einige haben gar keine Backenzähne. Die Kinnladen mit den Vorderzähnen stehen sehr hervor. Sie nähern sich den Hayen und Cyclopterus. Einige sind nakt, andere haben Stacheln und Panzer. Sie nähren sich von kleinen Seethieren. Die Vorderzähne der obern Kinnlade sind im Trichiurus allein von den Backzähnen verschieden.

6) **Zähne in den Kinnladen und den Lippen.** Atherina Forskal. Diese Gattung nähert sich Argentina.

7) **Zähne in den Lippen und auf der Zunge** Petromyzon nähert sich den Aalen und Schlangen.

8) **Zähne in der Oberkinnlade allein.** Pegasus nähert sich Sygnatus.

9) **Keine Zähne.**

Diese Ordnung ist, wie alle negativen in der Naturgeschichte unnatürlich. Oft sind die Zähne der Fische in andern Ordnungen so unbemerklich, daß man sie unter diese bringen muß, da sie doch der Natur gemäß zu einer andern gehörten. Aber auch fast in jeder der übrigen Ordnungen findet eine natürliche Reihe der Fische statt, von solchen mit großen starken Zähnen, bis zu solchen,

chen, die sehr kleine Zähne haben, und diese gehen durch feine Nüanzen zu den ungezähnten über. Diese Ordnung enthält also auch die Anfänge gleichsam von allen andern Ordnungen. Um sie natürlich zu machen, muß man sie in mehrere Familien abtheilen.

Doch die erste Familie macht einen natürlichen Haufen aus. Der Rüssel scheint gleichsam die Zähne absorbirt zu haben. A) **Das Maul ist in einen langen Rüssel vorgezogen.**

Xiphias, Acipenſes, Syngnatus, Centriſcus, Fiſtularia? Loricaria.

Sie sind die Belluae unter den Fischen. Die Reihe geht ununterbrochen fort, wenn gleich die äußersten Glieder etwas unähnlich scheinen. Die meisten sind gepanzert. Sie sind keine Raubfische, sondern nähren sich vielmehr von kleinen Seethieren und Seepflanzen.

B) **Vorstehende knöcherne Kinnladen. Keine oder doch unmerkbare Schuppen.**

Diodon, Tetradon, Mola. Gehören zur 5ten Ordnung. Mola ist zu sehr durch die Körperform verschieden, als daß das Geschlecht könnte unter Tetradon stehen.

C) Vorstehende Kinnlade. Schuppen.

Soarus. Gehört zur 4ten Abtheilung.

D) Keine vorstehende Kinnladen. Unmerkbare Schuppen.

Ammadytes. Gehört zur 2ten Ordnung neben Muraena. Das Geschlecht ist noch nicht genau bestimmt. Eine Gattung soll keine Zähne in den Kinnladen haben, die andere nur einige im Gaumen.

Barbatula. Hieher gehören Cobitis, Barbatula Taenia. Sie nähern sich Cobitis sehr.

Auch einige Petromyzon Arten sind zahlloß.

E) Nicht hervorstehende Kinnladen. Deutliche Schuppen. Muraena (Salmo Linn.) Cyprinus.

Sie nähern sich in der Form den Raubfischen, doch machen sie einen natürlichen großen Haufen aus. Sie sind keine Raubfische, sondern nähren sich von Gewürmen und Seepflanzen. Muraena (worunter auch Lavaretus und mehrere Coregoni gehören) weicht in der Lebensart sehr von Salmo ab.

Heinr. Fr. Linck *).

Göttingen
im May 1789.

*) Den mehresten unsrer Leser wird der Verf. dieses Aufsatzes schon aus seiner Preisschrift de analysi urinae et origine calculi, bekannt seyn.
Anm. des Herausg.

IV.

Ueber die Produktion des Borax.

Der Herr Professor Forster in Halle hat im 9ten Theile der Beyträge zur Völker- und Länderkunde des Herrn Professors Sprengel ein paar verdeutschte englische Schreiben, die Produktion des Borax betreffend, nebst einigen eignen Anmerkungen dazu einrücken lassen, aus welchen folgendes ein Auszug ist. Nach dem 1sten Briefe vom Hrn. Will. Blane Esq. wird diese salzige Substanz, welche in der Landessprache Swagah heißt, von den tibetanischen Gebirgen nach Indostan gebracht. Der Ort, wo sie erzeugt wird, liegt in dem Königreich Jumlate, 30 Tagreisen gegen Norden von Betowle. Man beschreibt die Stelle, wo der Borax erzeugt wird, als ein kleines, von mit Schnee bedeckten Bergen umgebnes Thal, in dessen Mitte sich ein See von etwa 6 englischen Meilen im Umkreiß befindet, dessen Wasser so heiß ist, daß man die Hand kaum drinn leiden kann. Das Erdreich an den Ufern ist ganz unfruchtbar, enthält aber so viel Salztheilchen, daß sie sich nach einem Regen oder gesalznen Schnee in weissen Flocken wie der Salpeter in Indostan auf der Oberfläche ansetzen. Im Winter, wenn es anfängt zu schneyen, bildet man an den Ufern des Sees Behälter, indem man kleine 6 Zoll hohe Dämme um

sie zieht. Sobald diese mit Schnee angefüllt sind, wird heißes Wasser aus dem See darauf geschüttet, welches mit dem geschmolzenen Schnee so lang drinnen bleibt, bis ein Theil davon sich in die Erde zieht, und der andre von der Sonne ausgetrocknet wird. Alsdann bleibt auf dem Grunde eine Masse ½ Zoll dick von rohen Borax, die man hieraus nimmt, und zum Gebrauch aufhebt. Dieses kann nur im Winter geschehen, weil der Schnee dabey unumgänglich erfordert wird, und weil sich alsdann die Salzheilchen am häufigsten zeigen. Hat man einmal auf einer Stelle Borax erhalten, so entsteht keiner eher wieder, als bis drey oder 4mal auf den Fleck Schnee gefallen und geschmolzen ist, da alsdenn die Salzpartikeln wieder zum Vorschein kommen, und man eine neue Operation vornehmen kann. In dem oben beschriebenen Zustande wird der Borax auf Ziegen von einem Berge zum andern geschaft, hernach säubert man ihn durch Kochen und Krystallisationen von der Erde und andern Theilen, die er noch enthält. Von der Beschaffenheit des Wassers läßt sich weiter nichts erfahren, als daß es sehr heiß, sehr schmuzig und gewissermaßen schmierig sey, an einigen Orten aufkoche und einen äußerst widrigen Geruch habe. Den geringsten Borax verkauft man auf jenen Märkten für etwa 15 Rupien, das Maund (ein Bingalisches Gewicht von 74 Pfund).

Nach

Nach dem andern Briefe des P. Präf. der Mission in Tibet F. Joſ. de Rowato iſt in der Provinz oder dem Gebiet von Marmi, 28 Tagreiſen nordwärts von Nepal und 25 weſtwärts von Laſſa, der Hauptſtadt von Tibet, ein ohngefähr 8 Meilen breites Thal und in einer Gegend dieſes Thals ſind zwey Dörfer oder Schlöſſer von denen eins Scierugh und das andere Kangle heiſt, und deren Einwohner ſich mit Zubereitung des Borax abgeben, den ſie nach Tibet und Nepal verkaufen. In der Nähe dieſer Schlöſſer iſt ein ziemlich großer Teich nebſt verſchiedenen kleinern, wo das Erdreich hohl iſt und das Regenwaſſer ſich ſammelt. In dieſen Teichen bildet ſich, nachdem das Waſſer eine Zeitlang drinn geſtanden hat, der Borax von ſelbſt. Dieſe Leute gehen alsdann in das Waſſer hinein, und wenn ſie eine Art von Pflaſter unter den Füſſen fühlen, ſo iſt der Borax formirt und ſie holen ihn heraus. Doch iſt dabey der Unterſchied zu merken, daß, wenn wenig Waſſer ſteht, der Borax ſehr dünn iſt, welches ſie ſogleich unterſcheiden können; iſt aber mehr Waſſer, ſo ſind die Boraxlagen dicker, und über dieſen findet man gewöhnlich eine, 1 bis 2 Zoll dicke Schicht von weichen Schlamme, die wahrſcheinlich das Waſſer anſezt, nachdem es von Wind oder Waſſer bewegt worden. Die Erde, aus welcher der Borax entſteht, iſt weißlicht von Farbe, und 4 Meilen von dem Orte, wo man ihn gräbt, ſind Salz-

gruben, aus denen das Salz kömmt, welches alle diese Völker in den Gebirgen so weit vom Meere, verbrauchen. Zehn Tagreisen weiter nordwärts von diesem Thal liegt noch ein andres, welches Tapre' heist, wo gleichfalls Borax gegraben wird, und an einem dritten Orte, Cioga genannt, findet man ihn auch. In der Sprache von Indostan und Nepal nennt man den Borax Soaga. Wenn er nicht gereinigt ist, pflegt er bald zu schmelzen, und um ihn eine Zeitlang bis zum Verkauf zu erhalten, vermischen ihn die Eingebohrnen mit Erde und Butter.

Hr. Professor Forster sagt in seiner Anmerkung: die rohe Substanz, woraus man in Holland den Borax raffinirt, heißt Tinkal; es besteht derselbe aus Tafelartigen sechsseitigen Krystallen, davon 2 Seiten sehr groß, und 4 weit schmäler sind. Man findet diese Krystallen nur selten, indem der größte Theil des Tinkals aus gebrochenen kleinen Stücken ohne regelmäßige Form bestehet; übrigens fühlt man, daß sie schmierig und von aussen mit Fett überzogen sind . . . ., woher diese Fettigkeit in den Tinkal komme, hat man bisher nicht gewußt.

Als Hr. F. 1775 im Merz auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung war, erzählten ihm zwey Männer, die ebenfalls aus Indien nach Europa zurückkehrten, der Tinkal käme von Lassa in Tibet; er sey der Schaum,

der

der in dem an Lassa nahgelegenen See von der Wärme des Sommers erzeugt würde. Es sey dieser Tinkal bey seinem Entstehen ganz klar und durchsichtig und dies nenne man lebendig; allein es zerwittere derselbe an der Oberfläche und werde trübe, undurchsichtig und mehlich, dies hieße der Tinkal sey todt, wodurch er dann schlechter würde. Um diesem zuvorzukommen, würde auf jeden Zentner Tinkal eine bestimmte Quantität dicke Büffelsmilch und Senfsaamenöl (eigentlich Sesamöl) hinzugethan, welche sein Verwittern hinderten, und so würde der T. in Blasen und Häute gepackt nach Europa versendet.

Hr. F. macht beyläufig die Bemerkung, daß, da der Borax in Tibet offenbar in vulkanischen Gegenden gefunden werde, auch Hr. Hofapoth. Höfer in den heißen Quellen zu Castel nuovo und Cerjiago im Toskanischen reine Boraxsäure, oder das Hombergische Sedativsalz gefunden habe, der mit Mineral-Alkali wahren Borax gab, so könnte die Boraxsäure leicht noch in andern vulkanischen Gegenden, z. B. in Island, den Liparischen, Azorischen Inseln ꝛc. angetroffen werden.

V.

Ueber die Aehnlichkeit zwischen den Bewegungen der Thiere und der Pflanzen, nebst Beschreibung einer Art von Schildklee (sainfoin) dessen Blätter in einer beständigen Bewegung sind, von Herrn Broussonet.

J. de phyl. May 1787.

Die verschiednen Theile der Pflanzen haben zwar die Fähigkeit sich zu bewegen, allein diese Bewegung ist von einer ganz andern Art als die, welche man an den Thieren wahrnimmt. Die merklichsten bey den Pflanzen, und welche auf die schnellste Art hervorgebracht werden, entstehen doch meistens nur von irgend einer reizenden Ursache. Die Reizbarkeit, die nichts anders als eine durch Bewegung sichtbar gemachte Empfindlichkeit ist, ist ein allgemeines Gesetz, welchem die Natur alle belebten Geschöpfe unterworfen hat, und welches unaufhörlich für ihre Erhaltung wacht. Viel wirksamer bey den Thieren als bey den Pflanzen, kann die Reizbarkeit bey den letztern oft mit Erscheinungen vermengt werden, die von einer ganz verschiedenen Ursache abhängen. Das Organ, welches bey den Pflanzen der Wirkung des Stachels ausgesetzt ist, ist das einzige, welches in Bewegung kommt. Niemals bewirkt der Reiz mehrerer

rer Theile, so wie bey den Thieren, jene schnelle Verbindung der Empfindungen, vermöge deren man gewisse Organen in Bewegung sieht, ob sie gleich nicht gerade zu angegriffen worden sind, und die sich übrigens völlig leidend verhalten könnten.

Je vollkommener die Organisation in den verschiedenen Theilen, des thierischen Körpers ist, desto merklicher sind die Zeichen der Reizbarkeit. Diejenigen Theile welche die meiste Aehnlichkeit mit denen der Gewächse haben, und deren Organisation mithin am unvollkommensten ist, sind auch am wenigsten reizbar. Eben dasselbe Gesetz findet man auch bey den Pflanzen wieder, wiewohl mit entgegengesetzten Resultaten. Hier sind die Zeichen der Reizbarkeit in eben dem Maas merklicher, als sich die Theile denen des thierischen Körpers nähern und sie verschwinden völlig bey denen welche die wenigste Aehnlichkeit mit jenen haben. Dieser Satz findet sich vornehmlich durch die Beobachtung bestätigt, die man an den Geschlechtstheilen der Pflanzen gemacht hat; diese Theile sind allem Anschein nach die einzigen reizbaren, indem die Blätter, die Rinde, die Stiele und Wurzeln nicht das geringste Zeichen von Reizbarkeit geben.

Das Fortpflanzungsvermögen ist bey den Pflanzen so, wie bey den Thieren, ein ihrer Gattung eigen-

genthümliches Geschäfte und ohne welches das Individuum nicht bestehen kann; aber die Natur scheint bey den Pflanzen weit mehr Wichtigkeit damit verbunden zu haben, als bey dem größten Theil der Thiere. Bey der Pflanze scheint beynahe Alles, vereint zu diesem Zweck mit beyzutragen; blos zu dessen Behuf hat das Wachsthum statt, die verschiedenen Pflanzentheile entwickeln sich und zeigen so, wie sich die Organisation vervollkommnet, jene unendliche Mannigfaltigkeit und jenen Reichthum der Farben. Sobald indeß die Natur ihren Wunsch erfüllt sieht, wie die Saamen in ihren Behältnissen den gehörigen Grad der Reife erlangt haben, so geht auch der Umlauf der nährenden Säfte in den Gefäßen zu Ende, die Pflanze vertrocknet und stirbt ab. Es nähern sich indessen die Pflanzen durch ihre Geschlechtstheile den Thieren nicht nur in so fern, als diese die einzigen reizbaren Organen sind, sondern auch noch vielmehr dadurch, daß sie die einzigen zu seyn scheinen, welchen gewissermassen das Vermögen, sich von ihrer Stelle zu bewegen, verliehen ist. Es würde überflüssig seyn, zum Beweis dieser Aeusserung der plötzlichen Bewegung der Staubfäden, Staubwege ꝛc. ꝛc. umständlich zu erwehnen. Diese Erscheinungen an den gereizten Pflanzen, sind den Naturforschern bereits genugsam bekannt.

Die Lebensbewegungen bey den Pflanzen sind diejenigen, welche man am gewöhnlichsten bemerken kann; sie

sind

sind langsam und werden gänzlich durch Umstände bestimmt, die immer wiederkehren und sich auf alle Theile gleichförmig erstrecken. Bey den Thieren sind im Gegentheil fast alle Lebensbewegungen sehr merklich, z. B. die Bewegung des Herzens, das Schlagen der Adern, die Erweiterung der Brusthöle. So wie diese zu Erhaltung des Thiers unumgänglich nöthig sind, so erzeugen sie sich auch täglich von neuen bey jeder Thierart auf eine ähnliche Weise und in ähnlicher Richtung. Eben dies ist auch der Fall bey den Pflanzen. Die Stengel- oder Kletter-Pflanzen, der Hopfen z. B. folgt immer bey seiner Windung um die Stange, der Richtung von Süden gegen Westen.

Wenn man diese Art von Bewegung bey den Pflanzen ändert, so zieht ihnen dieses augenblicklich den Tod zu. Sobald man nehmlich eine Pflanze, die sich von der Rechten nach der Linken um einen Stock geschlungen hat, in die entgegengesetzte Richtung bringt, so verwelkt sie, besonders wenn sie nicht Lebhaftigkeit genug hat, ihre natürliche Richtung von selbst wieder anzunehmen. Ganz auf dieselbe Art tödtet man ein Thier, wenn man eine seiner Lebensbewegungen aufhält.

Das Gesetz, nach welchem die Pflanzen genöthigt sind, sich auf diese oder jene Art zu bewegen, beherrscht

herrscht sie sehr mächtig; wenn zwey Stengel-Pflanzen, von welchen die eine schwächer als die andere ist, einander begegnen, z. B. zwey Je länger je lieber, so schlingen sie sich in einander, um durch diese Vereinigung gleichsam ihre Gewalt zu vergrössern; die eine nimt ihre Richtung rechts, und die andere links; diese letztere ist immer die schwächste und sieht sich genöthigt, eine Richtung zu nehmen, die derjenigen ganz entgegengesetzt ist, welche sie würde genommen haben, wenn sie nicht mit der andern verwickelt worden wäre. Wenn indeß durch irgend einen Zufall diese beyden Pflanzen wieder von einander kommen, so nimmt jede sogleich wieder ihre natürliche Richtung an, nemlich von der Rechten gegen die Linke.

Die wesentlichen Lebensbewegungen, die bey den Pflanzen die gröste Aehnlichkeit mit den thierischen haben, sind der Umlauf der Säfte, der Durchgang der Luft durch die Luftröhren, die verschiedene Stellungen welche die Blumen einiger Pflanzen zu gewissen Stunden des Tages nehmen. Wenn man aber die Art bemerkt, mit welcher alle diese Bewegungen bey den Pflanzen ausgeführt werden, so findet sich's, daß sie eine weit grössere Menge von Abwechselung zeigen, als die bey den Thieren ihnen entsprechenden. Die Temperatur des Luftkreises, die Bewegungen in demselben, das Licht ꝛc. haben einen weit beträchtlichern Einfluß auf die Pflanzen und den schnellern oder

lang-

langsamern Lauf ihrer Säfte; und wie diese sich nie von ihrer Stelle bewegen können, so bringen jene Veränderungen bey ihnen weit merklichere und einförmigere Abwechselungen hervor, als bey den Thieren.

Die Dünnigkeit der Säfte in den Gefäßen der Pflanzen veranlassen zuweilen besondere Bewegungen, so wie dies z. B. bey den Saamen der Balsaminen, des Sauerklees ꝛc. geschieht; wenn diese bis zu einem gewissen Grad der Reife gelangt sind, so zieht sich kein Saft mehr nach ihnen hin, die Kapseln vertrocknen, werden elastisch und springen deshalb plötzlich auf und schleudern die darinn enthaltenen Körner eine beträchtliche Strecke von sich. Diese Handlung kann als ein Zeichen der Belebtheit angesehen werden, weil sie auf die Erhaltung der Gattung abzweckt; sie ist indeß, wie man sieht, durch eine äussere Ursache modificiret, indem sie sich schneller oder langsamer zeigt, je nachdem der Luftkreis mehr oder weniger feucht oder trocken ist.

Auch der Ueberfluß der Säfte bestimmt bey den Pflanzen so, wie bey den Thieren, mehrere Lebensbewegungen. Die schnelle Wirksamkeit der Staubfäden bey dem Mauerkraut, die Einbiegung der Blumenblätter und der Griffel, scheinen von einer ähnlichen Ursache herzurühren. Diese Arten von Be-

wegung, die man vornemlich an den Zeugungsgliedern der Pflanzen wahrnimmt, und die blos unter solchen Umständen vorkommen, die sie unumgänglich nothwendig machen, scheinen gewissermasen das Werk einer eignen Verbindung zu seyn. Sie sind indeß blos mechanisch, da sie täglich auf die nemliche Art und unter denselben Umständen wiederkehren. Auf diese Art breiten sich die Rose von Jericho und die trocknen Früchte mehrerer Arten von Mesembryanthemum nicht eher aus, als wenn ihre Gefäße voll Wasser sind.

Die plötzliche Befreyung der Flüssigkeiten verursacht auch eine Art von Bewegung. Auf diesen Umstand muß man eine Menge von Erscheinungen rechnen die man an den Blättern mehrerer Pflanzen beobachtet und die man durchaus nicht von einer Reizbarkeit herleiten darf. Die Drüsen, die man auf der Mitte jedes Blatts der Dionöa sieht, ziehen sich, so bald sie von irgend einem Insecte gestochen werden, zusammen und sperren dasselbe ein. Der Stich scheint eine Befreyung der Flüssigkeit zu veranlassen, die das Blatt offen erhielt, indem sie die Gefäße desselben ausfüllte. Diese Erklärungsart ist um so wahrscheinlicher, da in den ersten Zeiten des Wachsthums dieser Pflanze, wo die Drüsen noch nicht völlig entwickelt sind, und wo die Säfte wahrscheinlich noch nicht sonderlich stark in den Gefäßen umlaufen,

die

die Blätter in sich selbst zusammengezogen sind, ganz auf die Art, wie es bey ausgewachsenen Pflanzen der Fall ist, wenn die Blätter von einem Insect sind gestochen worden.

Eine ähnliche Erscheinung bemerkt man an den Blättern von ein paar Arten der Rossolis. Hier ist der Mechanismus sehr leicht wahrzunehmen. Die Blätter erscheinen anfangs in sich selbst gekrümmt, und der Saft wird nicht mehr in die kleinen Härchen geleitet, womit sie bedeckt sind; allein nach ihrer Entwickelung zeigt sich die Gegenwart des Safts durch einen Tropfen, den man an der Spitze jedes Haares bemerkt. Durch die Entziehung dieser Flüssigkeit öfnet das Insect die Gefäße des Blatts, das sich nun zusammenzieht und wieder in seinen ersten Zustand übergeht. Die Schnelligkeit der Wirkung steht allemal mit der Menge der vom Insect berührten Haare im Verhältniß. Diese Bewegung läßt sich gewissermasen mit derjenigen vergleichen, die man an dem Fuß eines Thiers bemerkt, der etwa wegen einer Geschwulst in einer Art von Biegung erhalten wird, aber sogleich seine alte Stellung wieder annimmt, wenn man der Flüssigkeit, die das Hinderniß war, einen Ausweg verschaft hat. Verschiedene Botaniker haben eine sehr sinnreiche Erklärung von den Bewegungen der Sensitiva gegeben, sie schreiben sie gewissen kleinen Körperchen zu, die sich

in den Gefäßen der Pflanzen angehäuft haben und die hernach im Augenblick der Berührung zum Durchbruch gelangen; indeß ist hier die Ursache schon etwas schwerer aufzufinden.

Die Erscheinungen, die von dem Ueberfluß der Säfte abhängen, fallen überhaupt bey den Pflanzen die an feuchten Orten wachsen, sehr in die Augen. Von dieser Gattung sind die Rossolis, die Dionäa; und man weiß aus den Erfahrungen der Herren Du Fay und Du Hamel, daß die Sensitiven am empfindlichsten sind, wenn die Sonne mit Wolken bedekt und die Luft feucht und warm ist.

Der Einfluß äusserlicher Ursachen modificirt zuweilen die Lebensbewegungen bey den Pflanzen so, daß man versucht wird, sie einer gewissen Willkühr zuzuschreiben, wie die bey den Thieren, die gänzlich von diesem Vermögen abhängen. Wenn man in der Nachbarschaft einer Stengelpflanze einen Stock in die Erde steckt, so ergreift ihn die Pflanze allemal um sich um ihn zu winden, wo man ihn auch hinsteckt. Eben dies ist der Fall bey den Gabeln in den Weinstöcken, die sich jedesmal an die Stange klammern, sie mag stehen wo sie will, wenn sie nur so nahe ist, daß sie solche erreichen kann. Dieses sind nun völlige Lebensbewegungen; die kletternde Pflanze und die Gabel des Weinstocks streckt sich allmählig

lig nach allen Richtungen und kann also niemals die Gegenstände verfehlen, nach welchen sie gleichsam trachtet. Diese Bewegungen haben so lange statt, als die Theile der Pflanze im Wachsen begriffen sind; so wie sie aufhören zu schieben und haben da noch keinen Körper angetroffen, um welchen sie sich schlingen können, krümmen sie sich in sich selbst. Trieb eine Wurzel gegen die Wand eines Grabens in horizontaler Richtung, so würde sie bald entblößt liegen und zu Grunde gehen; allein ehe sie noch diese Wand erreicht, so krümmt sie sich schon um und treibt, gleichsam als ob es durch einen besondern Instinkt geschähe, niederwärts unter den Graben, steigt auf der entgegengesetzten Seite wieder in die Höhe und geht dann, wenn sie die vorige Höhe erreicht hat, auch wieder in der vorigen horizontalen Richtung fort. Eben dies geschieht, wenn die Wurzel auf irgend einen festen Körper stößt. Entblößt man eine Wurzel und legt, ohne sie zu berühren, einen mit Wasser angefüllten Schwamm neben sie, so nähert sie sich dem Schwamme und nimmt ihre weitere Richtung nach allen den Plätzen, wo man diesen Schwamm in der Folge hinlegt. Diese Bemerkung beweißt überhaupt bis auf welchen Grad die Lebensbewegungen der Pflanzen durch äusserliche Veranlassungen können modificirt werden und wie sie sich wesentlich von denen unterscheiden, die bey den Thieren von der Willkühr bestimmt werden.

Die Bewegungen, welche durch die Gegenwart der Flüssigkeiten in den Gefäßen bewirkt werden, sind in den Blättern der verschiedenen Pflanzengattungen mehr oder weniger merklich. Einige scheinen nicht der mindesten Art von Beweglichkeit theilhaftig geworden zu seyn; andere hingegen haben Blätter, die einer Bewegung nach mehr als einerley Richtung fähig sind; ihre Bewegungen werden gewöhnlich durch verschiedene Einflüsse modificirt, aber unter allen scheint doch keine eine so auffallende und ununterbrochene Beweglichkeit zu haben, als eine gewisse Art von Schildklee. Diese sonderbare Pflanze wurde zu Bengalen an feuchten und thonigten Oertern in den Gegenden von Dacca durch Milady Monson entdeckt, die ihr Eifer für Naturgeschichte so weit getrieben hatte, daß sie eine Reise nach Ostindien unternahm und die der Tod mitten auf ihrer botanischen Laufbahn überraschte. Linnee hat ihr Andenken durch seine Monsonia erhalten. Hr. Broussonet erhielt vom Ritter Banks die Mspte der M. Monson und aus diesen hat er die Beobachtungen gezogen, welche die Bewegungen jener Pflanze betreffen und welche M. M. in Bengalen gemacht hatte. Er hat sie zugleich mit denen verglichen welche er in den Europäischen Gewächshäusern zu untersuchen Gelegenheit hatte. Hr. Br. hält es für nöthig, erstlich, die Beschreibung dieser Pflanze vorauszuschicken, weil der jüngere Linnee der einzige gewesen ist, der in

seinem

seinem Supplem. plantar. davon geredet hat; allein dieser hat die Blüte nicht gesehen und seine Beschreibung ist daher unvollständig. Hr. Br. hat auch a. a. O. eine Zeichnung mit beygefügt, weil ihm bis itzt noch keine Abbildung dieser Pflanze zu Gesichte gekommen ist *).

Die Indianer nennen diese Pflanze *Burum chandali.* Linee hat sie unter das Geschlecht der Hedysarum gezählt und sie durch das Beywort gyrans ausgezeichnet. Hr. Br. aber will ihr den Namen *Sainfoint oſcillant*, welchen ihr Daubenton im Kabinet des Königs gegeben, erhalten, weil dieser Name die Bewegung ihrer Blätterchen viel passender bezeichne.

Die Wurzel ist gewöhnlich jährlich, bisweilen zweyjährlich und in den Europäischen Gewächshäusern dauert sie oft noch länger; sie ist durchaus ästig und faserig. Die Aeste gehen von einem Stengel aus, der sich sehr wenig erhebt. Ihre Anzahl ist gemeiniglich sechs bis sieben und sie erreichen eine Höhe von drey oder vier Fuß. Sie sind holzig, glän-

*) Da die zum Artikel II. dies. Stücks gehörige Abbildung ebenfalls die Blüten nicht mit enthält, so haben wir die Broussonetsche Abbildung Tab. II. auch noch mit aufgenommen, damit die Leser beydes, sowohl Beschreibung als Abbildung, desto bequemer mit einander vergleichen können. A. d. H.

zend, walzenförmig, von der Dicke eines kleinen Fingers und tragen Zweige die abwechselnd an ihnen ſitzen. Dieſe ſind zart, biegſam und mit einer glänzendgrünen Oberhaut bedeckt. Die Blätter ſitzen ebenfalls abwechſelnd an den Aeſten und Zweigen, und dieſe ſind faſt durchgängig aus drey Blättchen zuſammengeſetzt; ſelten und blos in der untern Gegend der einfachen Stengel werden ſie von einem 1 bis 2 Zoll langen Stiel unterſtützt, der ein wenig rauch und unten mit zwey ablangen, punktirten und röthlichen Ohren verſehen iſt. Das Mittelblatt iſt um ein merkliches länger als ſein Stiel; dieſe Länge beträgt gewöhnlich 3 bis 4 Zoll und die Breite einen; es iſt Lanzettenförmig, ablang, am Rande glatt, ſehr glänzend, blaßgrün, in der Mitte blaugrünlich und leicht geädert. Die beyden Seitenblättchen, die man gewiſſermaſen als Anhängſel des Mittelblatts betrachten kann, werden von kurzen Stielen getragen, die am gemeinſchaftlichen Stiel feſtſitzen; ſie ſind Lanzettenförmig und ſchmal. Man erblickt an ihrem Fuße kleine ſich zu erheben beginnende, pfriemenförmige, hinfällige und grüne Oehrchen.

Die Blumen haben die Geſtalt aufgerichteter und länglichter Aehren, die aus dem Winkel zwiſchen dem Stamm und den Blattſtielen hervortreiben. Sie ſind ſchmetterlingförmig, klein, dunkelgelb,

paar-

paarweise gestellt, von eyförmigen Brackteen eingefaßt, spitzig, hinfällig, und bedecken einander zum Theil. Der Kelch ist vierzähnigt, beynahe lippenförmig; anfänglich grün, aber so wie er sich der Reife nähert, röthlich und viereckigt. Die Blume selbst besteht aus fünf Blättern; die Fahne *a* ist zugerundet, ausgeschnitten und an den Seiten zusammenlaufend. Die Flügel *b* sind kürzer als das Schiff und dieses letztere *c* ist beynahe oval, zusammengedrückt, von der Länge der Fahne und durch zwey vereinte Blumenblätter gebildet. Die Staubfäden *d* zehn an der Zahl, sind in zwey Abtheilungen gesondert, neun sind mittelst ihrer Filamenten vereinigt, der zehnte aber steht isolirt; jeder trägt einen länglichen, sehr dicken Staubbeutel, der Fruchtknoten ist linienförmig, zusammengedrückt und trägt einen einfachen, röhrichten, aufwärts gedrehten und mit einer stumpfen Narbe begränzten Griffel.

Die Frucht ist eine Hülse *e*, etwa zwey Zoll lang, leicht gekrümmt, gepreßt und zwischen den Saamen etwas eingezogen. Diese Saamen *f*, sind klein, nierenförmig, gedrückt, sehr gleissend, graulich und mit einem Flecken gezeichnet.

Die Blüthzeit dieser Pflanze ist in Bengalen im September. Im November haben die Hülsen schon ihre völlige Reife erlangt, und lassen alsdann

ihre Bohnen fahren. Die Pflanze blüht selten in Europa und ihre Wartung erfordert viel Sorgfalt. Man muß sie in einem warmen Gewächshause halten und niemals herausbringen. Das erstemal, das sie Hr. Br. in Europa gesehen hat, war 1777 in England, im Garten des Lord Bute zu Luton-Park und sie blühte dort im Merz.

Kein Theil dieser Pflanze giebt Zeichen von einer Reizbarkeit, wenn man sie sticht. Den Tag über ist das Mittelblatt waagrecht ausgestreckt und unbeweglich; während der Nacht krümmt sichs zurück und beginnt sich an die Zweige zu legen. Die Seitenblättchen sind beständig in Bewegung, indem sie immer abwechselnd auf und nieder gehen, die ganze Bewegung liegt in dem Stiel, der sich zu verdrehen scheint. Die Blättchen beschreiben einen Kreisbogen. In Ostindien brauchen die Blättchen zu ihrer ganzen Bewegung nicht mehr als zwey Minuten; so schnell hat sie indeß Herr Br. nie in den Europäischen Gewächshäusern sich bewegen gesehen. Die Bewegung welche sie niederwärts treibt, ist viel schneller, als die aufwärtsgehende; auch geht die erstere bisweilen abgesezt, wenigstens nicht gleichförmig, die Bewegung nach oben hingegen ist allemal gleichförmig. Sehr oft bewegt sich jedes Blatt nach einer entgegengesezten Gegend, nemlich so, daß das eine niederwärts gehet, wenn das andere aufwärts geht. Auch steht bisweilen

das

das eine Blättchen ſtill, immittelſt ſich das andere bewegt. Dieſe Bewegung iſt ſo natürlich, daß, wenn man ſie unterbricht indem man eins von den Blättchen feſt hält, es ſogleich ſeine Bewegung wieder anfängt, wenn man es losläßt.

Sobald die gröſsern Blätter vom Winde bewegt werden, hört jene bey den kleinen auf. Bey den Thieren wird das Athmen vornehmlich durch den Blutumlauf, durch die Bewegungen der Muſkeln u. ſ. w. beſchleunigt, bey den Pflanzen aber, wo der Umlauf der Säfte ſehr langſam iſt, ſcheint die Perſpiration durch äuſſere Urſachen vermehrt zu werden, unter welchen die Bewegung der Luft eine der vornehmſten iſt. Die Blätter, welche die zu dieſer Verrichtung beſtimmten Werkzeuge ſind, werden gewöhnlich von dünnen Stielen getragen, die ihnen eine Bewegung nach allen Seiten verſtatten; wenn dieſer Bau fehlt, ſo ſind die Organen der Pflanze verſchiedentlich eingerichtet, die Wärme der Sonne, die Feuchtigkeit oder ein gröſser Ueberfluß von Säften in den auf eine beſondere Art gebauten Gefäſsen beſtimmen dann den Luftwechſel mehrerer Pflanzen. Die Dionäa, die Roſſolis u. ſ. w. wachſen wie bereits bemerkt worden, an feuchten Oertern, wo die Flüſſigkeiten im Uebermaas befindlich ſind. Verſchiedene Senſitiven wachſen in Steſſen, wo die Luft ſehr wenig in Bewegung iſt, oder beſſer, diejenigen, bey welchen

chen der Luftwechsel auf alle die vorerwähnten Arten nicht vor sich gehen kann, haben eine kleine Zahl von Blättern, und sind mit einer überaus dünnen Oberhaut bedeckt. Wenn die Sonne sehr heiß scheint, so sind auch die Blätter des Hedysarum oscillans unbeweglich, hingegen wenn die Witterung warm und feuchte ist, oder wenn es regnet, so bewegen sie sich sehr gut.

Diese Bewegung scheint der Pflanze unumgänglich nöthig, denn sogleich, wie sie die ersten Blätter getrieben hat, findet sich dieselbe ein und dauert auch noch bey Nachtzeit fort, allein mit der Zeit vermindert sie sich. In den Europäischen Gewächshäusern hat sie überhaupt nur das erste Jahr durch statt; im zweiten ist sie sehr wenig zu bemerken. In ihrem Vaterlande sind alle Blätter in Bewegung, in den Europäischen Gewächshäusern hingegen hat sie Herr Br. niemals alle sich bewegen gesehen. In dem Zeitpunkt, wo die Pflanze in der vollesten Blüthe ist, und wo die Befruchtung vor sich geht, sind die Blätter in der stärksten Bewegung. Bey den Pflanzen sowohl als bey den Thieren ist die Zeit der Begattung jedesmal die, wo die Organen den grösten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht haben. So wie diese Zeit vorbey geht, hören die Blätter auf sich zu bewegen, eben so sind auch die Sensitiven kaum noch empfindlich nach dieser Zeit und die Blumen-

menblätter der meiſten Pflanzen ſchließen ſich nun nicht mehr periodiſch zuſammen. Dieſe ſchwingende Bewegung iſt dem Hedyſarum oſcillans ſo natürlich, daß ſie nicht allein zwey bis drey Tage lang bey den Blättern eines abgeſchnittenen und ins Waſſer geſteckten Zweiges ſtatt hat, ſondern daß ſie auch ſogar bey ſolchen Blättern eine Zeitlang fortdauert, die an abgeſchnittenen Aeſten ſitzen, die man nicht ins Waſſer geſteckt hat. Könnte man ſie alſo wohl nicht gewiſſermaſen mit den Schlägen des Herzens vergleichen, die bey den Thieren auch fortdauern, nachdem man ihen jenes Organ aus dem Leibe geriſſen hat? die Blätter ſcheinen wirklich die Stelle des Herzens bey den Pflanzen zu vertreten, denn ſie vermehren durch ihre Bewegung den Umlauf der Säfte, ſo wie das Herz durch ſein Zuſammenziehen den Umlauf des Bluts unterhält. So wie ſich die Blätter von einer Pflanze trennen, ſo iſt auch der Fortgang des Wachsthums gehemmt und die Pflanzen gleichen den Thieren, deren Winterſchlaf durch eine Verminderung der Herzensſchläge bezeichnet iſt.

Die Indianer, welche ſich unter allen Völkern am meiſten mit Beobachtung der Pflanzen abgeben, haben wirklich auch die eigne Bewegung der Blätter derjenigen, von welcher bisher die Rede war, bemerkt und dieſe Erſcheinung war viel zu auſſerordentlich, als daß ſie nicht bey einem abergläubiſchen Volk

der Gegenstand einer Art von eigner Verehrung hätte werden sollen. Sie pflücken in einem gewissen Tage im Jahre, den sie Lunichur nennen, zwey Seitenblättchen in dem Augenblick ab, da sie einander am nächsten sind, und stoßen sie nebst der Zunge einer Art von Nachteule klein. Der vertrauensvolle Liebhaber glaubt nun, daß er sich mit dieser Vorbereitung dem Gegenstand seiner Liebe sehr angenehm machen werde.

Die Bewegung ist, wie aus dem gesagten erhellet, ein den Pflanzen weniger wesentliches Eigenthum, als den Thieren; mehrere Pflanzen besitzen Theile, die kaum einige Zeichen davon geben; ja es giebt verschiedene, die sich in einer gänzlichen Erstarrung zu befinden scheinen, welches man weit seltener bey den Thieren bemerkt, etwa diejenigen ausgenommen, die sich durch ihre Gestalt dem Pflanzenreiche nähern. Diese Sonderbarkeit ist überhaupt bey einer Art von Dracocephalum aus Virginien deren Blumenstiele sich alle in der Stellung erhalten, die man ihnen giebt, sehr merklich. Diese Pflanze scheint wirklich der vorbeschriebenen entgegengesetzt werden zu müssen. Ihre Geschichte befindet sich in den Denkschriften der pariser Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1712.

VI.

Nachricht von einigen elektrischen Versuchen des Herrn Prof. Charles.

Hr. de la Métherie, der nebst den Herren de Morveau, Sage, Duc de Chaulnes ꝛc. Zeuge von diesen Versuchen war, theilt sie im Iourn. de phys. Junius 1787, mit. Die Größe der Maschine, womit sie Hr. Ch. angestellt hat, wird nicht bestimmt angegeben, sondern es wird blos gesagt, daß sie sehr groß gewesen sey und daß die dazugehörige Batterie hundert Fuß Belegung gehabt habe. Die Beschaffenheit der Luft war übrigens zur Zeit dieser Versuche nicht die günstigste, sondern so feucht, daß das Saussurische Hygrometer immer zwischen 80 und 86 stand

Diese Versuche betreffen nun

1. **Eisen.** Ein eiserner Drat von No. 16, und 7 Fuß lang, schmolz nicht allein völlig, sondern aus den Umständen ergab sich, daß noch ein weit beträchtlicheres Stück von ihm hätte schmelzen können. Indessen zeigte dieser Versuch einige interessante Erscheinungen.

Wenn nemlich der Funke nur eine gewisse Stärke hatte, so schmolz der Drat und fiel in kleinen Kügelchen zu Boden.

Hat-

Hatte der Funke mehrere Gewalt, so wurde der Drat in schwärzliche Schlacken verwandelt, die der Magnet zog; zugleich bemerkte man auch einen beträchtlichen Dampf.

Lud man endlich die Batterie sehr stark, und nahm den Drat nicht allzulang, so verflüchtigte er sich in gelbliche, sehr leichte und gegen den Magnet nicht mehr wirksame Flocken, und dann am Ende in einen wahren Ocher.

Die Farbe, welche das Eisen bey allen diesen Versuchen zeigte, war überhaupt ein mehr oder weniger röthliches Weiß.

2. **Silber.** Ein Silberdrat von No. 10. einen Fuß lang, schmolz und fiel in Gestalt kleiner Kügelchen zu Boden, wobey die Batterie nur mäßig geladen war. Bey einem stärkern Funken aber wurde das Silber verkalkt und zu einem weissen Dampf verflüchtigt.

Die Farbe des Funkens war blaulichweiß und der Schlag sehr prasselnd.

3. **Gold.** Ein goldner Drat von eben der Stärke und 4 Zoll Länge, schmolz und fiel, bey mäßiger Ladung, in Kügelchen zu Boden.

Bey

Bey sehr starker Ladung hingegen verkalkte sich das Gold und zertheilte sich in einen gelben purpurfarbigen Dampf. Wickelte man den Drat in ein Papier, so erhielt dieses eine Purpurfarbe. Der Knall war überaus stark und die Farbe der Flamme orangengelb.

4. Platina. Ein kleines und sehr dünnes Streifchen Platina, 10 Linien lang und zwey drittel Lin. breit, welches Hr. de Morveau hergab, wurde bey einer starken Ladung in Dampf verwandelt und der Schlag war sehr lebhaft.

Ein anderes kleines Streifchen, das Hr. Sage hergab, verhielt sich eben so.

Die Farbe des Funkens war blaulich weiß.

5. Kupfer. Ein Kupferdrat ward gleichfalls in Dampf verwandelt. Die Detonnation war sehr lebhaft und die Farbe des electrischen Feuers grünlich weiß.

6. Zinn. Ein klein Streifchen Zinn 8 Zoll lang und drey viertel Lin. breit, ward gleichfalls in weissen Dampf aufgelößt. Die Verpuffung war weniger lebhaft und die Farbe des Funkens weiß.

7. Zink. Er verpuffte ohngefehr so, wie das Zinn.

Nun folgen Verſuche, die in brennbarer Luft angeſtellt wurden. Man hatte eine Glasglocke mit einer vortreflichen Maſchine ausgepumpt. Der Verdünnungszeiger zeigte nicht mehr als 2 Linien; woraus ſich ergab, daß die Glocke nur noch $\frac{1}{180}$ ſeiner erſten Luft enthielt. Sein Raum betrug etwa 42 Kubikzoll, alſo war nicht mehr als $\frac{1}{4}$ Kubikzoll atmoſphäriſche Luft noch darinne und folglich nur $\frac{1}{10}$ Zoll reine Luft. Dieſe Glocke war an ihrem obern Ende durchbohrt und mittelſt eines fetten Leders hatte man eine meſſingene Stange hineingeſteckt, an deren unterm Ende ſich eine durchbohrte Kugel befand. In das Loch nun ſteckte man das Ende eines metallnen Drates, der durch einen metallnen und ebenfalls mit einem runden Knopf verſehenen Wirbel feſt gehalten wurde; das andere Ende des Drates ſteckte eben ſo in einer metallnen Kugel die auf dem Teller der Maſchine lag.

Der Recipient ſtand auf einem Teller den man abſchrauben konnte. Man brachte hierauf an eben dieſen Teller eine Blaſe voll brennbarer Luft an, die in großer Reinigkeit aus Eiſen mit Vitriolſäure entwickelt worden war. Wie man den Hahn öffnete, gieng dieſe Luft in die Glocke, die immer ſo an dem Teller feſt gehalten wurde, daß ſich keine äuſſere mit einmiſchen konnte.

Nun

Nun wurde ein fünf Zoll langer eiserner Drat von No. 16 an die Stange befestigt. Wie man diesem den Schlag aus der ziemlich stark geladenen Batterie gab, so schmolz er, und erfüllte die Glocke mit Dampf. Bey Oeffnung des Hahns drang die Luft mit Pfeifen hinein und verrieth dadurch eine Verschluckung.

Um die Größe dieser Verschluckung zu messen, hatte man einen Apparat an den Teller geschraubt, der aus einer kleinen Glasröhre von 2 Linien im Durchmesser, die in Queckſilber getaucht war, bestand. Als man nun den Hahn öfnete, so stieg das Queckſilber auf eine Höhe von $2\frac{1}{2}$ in der Röhre.

Dieser Versuch zeigte eine sehr sonderbare Erscheinung. Wenn der Eisendrat nach erfolgtem Schlag war in Dampf verwandelt worden, und man nun die Glocke nicht berührte, sondern sie ganz ruhig stehen lies, so bemerkte man alsbald, wie sich der Dampf zum Theil zerstreute und den Teller mit einem schwärzlichen Staub bedeckte. Zu eben der Zeit aber hieng sich ein Theil von diesem Staube an die Röhre und hauptsächlich an die Kugel in Gestalt kleiner Quasten, die sich bald so weit vergrößerten, daß sie eine Länge von 2 bis 3 Zoll erreichten. Hr. de la M. hat a. a. O. diese Quasten abbilden lassen. Anfangs breiteten sie sich auseinander, nach-

her aber senkten sie sich herab wie die Zweige der Trauerweide. Nach einiger Zeit lößten sie sich endlich zum Theil ab und senkten sich auf den Teller und wenn man den Hahn öffnete, so fielen sie sämmtlich nieder.

Nahm man die Glocke vom Teller, so fand man ihn überall mit jenem schwärzlichen Staube bedeckt. Hr. de la M. sammelte denselben sorgfältig und untersuchte ihn. Er fand, daß ihn der Magnet zog und daß er sich gerade so in der Salpetersäure auflößte, wie der Mohr, woraus er schloß, daß es ein wahrer Mohr sey. Dieser Versuch ward sehr vielmals wiederhohlt und gab immer dieselben Resultate.

Versuche in fixer Luft.

Die Glocke wurde mit eben der Sorgfalt wie vorhin, mit fixer Luft angefüllt, und der Eisendrat verkalkte sich auf gleiche Weise. Die Glocke war voller Dampf. Ein Theil senkte sich auf den Teller, der andere hieng sich auch an die Kugel des Leiters, aber die Fäden erschienen weder so lang, noch so zahlreich, wie in der entzündbaren Luft.

Da der Recipient hinweggenommen war, sammlete Hr. de la M. wieder den schwarzen Staub vom Teller, und fand, daß es ebenfalls ein Mohr war.

Versuche in Salpeterluft.

Der Eisendrat wurde auch in dieser Luftart verkalkt und in einen Mohr verwandelt.

Versuche im Luftleeren Raum.

Die Glocke war so leer gepumpt, daß der Zeiger wieder nur noch $\frac{1}{103}$ angab.

Ein goldner Drat von 1 Zoll wurde mit der vorbeschriebenen Sorgfalt an die Stange befestigt, und der Funke der sehr stark geladenen Batterie verkalkte den Drat.

Um sich zu überzeugen, daß es eine wahrhafte Verkalkung sey, wickelte man den Drat in ein Stück weisses Papier und bedeckte auch den Teller mit dergleichen. Nach dem Schlage fand man dann diese beyden Papiere mit Purpur gefärbt; indessen erblickte man in dem, worein der Drat gewickelt gewesen war, auch noch ein Stückchen Gold, woraus sich dann ergab, daß der Drat nur zum Theil war verkalkt worden.

Dieses sind die vornehmsten Versuche, die Hr. Ch. mit Metallen angestellt hat.

In der Folge hat er auch auf einige Thiere Funken aus seinen starkgeladnen Batterien schlagen lassen.

Ein Funke auf die Stirn eines Kaninchens tödtete es. Eben so ward auch ein Meerschweinchen getödtet; allein eine Katze widerstand einem solchen Schlage. In dem Augenblick, wie der erschütternde Funke auf sie fiel, sank sie zu Boden, und ihre Glieder waren in Zuckungen, das Athmen war häufig; allein nach einigen Minuten kam sie wieder zu sich. Das Mittel sie bald zurecht zu bringen bestand darinn, daß man ihr einige schwächere Funken gab, bey dem dritten oder vierten mauzte sie wieder auf die gewöhnliche Art, und nach einigen weitern Anhalten richtete sie sich völlig wieder auf.

VII.

Beobachtungen über den Springhaasen; vom Hrn. Sonnini de Manoncourt.

Hr. S. glaubt, daß die Beobachtungen die er über die Springhaasen bey seinem Aufenthalt in Afrika angestellt hat, um so mehr verdienen bekannt gemacht zu werden, da es dem Gr. v. Büffon nicht möglich gewesen ist, eines solchen Thieres habhaft zu werden und dieser sich also genöthigt gesehen hat,

bloß

bloß nach unvollständigen Angaben davon zu reden.

Nach allen seinen Untersuchungen hat er gefunden, daß es von dieser Thierart in Egypten keine Varietäten giebt, denn ob er gleich an verschiedenen Orten eine große Menge derselben beobachtete, so fand er doch nicht den mindesten Unterschied in Gestalt oder Farbe.

Was die Benennung dieses Thiers betrift, so ist sie verschiedentlich. Büffon gab ihm den egyptischen Namen *Jerbo*, obgleich sein wahrer arabischer Name *Jerboa* ist. Paul Lucas nennt ihn *Gerboise*; Hasselquist „*mus iaculus pedib. posticis longiss. cauda extremi villosa*; Edwards, *Gerbua*; Michaelis, die zweybeinigte Bergmaus, von den Arab. Jarbo genannt; die Tartarn, *Alactacha*; Gmelin, *cuniculus pumilio, saliens, cauda longissima*; endlich Aldrovandi *cuniculus s. lepus indicus, vias dictus.*

In dem heißen afrikanischen Klima scheint es sich die Natur besonders zum Gesetz gemacht zu haben, die Gestalten der daselbst erzeugten Thiere auf die mannigfaltigste Art abzuändern, und alle sonst angenommenen Proportionen zu überschreiten. So findet sich hier der Giraffe oder Kamelopard, welcher

cher sich durch die ganz unverhältnißmäßige Höhe seiner Vorderschenkel auszeichnet und einen seltsamen Kontrast mit dem Springhasen macht, als welcher kaum merkbare Vorderschenkel, desto grössere Hinterfüsse hingegen hat. Diese langen Hinterfüsse, (denn so muß man sie nennen, weil es eigentlich die Fußwurzel (tarsus) ist, die man in so beträchtlicher Verlängerung bemerkt) sind es allein, die dem Springhasen zur Bewegung dienen, indem die Vorderfüsse, die man bloß als kleine Pfoten betrachten muß, ihm zum Gehen ganz undienlich sind. Er hüpft eigentlich nach Art der Vögel, und diese Bewegungsart, die jedem andern vierfüssigen Thiere äusserst beschwerlich seyn würde, ist ihm so natürlich, daß sein Lauf oder sein Hüpfen überaus hurtig und schnell ist. Hier hat man also ein Thier, das sich mit seinen vier Füssen ein wenig von der Classe der vierfüssigen entfernt um einige Spuren von der Vögel ihrer anzunehmen und das in so fern gewissermasen einen Uebergang von der einen zur andern macht.

Die Statur des Springhasen ist so ohngefähr wie die einer großen Ratte. Er hat einen breiten und in Verhältniß mit seinem Körper, dicken Kopf; oben etwas platt, lichtfalb und etwas ins schwärzliche spielend. Die Schnauze kurz, breit und stumpf; der Oberkiefer über den untern hervorragend; jeder von beyden ist blos mit zwey Schneidezähnen besetzt,

davon

davon die obern breit, viereckigt, abgeschnitten, platt und nach der Länge durch eine Rinne in der Mitte getheilt sind; die im Unterkiefer sind länger, auswendig erhaben, spitzig und einwärts gekrümmt. Man sieht, daß diese Zähne ohngefehr so gestaltet und gebildet sind, wie die des Hasen, des Kaninchens, der Ratte und des Hamsters und von dieser Aehnlichkeit schreiben sich alle die vorangeführten Benennungen dieses Thieres her. Indessen wär es alsdenn eben sowohl erlaubt den Springhasen als einen Bieber oder Stachelschwein anzusehen, weil diese eben so wohl keine Spitzzähne, sondern blos vier Schneidezähne haben. Die Nase ist nackend, weiß und knorplich. Die Augen sind hervorstehend, und haben einen braunen Regenbogen. Die Ohren lang, geräumig und mit einem so kurzen Haar bedeckt, daß sie fast ganz nackend scheinen. Von aussen sind sie am untern Theile weiß, in der Folge aber grau. Das Innere ist so, wie die Seiten des Kopfs sehr hellfalb, grau und schwärzlich gemischt. Sie umgeben, ohngefähr bis auf ein Drittel ihrer Länge, den Gehörgang kreisförmig, so daß sie genau die Gestalt vom obern Theile eines Trichters haben. Der Leib ist nicht sehr in die Länge gezogen, hinten breiter als vorn, und stark mit überaus langen, weichen und seidenartigen Haaren besetzt. Die auf dem Rücken und an den Seiten sind fast bis an die Spitzen aschfarbig, gegen dieselben lichtfalb und sie

selbst sind schwärzlich. Da aber der aschfarbige Theil nicht sichtbar ist, so kann man sagen, daß das Fell lichtfalb und mit schwärzlichen im Zickzack laufenden Linien durchschnitten sey. Dieser etwas finstre Anstrich sticht sehr angenehm gegen das schöne, lichte Weiß des untern Theils vom Körper ab.

Die Vorderfüsse sind so kurz, daß sie kaum über die Haare herausgehen. Sie sind weiß und haben fünf Zehen, von welchen die innere die den Daumen vorstellt, sehr kurz, am Ende zugerundet und ohne Klauen ist. Die vier übrigen, von welchen die zweite äußere am gröstten ist, sind lang und mit großen hakenförmigen Klauen bewaffnet. Das Sprungbein erhebt sich stark, und der innere Theil oder die Fußsohle ist nackend und fleischfarbig. Man kann diese Pfoten ganz füglich als Hände betrachten, denn sie dienen dem Thier auf keine Weise zum gehen, sondern bloß um seine Nahrungsmittel damit zu fassen, sie ins Maul zu bringen, und dann noch sich seinen Bau damit zu graben.

Die Hinterschenkel sind mit langen, falben und weissen Haaren bedeckt. Die langen Füße sind beynahe völlig nackend hauptsächlich von aussen; dies kann aber auch nicht anders seyn, indem das Thier, es mag ruhen, oder in Bewegung seyn, beständig

auf

auf dieſen Theil geſtützt iſt. Dieſe Hinterfüſſe haben drey Zehen, von welchen die mittlere etwas länger als die äuſſern iſt; alle drey ſind mit kurzen, aber breiten und ſtumpfen Klauen verſehen, am Sprungbeine haben ſie noch eine Art von Sporn, oder vielmehr einen ganz kleinen Anfang einer vierten Zehe, wodurch ſich der egyptiſche Jerbo dem von Gmelin beſchriebenen tartariſchen Alactacha nähert, und welche vermuthlich Edwards und Haſſelquiſts Beobachtungen entgangen iſt. Uebrigens ſind die Zehen und der Fuß von unten mit langen Haaren von graugelblicher Farbe beſetzt, diejenigen ausgenommen, die ſich am Urſprung der Zehen befinden deren Farbe ſchwärzlich iſt. Die ſämmtlichen Klauen, ſowohl an den Vorder- als Hinterfüſſen, ſind ſchmuzig weiß.

Der Schwanz, welchen Hr. S. nicht wie Edwards und Haſſelquiſt, dreymal länger als den Körper, ſondern blos etwas mehr als anderthalbmal ſo lang gefunden hat, war im Umfang kaum dicker als eine ſtarke Gänſefeder, dabey aber viereckigt. Die Farbe iſt oben und unten ſehr dunkelgrau und bis an die Spitze wie geſchoren, an dieſer aber mit einem Büſchel langer ſeidenartiger Haare, halb ſchwarz und grau, beſetzt.

Vergleicht man die Beſchreibung mit der, welche Gmelin im fünften Bande der neuen Petersburger Kommentarien vom Alactacha gegeben hat, ſo ſieht man, daß der Jerbo dieſem Thiere überaus ähnlich iſt. Beyde haben die nemliche Anzahl von Zehen an den Vorderfüſſen, Spornen an den Hinterfüſſen, einerley Länge des Schwanzes u. ſ. w. woraus ſich zweierley ergiebt: einmal, daß der Ierboa und der Alactacha ein und daſſelbe Thier ſind, wie ſchon Büffon vermuthet hatte, und dann, daß die Beſchreibungen, die man vom Ierboa gegeben hat, nicht ſehr genau ſind. Was Büffon noch im Zweifel ließ, beyde Thiere als eins anzuſehen, war die Verſchiedenheit der Himmelsſtriche, worinn beyde lebten; indeß wäre dies nicht das einzige Beyſpiel. Mehrere Thiergattungen z. B. Ratten und Haſen ſind ſowohl über die nördlichen Eisländer, als über die heißen mittägigen Gegenden verbreitet.

Folgende Tafel enthält die vornehmſten Ausmeſſungen des Ierboa, die ein Mittel aus mehreren ſind; ſie betreffen auch blos die Weibchen weil dieſe die erſten waren, die Hrn. S. unter die Hände kamen, übrigens ſind die Verſchiedenheiten der Größen kaum merklich.

Länge des Körpers von der Schnauze bis zum Urſprung des Schwanzes. 5 Zoll 6 Lin.

Län-

Länge des Kopfs, in gerader Linie vom Anfang der Schnauze bis zum Nacken. 1 Zoll 8 Lin.

Länge des Schwanzes . . . . 8 — 6 —

Breite der Schnauze an ihrem äussersten Theile . . . . . — 4 —

Oeffnung des Mauls von einem Winkel der Kinnlade bis zum andern . . — 3½ —

Die obere Kinnlade übertrift die untere um . . . . . — 3½ —

Länge der obern Zähne . . . — 2 —
— der untern — . . . . — 3 —
— der Ohren . . . . 1 — 6 —

Abstand zwischen dem Ende der Schnauze und dem Vorderwinkel des Auges . — 10 —

— zwischen dem hintern Winkel des Auges und dem Ohre . . . — 2½ —

— zwischen beyden Augenwinkeln — 5 —

— zwischen den vordern Augwinkeln in gerader Linie gemessen . . 1 — 1 —

— zwischen beyden Ohren . . — 9 —

Durchmesser des Schwanzes bey seinem Ursprung . . . . — 2 —

Ganze Länge der Vorderschenkel . 1 — 7 —

— des

— — des Daumens . . — 1½ —
— — des zweiten Fingers mit der Klaue . . . . . — 3 —
Der Hinterschenkel . . 6 — 2 —
des Mittelfingers mit der Klaue . — 10 —
— — des Sporns . . . — 1 —

Die Weibchen haben acht Brüste, deren Lage bemerkt zu werden verdient. Sie liegen weiter auswärts als bey andern vierfüssigen Thieren. Das erste Paar befindet sich über dem Winkel des Bugs und das letzte mehr unter den Keulen als an dem Bauche. Die beyden übrigen Paare die mit den vorigen in einer Linie liegen, befinden sich mehr in den Seiten als unter dem Leibe. Das Zeugungsglied hebt sich sehr heraus und die Oeffnung der Mutterscheide ist überaus groß.

Die Männchen sind in ihren Theilen etwas kleiner, der Unterschied hat aber nicht viel zu bedeuten, auch sind die Farben ihres Felles im Ganzen nicht so dunkel wie bey den Weibchen. Die Hoden sind äusserlich nicht zu bemerken. Auch ist die Ruthe in ihrem natürlichen Zustande in einer sehr dicken Scheide versteckt; wenn sie sich aber ausstreckt, so gewinnt sie eine Länge von 15 Linien, und einen Umfang von

an ihrer Wurzel. Die Oeffnung an der Eichel ist aus zwey knorplichen Ringen gebildet. Die Vorhaut hat an ihrem oberen Theile zwey kleine, weisse, knorpliche Haken, welche drey Linien lang sind, und indem sie sich vorwärts überstülpen, so endigen sie sich beynahe am Rand der Vorhaut selbst. Diese an ihrer Wurzel sehr dicken Haken endigen sich in eine Spitze, auf welcher ein kleiner gelber Knopf sitzt, der ihnen das Ansehen der Staubfäden mancher Blumen giebt. Die ganze Vorhaut ist übrigens mit sehr kleinen, weissen, knorplichen Pünktchen besetzt, die gegen die Wurzel der Ruthe gekrümmt sind. In Rücksicht dieser sonderbaren Einrichtung ist zu vermuthen, daß sich so wie bey den Katzen während der Begattung schmerzhafte Zeitpunkte ereignen, und daß selbst die in der Mutterscheide einmal aufgeschwollene Eichel, so wie bey den Hunden, nicht eher als nach Verlauf einiger Zeit, zurückgebracht werden kann.

Diese so übermäßig großen Zeugungsglieder bey diesen sonst ziemlich kleinen Thieren lassen vermuthen, daß sie bey ihren Liebeswerken sehr hitzig seyn müssen. Eben so scheinen sie auch sehr fruchtbar zu seyn, denn sie finden sich in Arabien, Syrien, Egypten und der Barbarey in großer Menge, wahrscheinlich sind aber in nördlichen Gegenden jene Eigenschaften in weit geringerm Grade vorhanden, und es steht zu vermuthen, daß sie in der kalten Jahrszeit ganz be-

täubt sind und sich deshalb weit weniger vermehren als in den mittägigen Gegenden.

Die Untersuchung der innern Theile hat Hrn. S. nichts ausserordentliches gezeigt; blos eine Vermuthung ward dadurch bestätigt, nemlich daß diese Thiere nicht wiederkauen; der beste Beweis davon ist, daß sie nur einen einzigen Magen haben.

Sie finden sich gemeiniglich in Niederegypten und hauptsächlich im westlichen Theile. Der Name Bergratten ist ihnen ganz fälschlich beygelegt worden, indem ganz Niederegypten eine völlige Ebene ausmacht. Die Franzosen sind nicht Urheber dieser Benennung, wie ihnen Hasselquist Schuld giebt, sondern diese Irrung ist vielmehr durch eine Verwechselung des Schafau in den Sprüchw. Sal. mit dem Jerboa, veranlaßt worden; alles, was die Arabischen Schriftsteller von dem erstern sagen, hat man auch dem leztern zugeschrieben. Dieser Schafau der auch das Lamm Israels (Daman Israel) genannt wird, hat ausser der Länge seiner Hinterfüsse noch einige andere Aehnlichkeiten mit dem Jerboa, aber er unterscheidet sich doch von demselben durch mehrere deutliche Merkmale. Uebrigens bewohnt er die Felsenklüfte des Libanons und andrer morgenländischen Berge, auf welchen man den Jerboa niemals erblickt; nicht einmal in Oberegypten traf ihn Herr S. an

und

und glaubt, daß er sich auch dort gar nicht finde, weil er unter den unzähligen Hieroglyphen, die sich dort erhalten haben, nicht mit vorkömmt, und es ist doch sehr wahrscheinlich, daß die Priester des alten Egyptens, unter welchem, wie man weiß, das nicht mit begriffen wird, was unterhalb Memphis liegt, ein so sonderbares Thier aus ihren Hieroglyphen oder geheimen Lehren würden weggelassen haben, wenn es sich in ihren Gegenden befunden hätte, zumal da sie kein besseres Sinnbild als dieses, für die geselligen Tugenden hätten wählen können.

Die Sand- und Schuttmassen, die sich in den Gegenden des neuen Alexandriens finden, werden sehr häufig von den Jerboas besucht. Sie wohnen hier bey Haufen zusammen und graben sich gemeinschaftlich mit ihren Klauen Höhlen zu ihren Wohnungen. Auf diese Art durchlöchern sie sogar den Tophstein, der sich unter den Sandschichten findet. Ohne eben wild zu seyn, sind sie doch immer sehr unruhig. Das mindeste Geräusch oder irgend ein fremder Gegenstand macht, daß sie sich über Hals und Kopf in ihre Löcher werfen. Man kann sie nicht anders als in einer Art Ueberraschung tödten. Die Araber verstehen sich darauf, sie lebendig zu fangen; sie verstopfen nemlich alle Oeffnungen ihrer unterirdischen Schlupfwinkel bis auf eine einzige, durch welche sie dann herauszugehen gezwungen sind. Das gemeine Volk in Egypten ißt ihr Fleisch,

das übrigens eben nicht als ein sonderlicher Leckerbissen bekannt ist, und ihr Fell brauchen sie zu ihrem gewöhnlichen Pelzwerk.

Hr. S. hielt sich während seines Aufenthalts in Egypten 6 solche Thiere in einem großen Käfig von Eisendrat. Gleich in der ersten Nacht hatten sie die hölzernen Stangen gänzlich zernagt und Hr. S. war genöthigt inwendig alles mit Blech überziehen zu lassen. Sie fressen Getraide, Reiß, Nüsse und alle Arten von Früchten. In der Sonne machten sie sich sehr lustig, so wie man ihnen diese entzog, drängten sie sich in einander und schienen durch den Mangel an Wärme, zu leiden. Die Reisenden sagen, daß die Jerboas bey Tage schliefen, und niemals bey Nacht; Hr. S. hat aber für seinen Theil gerade das Gegentheil bemerkt. Im Stande ihrer Freyheit trift man sie oft am hellen Tage in der Gegend ihrer unterirdischen Wohnungen an, und die, welche Hr. S. im Käfig hielt, waren nie munterer und aufgeweckter, als wenn sie sich im vollen Sonnenschein befanden. Ob sie gleich viel Gelenksamkeit in ihren Bewegungen zeigen, so scheinen doch Sanftmuth und Stille die Hauptzüge ihres Charakters zu seyn. Sie leben in zahlreicher Menge ganz friedlich in ihren Höhlen; die, welche sich Hr. S. hielt, ließen sich bequem streicheln. Man bemerkte niemals einiges Geräusch oder Gezänke unter ihnen, selbst dann nicht, wenn man ihnen ihr Futter reichen wollte. Uebrigens

ganz ließen sie weder Freude noch Furcht, noch Erkenntlichkeit blicken; eben so hatte auch ihre Sanftheit eben nichts liebenswürdiges oder interessantes an sich, sie schien vielmehr die Wirkung einer kalten und völligen Gleichgültigkeit zu seyn, die an Stupidität grenzte. Drey von diesen Thieren starben nach und nach, ehe Hr. S. von Alexandrien abreiste; zwey andere verlor er auf einer etwas rauhen Ueberfahrt nach der Insel Rhodus, wo endlich das letzte durch eine Nachläßigkeit des Aufsehers aus dem Käfig entwischte und nicht wieder zu finden war. Bey der Abtakelung des Schiffs wurden alle Winkel durchsucht, aber vergebens; wahrscheinlich hatten es die Katzen gefressen. Diese kleinen Geschöpfe scheinen sich sehr schwerlich in der Gefangenschaft halten, und noch schwerer in unsern Himmelsstrich transportiren zu lassen; inzwischen wird es gut seyn, denen, die so etwas versuchen wollen, einen Wink zur Vorsicht gegeben zu haben. Man hat alles das bey ihnen zu beobachten, was man in Ansehung der Agoutis, Acouchis und anderen Thiere mit schneidenden Zähnen, die man aus Amerika bringt, in Acht zu nehmen hat; man muß sie nemlich in Tonnen einsperren, wo sie nie heraus können, denn ihr Naturell, das sie reizt alles zu zernagen, könnte auf einer Seereise großen Schaden anrichten, und da sie auch sogar das härteste Holz durchlöchern können, so würden sie selbst den Schiffen gefährlich werden.

Maſchinen.

I.

Ueber die Idee zum Windmeſſer ſ. dieſ. Mag. VI. B. I. St. 89 S.

1) CB, T. II. F. 2. ſey die verticale Stange, AE eine Linie längſt des Bleches, zu oberſt des Blech. Durchſchnitt mit einer Ebene ſenkrecht auf c b, der Figur des Magazins. Man kann alſo des Bleches Durchſchnitt durch dieſe Linie vorſtellen, des Blechs Dicke beyſeite geſezt.

2) F ſey des Bleches Schwerpunkt, FH vertical, KFG ſenkrecht aufs Blech; der Winkel CAB = HFE = ζ; des Bleches Gewicht = Q. Dieſes Gewicht treibt F nach FH; und wird in zwo Kräfte zerlegt eine = Q. cos ζ nach FE, die andere nach FK iſt = Q. ſin ζ. (Meine Anfangsgr. d. Stat. 63.)

3) Die erſte Kraft wird durch die Feſtigkeit der Stange und des Bleches aufgehalten. Die zweyte ſtrebt das Blech um A zu drehen; dadurch den Winkel CAE zu vermindern.

4) Soll

4) Soll das Blech in diesem Winkel stehn bleiben so muß so etwas geschehn als wenn nach F G an einem Seile, das um die Rolle G geht, ein Gewicht $P = Q. \sin \eta$ zöge.

5) Dieses Gewicht braucht man nicht durch Versuche zu finden, man berechnet es, wenn man des Bleches Gewicht weiß, aus dem Winkel η.

6) Das Blech sey $Q = 1$ Pfund schwer und mache mit der Verticallinie den Winkel $CAE = 30° = \zeta$; So ist $Q. \sin \eta = \frac{1}{2}$ Pfund.

7) Versteht man unter **Stärke des Windes** blos was für ein **Gewicht** er erhält, so beantwortet sich die Frage völlig aus dem beygebrachten und man braucht gar keine Normalgrösse, Normalmaaße und Normalgewichte, Dinge, die oft nicht besser sind als die Normalschulen.

8) Hat man an einer andern Stange ein ander Blech dessen Gewicht $= R$, das in dem Winkel η gehalten wird, so gehört dazu eine Gegengewicht $= R. \sin \eta$.

9) Hebt also der erste Wind das erste Blech um ζ; Der Zweyte das zweyte um η; so verhält sich die Stärke des ersten und des zweyten Windes $= Q. \sin \zeta : R. \sin \eta$.

10) Iſt $Q = 1$ Pf, $\zeta = 30°$,
$R = 3$ Pf. $\eta = 12°$
ſo verhält ſich die Stärke beyder Winde, wie
1 Pfund. $\frac{1}{2}$: 3 Pfund. 0, 2079117 =
0,540, 6237351
alſo, welches für Wind mehr als zu genau ſeyn wird, etwa wie 5 : 6.

11) Sollen beyde Winde gleich ſtark ſeyn, ſo iſt $Q. \sin\zeta = R. \sin\eta$.

12) Sollte der Wind, der das Blech von 3 Pf. vor ſich hat, ſo ſtark ſeyn als der erſte (9) ſo wäre $\frac{1}{3} = \sin\eta$, oder $\sin\eta = \frac{1}{3} = 0,1666666$; Ein Wind ſo ſtark als der erſte, hübe das zweyte Blech um $9° 35'$

13) Wenn in (11) $\frac{Q. \sin\zeta}{R} = 1$
ſo iſt $\sin\eta = 90°$, alſo ein Wind ſo ſtark, als der, welcher Q um ζ erhebet, erhebt R um $90°$ oder ſtellt es horizontal wenn $R = Q. \sin\zeta$.

14) Ein Blech $\frac{1}{2}$ Pf. ſchwer, würde von dem Winde horizontal geſtellt werden, der das Pfündige um $30°$ erhübe.

15) Wäre

15) Wäre also R leichter als $\frac{1}{2}$ Pfund, so wäre der Wind, welcher 1 Pfund auf 30° stellte, zu stark, das leichte Blech nur horizontal zu erhalten; es flöge also weiter aufwärts, machte mit der Stange nach unten zu einen stumpfen Winkel, und weil in dieser Lage der Wind nicht darauf stößt, so erhält er es auch nicht.

16) Das ist die Bedeutung, wenn man R so nähme, daß $\frac{Q. \sin \zeta}{R} > 1$, da giebt es keinen sin η.

17) Dieß wird zeigen, wie man durch analytische Ausdrücke leicht alle Fälle und Unfälle angibt, und so nach Versuchen die Maschinen einrichten kann.

Hätte man gefunden, daß ein sehr schwacher Wind, das Pfündige Blech doch auf 30° stellte, so dürfte man keines nehmen, das weniger als $\frac{1}{2}$ Pfund wöge, dieses würde von einem nur wenig stärkern Winde flattern.

18) Nun könnte man fragen ob sich nicht auch die Geschwindigkeit des Windes bestimmen liesse?

19) Wenn eine Fläche $= a^2$ von einer flüssigen Materie senkrecht gestossen wird, deren Geschwindigkeit der Höhe $= v$ gehört, so beträgt der Stoß

so viel als das Gewicht eines Prisma voll dieser flüssigen Materie, dessen Grundfläche $= a^2$; die Höhe $= v$.

20) Oder auch als ein Prisma von gleicher Grundfläche dessen Höhe $= 2. v$.

21) Meine Hydrodynamik 316 ... 334; Es ist freylich schlimm daß Theorie und Versuche zwischen 1 und 2 wanken.

22) Ich will in der Folge 1. v brauchen wie in (20) den Grund davon sehe man in meiner Hydrodynamik 344; die Fläche des Blechs, die hier vorkommt, ist hier nur so groß, daß sie den Luftstrahl gleich auffängt.

23) Hat man nach 1. v gerechnet, so ist es leicht das Facit für 2. v. anzugeben, wenn man das vorziehen wollte.

24) Stößt eine flüssige Materie auf die Fläche $= a^2$; unter dem Winkel $= \theta$; so giebt die gewöhnliche Lehre der Hydrodynamik den Stoß $=$ v. a^2 in θ^2; wenn man den senkrechten $=$ v. a^2 sezt Hydrodyn. 345;

25) Das ist, wenn d das Gewicht eines Cubik. der fressenden flüssigen Materie ist, und a^2 eine Menge Quadrat-

drat-Fuß, ohne daß eben die gestossene Fläche ein Quadrat seyn darf, ferner auch v in Fussen ausgedruckt ist, so ist der schiefe Stoß $= M. v. a^2. \sin. \theta^2$; Ein Gewicht von dieser Grösse im Schwerpunkte der gestossenen Fläche senkrecht auf sie angebracht, hält sie zurück, daß sie dem Stosse nicht ausweicht.

26) Dergleichen Gewicht, müßte in der Figur nach F K wirken, oder der Stoß selbst thäte was dieses Gewicht thut wenn es nach F G wirkt.

27) Geht nun der Wind horizontal nach I F; so macht er mit dem Bleche den Winkel I F A $= 90° - \zeta$, wenn es nähmlich wie in (2) stehen bleibt. Also $90° - \zeta = \theta$ gesetzt, ist (25; 6;) $M. v. a^2. \cos \zeta^2 = Q. \sin \zeta$, wo M das Gewicht eines Cubikfusses Luft bedeutet.

28) Auch $M. v. a^2 = Q. \frac{\tang \zeta}{\cos \zeta}$.

Oder

29) $M. v. a^2. \cos \zeta. \cot \zeta = Q.$

30) Da nun Q, M, a, ζ, gegebene Grössen sind, so hat man (26; 27;)

$$v = \frac{Q. \sin \zeta}{M. a^2 \cos \zeta^2} = \frac{Q. \tang \zeta}{M. a^2 \cos \zeta}$$

31) Exempel; Ein Cubikfuß Luft wiege $\frac{70}{800} = \frac{7}{80}$ Pf. Das Blech (6) halte in der Fläche einen Quadratfuß = 1;

Weil $\sin\zeta = \frac{1}{2}$; $\cos\zeta^2 = \frac{3}{4}$, so wiche Q = 1 Pfund, um $v = \frac{1}{\frac{7}{80}\cdot 1} \cdot \frac{\frac{1}{2}}{\frac{3}{4}} = \frac{160}{21} =$

$$7\tfrac{13}{21} \text{ Fuß} = 7{,}61904.. \text{ Fuß.}$$

32) Wenn g die Höhe des Falles in einer Secunde ist, c der Weg den ein Körper in einer Secunde zurücklegt, dessen Geschwindigkeit der Höhe = v gehört, so ist $c = 2.V.(g.v)$ (Hydrodynam. 152).

33) Man brauche den rheinländischen Fuß; wo g = 15, 625 und setze v = 7, 619 (30) so ist

log 15, 625 = 1,1938200
log 7, 619 = 0,8818980

Summa = 2,0757180
halb - = 1,0378590
gehört zu 10, 910

Also ginge der Wind in einer Secunde durch 21,82 Fuß.

34) Setzte man in (24) 2. v statt v (23) so käme statt (29) nur

$$v = \frac{Q}{2\,M.a\cos\zeta^2} \cdot \sin\zeta$$

Also

Also die Geschwindigkeit einer Höhe gehörig, halb so groß als (30) giebt, verhielte sich zur vorigen wie 1 : $\sqrt{2}$.

35) So. für (33).

log 21, 82 = 1,3388547
½ log. 2 = 0,1505150

1,1883397

Gäbe den Weg des Windes in einer Secunde = 15,429 Fuß.

36) Diese Bestimmung der Geschwindigkeit des Windes hat was ähnliches mit Elvius Methode die Geschwindigkeit fliessenden Wassers dadurch zu bestimmen, wie weit es einen Faden, der eine Kugel hält, aus der Lothlinie treibt. (Hydrodyn. 284).

37) Bey der Kugel kann man sich allemahl, wie auch der Faden steht, einen verticalen grossen Kreis vorstellen, welcher die vordere Halbkugel, die gestossen wird, von der hintern absondert, bey welcher die flüssige Materie vorbey geht. Den Stoß auf die Kugel giebt die Hydrodynamik halb so groß, als den senkrechten Stoß auf die Ebene ihres größten Kreises. (In meiner Hydrodynamik 434 u. f. ist hierüber etwas versehn.) Daher kömmt bey der Kugel die Tangente des Winkels; Hier den Ausdruck auf die Tangente zu bringen, müßte man eine For-

mel

mal für eine verticale Ebene berechnen, die von dem Winde, der auf das Blech schief stößt, senkrecht gestoßen würde. Ich erinnere das deßwegen, damit man sich nicht etwa eine Schwierigkeit darüber macht, daß hier die Tangente nicht allein vorkömmt.

38) Wie senkrechter Stoß durch die Höhe, welche der Geschwindigkeit gehört, bestimmt wird, auch wie fern man flüssiger Materien schiefen Stoß nach der Zerlegung der Kräfte berechnen darf, das sind hydrodynamische Schwierigkeiten, die bey jeder dergleichen Maschine eintreten. Sie würde sich selbst erläutern lassen, wenn man die Geschwindigkeit des Windes auf andere Arten zu finden, und sie dann mit Versuchen zu vergleichen wüßte, welche mit diesem Windmesser angestellt würden.

39) Vielleicht dienen diese Rechnungen, Hn. Oertels sinnreiche Gedanken leichter in Ausübung zu bringen, zumahl wenn man nichts weiter verlangt, als die Stärke des Stosses, nicht die Geschwindigkeit des Windes. (7)

40) Daß alle Lufttheilchen in dem Windstrohme horizontal gingen, wird man wohl nicht glauben, selbst könnte wohl der Strohm im ganzen eine schiefe Richtung haben, daher wäre allerdings die Untersuchung, die Hr. Oert. vorschlägt, nicht überflüssig, wenn

man

man überhaupt allen Fleiß auf diesen Gegenstand wenden will.

Göttingen im October 1789.

Abraham Gotthelf Kästner.

II.

Nachricht von einem Apparat, die Trockenheit und Feuchtigkeit der Erde zu bestimmen.

Herr Mauricе hat in einer kleinen Schrift, die zu Genf unter dem Titel, Nouvelles observations botanico-météorologiques 1789. 4. mit einem Kupfer herausgekommen ist, folgende zwey Dinge, die zum Besten des Ackerbaus bisher von den Meteorologen noch nicht bearbeitet worden sind, zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht. Erstlich was für ein Grad der Wärme gehört in der Erde zum Keimen und Wachsen der Pflanzen; wie sind diese Grade in den Schichten von verschiedener Tiefe beschaffen, und welches sind die Extremen von Wärme und Kälte, bey welcher die Wurzeln der Pflanzen Schaden leiden oder nicht? — Der zweite Gegenstand, der ihm werth schien, sich eine nähere Kenntniß davon zu erwerben,

werden, war der tägliche Zustand der Feuchtheit oder Trockenheit der Erde. Dieser läßt sich aber nur aus der Ausdünstung derselben bestimmen. Nun ist es ziemlich allgemein anerkannt, daß die bisher bekannten Methoden die Ausdünstung des Wassers zu messen, unvollkommen sind, weil sie nemlich in einem kleinen Gefäs ganz anders ist, als in einem großen, eben so anders in einem abgesonderten und wieder anders in einem nicht abgesonderten; in einem mit dünnen Wänden anders, als in einem mit dicken. Man muß demnach immer die Musschenbroekische Rechnung nach dem Satze vornehmen, daß sich die Massen der ausgedünsteten Flüssigkeiten aus zweyen gleich lang und weiten aber verschiedentlich hohen Gefäßen verhalten, wie die verschiedenen Höhen des Wassers in diesen Gefäßen; und da man dennoch selbst für das Wasser keine ganz genauen Resultate aus solchen Beobachtungen herzuleiten im Stande ist, so läßt sich noch weniger Etwas genaues davon auf die Ausdünstung der Erde anwenden. Und gleichwohl ist es noch wichtiger die letzte, als die erste zu kennen. Sowohl die Transactionen, als die Denkschriften der Akademie sagen kaum ein Wort von der Erfahrung, nach welcher Hales schloß, daß sich die Ausdünstung der Wasserfläche zu der Erdfläche ihrer verhalte wie 10 zu 3; allein da sich auch hier mancherley Verschiedenheiten zeigen, so hat sich Hr. M. zu selbsteigener Untersuchung eine Maschine dazu ausgesonnen, von

der

der man sich aus dem folgenden, einigen Begriff wird machen können. Da Hr. M. die Ausdünstung für das einzige Mittel hielt, um zu erkennen, bis auf welchen Punkt die Erde mit Feuchtigkeit durchdrungen sey, so dachte er sich an dem einen Ende eines Wagbalkens ein gewisses Stück Erde frey in der Luft hängend. Von diesem mußte die Oberfläche unbedeckt, die Seiten mußten so nahe als möglich an der benachbarten Erde und die Grundfläche mußte nur ganz wenig über den drunter liegenden Erdschichten erhaben seyn, um die aus denselben beständig aufsteigenden Dünste in sich zu nehmen. Am andern Arm mußte ein Gegengewicht von Bley angebracht werden, auf welche Art sich dann bald die Punkte der größten Feucht- und Trockenheit müßte finden lassen. Das Gegengewicht müßte allemal bey eintretender Dürre sinken, und bey feuchter Witterung steigen. Wären aber diese einmal bestimmt, so könnte man auch immer wissen, wie der Zustand der Atmosphäre in Absicht auf diesen Gegenstand abwechselte; man könnte von der Menge der aufsteigenden Dünste auf den Grad der den Pflanzen zuträglichen oder nachtheiligen Nässe schließen und hiernach die rechte Zeit der Aussaat ꝛc. bestimmen. Hr. M. theilte Hn. Prof. Pictet diesen Gedanken mit, der ihn gut fand und durch seine Anschläge und Sorgfalt und durch die Geschicklichkeit der Herren Paul es dahin brachte, daß eine solche Maschine zu Stande kam, die, ob-

gleich fast fünf Centner Last dran hingen, doch so empfindlich war, daß sie bey zwey Quentchen Unterschied schon einen Ausschlag gab, und also die kleinsten Abwechselungen in der Feuchtheit und Trockenheit anzuzeigen vermochte.

Die verschiedenen Theile dieses sinnreichen Apparats, sind 1) ein zylindrisches Gefäs von übertirnsten Eisenblech von vier Quadratfuß Oberfläche und einem Fuß Tiefe. Der Boden ist mit kleinen Löchern durchbohrt und das Gefäs selbst mit Erde angefüllt 2) Dieses Gefäs wird von einer Tonne ohne Boden umgeben, dessen Dauben nicht über dem Niveau der Erdfläche hervortreten und ebenfalls mit verschiedenen Löchern durchbohrt sind. Der Spielraum des blechernen Gefäßes zwischen den Dauben der Tonne beträgt ohngefehr einen Zoll an den Seiten und 4 Zoll unter den Boden. 3.) Das blecherne Gefäs ist mittelst einer eisernen und mit einem Haken versehenen Stange aufgehängt der auf dem scharfen Ende eines Hebels oder Wagbalkens liegt, der wieder ganz frey durch eine stählerne messerartig gearbeitete Axe, die auf stählernen Lagern ruht, aufgehängt ist. Das Ganze ist am Ende eines festen aufwärtsgehenden Arms (montant solide) befestigt, mit welchem 4) eine bleyerne Linse in Verbindung steht, die an einer eisernen Stange rechtwinklich und so an den Wagbalken angebracht ist, daß sie mit

ihm

ihm nur ein Stück macht. 5) Etwa um drey Viertel der Länge des Hebels von der Unterlage ist ein Gegengewicht mittelst eines Hakens, so wie der Zylinder, an dem langen Hebelarm aufgehängt. 6) Dieses Ende des Hebels, an dem sich das Gegengewicht befindet und das in eine Nadelspitze ausläuft, zeigt auf einen getheilten Kreisbogen, der sich an einem eben so festen Arm, als der vorige, befindet und wo jede Abtheilung das Gewicht einer Linie Wasser über der Oberfläche des Zylinders, der sich am andern Ende befindet, vorstellt. Jede dieser Linien oder Abtheilungen ist wieder in Zwölftel getheilt und man kann sehr leicht wieder ein Viertel davon durch Schätzung, also $\frac{1}{48}$ einer ganzen Abtheilung nehmen. Die beyden hölzernen Arme sind durch ein starkes Querband mit einander verbunden, das man nicht bemerkt, weil es in der Erde steckt. Dieses Querband, das die Gestalt eines doppelten Kreuzes hat, ruht auf einer Säule auf einem steinernen Lager, so daß man nicht die geringste Verrückung zu befürchten hat.

Wie nun die Maschine aufgestellt war, stach Hr. M. 3 Zoll Rasen auf einer Wiese aus, und nahm unter demselben 4 Kubikfuß Erde, aus welcher er die Steine, die größer als eine Haselnuß waren, auslas. Es hatte seit 3 Tagen nicht geregnet, allein die vorhergehenden Tage war viel Regen gefallen. Es war gegen das Ende des August 1788. Die

genommene Erde war eigentlich nicht von der Sorte, die man hier gute schwarze Erde nennt, allein da sie größtentheils die Eigenschaften hat, die Home derselben beylegt, so setzte er sie lieber in diese Klasse, als in die der Thon-Sand-Sumpf oder Kalkerde. ꝛc. Jeden Kubikfuß drückte er in ein genaues Gemäs und alle viere wogen 408 ℔. zu 18 Unzen. Er setzte sie in einen sehr heißen Ofen und nachdem sie 26 Stunden darinn gestanden hatte, drückte er sie von neuen auf dieselbe Art, wie vorher, in das Gemäs. Sie wog jetzt nicht mehr als 357 ℔. und hatte also für jeden Kubikfus $12\frac{3}{4}$ ℔. Wasser durch die Ausdünstung verloren. Die Erde aber hatte durch das Austrocknen ohngefehr $\frac{1}{29}$ an Umfang zugenommen. Da sie also bey viermaligem Eindrücken noch nicht ganz vom Gemäs gefaßt werden konnte, so wurde für den ersten Augenblick der Zylinder, worein er sie that, dadurch gehäuft. Der Zeiger gab jetzt den Punkt der größten Trockenheit, der auf dem Kreisbogen mit o bemerkt wurde. Hierauf berechnete Hr. M. die Menge Wasser, die auf eine Linie Höhe, über 4 Quadratfuß Oberfläche, geht, welche 30 Unzen 6 Drachmen und 2 Deniers gab. Diese Menge Wasser goß er, nicht auf die Erde des Zylinders selbst, sondern in ein Gefäs, welches er auf die Erde des Zylinders setzte, und von welcher er einstweilen so viel hinweggenommen hatte, als das leere Wassergefäs wog; hierdurch erhielt er die erste Abtheilung

von

von 0 bis 1. davon der Abstand 7½ Linien vom Fuß des Niveau betrug. Nachdem er nun dieses Verfahren 44 mal wiederholt hatte, so erreichte er das Ende seines Kreisbogens, der also hier 44 als den Punkt einer Feuchtheit zeigte, die wahrscheinlich selten vorkommt.

Während der ersten Regen, die nach Aufstellung der Maschine fielen, konnte sie als **Dürrungsmesser** (Evdometer) dienen, weil die Erde wegen ihrer Trockenheit alles Regenwasser leicht in ihre Zwischenräume aufnahm. Da sie aber von den Herbstregen im September gesättigt war; so konnte sie nicht mehr alles Wasser aufnehmen und das übrige floß aus dem Zylinder heraus. Bis jetzt ist die Genauigkeit und Empfindlichkeit dieser Maschine merkwürdig gewesen; die starken Thaue haben ihre Wirkungen gethan, die dicksten Nebel hingegen gar nicht. In dem Augenblick, da die Erde gefror, war die Ausdünstung überaus stark. Ueberhaupt verursachen die mehr oder weniger heftigen Winde, die Gegenwart oder Abwesenheit der Sonne, eine mehr oder weniger warme Luft, sehr merkliche Verschiedenheiten; und zur Zeit sind noch niemals 24 Stunden verfloßen, wo der Zeiger unverrückt geblieben wäre. Hr. M. ist Willens bey dieser Maschine auch noch ein paar Thermometer anzubringen, einen im Innern der Erde des Zylinders und den andern auf ihrer Oberfläche.

III.

Beschreibung einer Maschine, das Wasser mittelst der Fliehkraft zu heben, vom Hn. Pajot des Charmes.

Diese auf Tab. III. Fig. 1. abgebildete Maschine besteht aus einem Schaufelrade, welches in eine Trommel eingeschlossen ist, so daß es sich in derselben drehen kann, ohne ihre Wände zu berühren. Auf der Seite bey b ist eine Röhre c in der Richtung der Tangente auf der Trommel Umkreis angebracht. Wenn man nun blos mit Hülfe einer Kurbel das Rad schnell herumdreht, so wird das durch jede Schaufel aus der Gegend bey g herausgehobne Wasser mit Hülfe seiner erhaltenen Fliehkraft hinauf in den Schlauch c geschleudert und am Ende in vollem Schaum hinüber in den Schlauch e getrieben werden.

Man kann auch eine beynahe waagrechte Rinne d an einer am Scheitel des Rades gemachten Oeffnung anbringen. Wird nun das Rad eben so, wie vorhin, schnell herumgedreht, so schleudern die Schaufeln das Wasser auch in diesen Kanal und zwar mit noch mehrerer Leichtigkeit und in noch größerer Menge, wie vorhin in dem vertikalen Schlauche.

Bey dem Versuche, den man mit einem Modell dieser Maschine anstellte, wurde das Wasser in den vertikalen Schlauch bis auf einen Fuß über die Trommel getrieben, und die Oeffnung wodurch es drang, war sechs Linien breit und einen Zoll hoch.

Die Weite des waagrechten Kanals war ein Zoll. Zwischen den Wänden des Rades und der dasselbe einschliessenden Trommel befand sich ein Spielraum von fünf Linien und die Enden der Schaufel standen vier Linien vom innern Umkreis der Trommel ab. Das Rad hatte mit Inbegriff der Schaufeln, einen Fuß im Durchmesser; der Schaufeln waren an der Zahl zwanzig und jede war 1 Zoll lang und eben so breit. Bey einer guten Einrichtung kann diese Maschine drey Pinten Wasser in jeder Minute heben und die Geschwindigkeit des Rades beträgt alsdann 70 bis 80 Klaftern ohngefehr, in eben der Zeit. In der Figur selbst bedeutet

a die Trommel.
b das Schaufelrad.
c den aufrechten Schlauch.
d den wagrechten Kanal.
e, e die Schläuche, die in den Wasserbehälter f gehen.
g das Gitterwerk um die Unreinigkeiten abzuhalten.
h den Hahn um das Wasser abzulassen.
i die Kurbel; k, k, die Docken der Trommel.

IV.

Nachricht von einem Werkzeuge die Erdschichten zu messen; vom Hn. Ionville.

Die Mineralogie würde unstreitig viel schnellere Schritte gethan haben, wenn man die für sie nöthigen Werkzeuge einfacher, und fortbringlicher gemacht hätte. Mineralogische Reisen können nur zu Fuße mit Nutzen gemacht werden; alles also, was man dabey zu nützlichen Beobachtungen mit sich zu nehmen hat, muß so leicht, so bequem und so sicher als möglich, seyn.

Nach diesen Grundsätzen hat Hr. J. sein Werkzeug eingerichtet. Es ist aus sieben Stücken Nußbaumholz zusammengesetzt, in seiner Zusammensetzung und Befestigung mittelst zwölf Schrauben, ist es in der 2ten Fig. der III. Tafel vorgestellt. Die beyden Füsse AB, AC, welche in A rechtwinklich in einander gefügt sind, werden auf die Erdschicht gesetzt, deren Neigung man messen will; und der Bleyfaden AD schneidet auf den graduirten Theilen EF, FG u. GH auf beyden Seiten der O, welche die Horizontallinie bezeichnet, den gehörigen Grad der Neigung. Man sieht, daß diese drey Theile durch die Halbmesser abgetheilt sind, die vom Punkte A aus,

ſich in dem Halbkreis endigen nach deſſen Punkten ſie ſich erſtrecken.

Dies Werkzeug iſt eben ſo bequem zum bey ſich tragen, als zum Gebrauch. Wenn es in die ſieben Stücke zerlegt iſt, die ſich in einen ledernen Beutel zuſammenſtecken laſſen, ſo nimmt es ſehr wenig Raum in der Taſche ein. Um Gebrauch von ihm zu machen, darf man nur auf der geneigten Schicht eine Stelle ausſuchen, die etwas eben iſt, ſo wird bey Anſetzung der Füſſe B und C der Bleywurf deſſen Faden etwa mit einer 2 Loth ſchweren Kugel verſehen iſt, den Grad der Neigung, rechts oder links von der 0 bis zu 90, welcher letztere den vertikalen Stand anzeigt, darſtellen. Das Gewicht des Bleys verhütet zugleich, daß der Wind den Faden nicht hin und her wehen kann.

Dieſe Vortheile ſchienen Hn. J. den bisher in der Markſcheidekunſt gebräuchlichen Inſtrumenten zu fehlen. Die, welche Hr. von Genſaume in ſeiner Markſcheidekunſt Pl. 1. Fig. A B u. pl. II. Fig. 4, u. 5, beſchrieben hat, zeigen manche Unbequemlichkeiten. Das erſte und zweite ſind fehlerhaft, weil der Halbkreis, der hier das vornehmſte Stück ausmacht, bey den Neigungen, die ſich der ſenkrechten Richtung nähern, auf der Schnur fortgleitet; und weil ferner dieſelben dem Wind eine merklich breite

Fläche entgegenstellen, aus welchem Grund sie wankend werden müssen. Das erste und dritte sind beschwerlich wegen des Dreyfußes, womit sie versehen sind; und das zweyte ist unbequem wegen der Nägel, die man in den Felsen schlagen muß, um die Schnur über sie zu spannen.

V.

Ueber eine neue Bereitungsart des elektrischen Amalgama und die Wirkungen desselben; vom Hn. Baron von Kienmayer, *)

(Journ. de phys. Aug. 1788.)

Es ist eine in der Electricität bekannte Sache, daß das Amalgama zur Verstärkung der elektrischen Maschinen ungemein viel beyträgt, und man trift deshalb fast bey jedem Schriftsteller, der von der Elektricität handelt, ein eignes Recept dafür an. Unter allen Arten von Amalgama hat das aus Zink und Queckſilber bey den mehresten Elektrisirern, besonders unter den Engländern, von Huygens an, den Vorzug erhalten. Die gewöhnlichste Bereitungsart desselben war bisher, daß man zu 5 Theilen Queckſilber 1 Theil Zink setzte und dieses Gemisch entweder durch Schmelzen oder Reiben zur Konsistenz einer Butter brachte. Man verwandelte es auch

*) Man s. dies. Mag. VI. B. I. St. S. 171.

auch durch einen Zusatz von klar geriebner und sorgfältig getrockneter Kreide, oder weisser Schminke (blanc d' Espagne) in ein Pulver und streute es auf die mit etwas Fett bestrichenen Kissen. Auf ähnliche Art verfuhr man mit dem aus Queckſilber und Zinn bereiteten Amalgama.

Alle die Arten von Amalgama, die der Hr. B. v. K. bisher kennen lernte, und deren er ſich bedient hatte, hatten folgende Unbequemlichkeiten 1) das Queckſilber trennte ſich von dem Metall mit welchem es amalgamirt war und fiel in kleinen Kügelchen auf die Maſchine oder hing ſich wohl gar unter dieſer Geſtalt ans Glas der Maſchine ſelbſt. 2) Wenn man eine beträchtliche Zeitlang mit Elektriſiren anhielt, ſo wurde die Maſchine ſchwächer, und man mußte entweder die Kiſſen von neuen mit Amalgama verſehen, oder ſie nur mit einem Meſſer oder Löſchpapier ſäubern. 3) Die Friktion ward zu groß, wenn man die Kiſſen ſtärker ans Glas drückte, um der Maſchine die Anfangs gehabte Kraft zu erhalten.

Hr. v. K. bedient ſich wirklich eines Amalgamas aus Zink, Zinn und Queckſilber, das er, ohne irgend einen Zuſatz von Kreide oder weiſſer Schminke, in ein ſehr zartes Pulver verwandelt. Dieſes übertrift alles, was er bisher in der Art verſucht hat, und hat keinen von den Fehlern, die ſich bey andern Arten

zeigen; denn 1) bleibt das Queckſilber innigſt mit dem Zinn und Zink vereinigt, indem es ſich weder in der Büchſe, worinn es aufbewahrt wird, noch auf den Kiſſen ſelbſt, davon trennt. 2) Wenn auch mehrere Stunden hintereinander elecktriſirt wird, und mehrere Tauſende von Umdrehungen geſchehen, ſo brauche man ſich doch nicht um die Kiſſen zu bekümmern und die Kraft der Maſchine bleibt ſich beſtändig gleich. 3) Die Fricktion wird beträchtlich vermindert; und doch vergröſſert ſich dabey 4) die Kraft der Maſchine wenigſtens um 2 Fünftel.

Die Zuſammenſetzung dieſes Amalgama iſt folgende:

Queckſilber 2 Theile
gereinigter Zink 1 Theil
Zinn 1 Theil.

Um es im Großen zu bereiten, reinigt man den Zink nach Cramers Methode, wie ſie in Macquers chemiſchen Wörterbuche unter dem Artikel Zink, angegeben iſt. Man nimmt den gleichen Theil reines Zinn, ſchmelzt beyde über den Feuer, bis ſie ſich genau vereinigt haben; nimmt ſie dann vom Feuer und ehe ſie völlig erkaltet ſind, miſcht man ſie mit ſo viel Queckſilber, als ſie zuſammen wiegen, dieſes Queckſilber hat man ſchon vorher in einer hölzernen Büchſe in Bereitſchaft, die nicht allein mit einem Dockel, ſondern in der Mitte deſſelben auch noch mit einem Stöpſel verſehen auch inwendig mit Kreide überzo-

gen

gen ist. Diese Masse wird nun durcheinander gerüttelt indem man die Büchse auf der Erde hin und her rollt. Ehe nun das Ganze noch völlig erkaltet ist, nimmt man den Deckel ab und schüttet das harte und silberfarbige Amalgama auf eine marmorne Tafel und in gläserne oder steinerne Mörser, stößt und reibt es daselbst zu feinem Pulver, so ist es fertig.

Wenn man zu lang mit dem Reiben verweilt, so wird die Masse zu hart, und erfordert dann zu viel Arbeit. Indem man das anfänglich weisse Amalgama lange Zeit und zu wiederholtenmalen reibet, wird es nach und nach grau und endlich ganz schwarz. Die Regel ist indessen, es so lange zu reiben, bis es ganz fein ist und zwischen den Fingern keine harten Theile mehr zeigt. Es wird mit der Zeit immer zärter und zerfällt so wie es älter wird, gänzlich in Staub. Auch wenn man es oft schüttelt und es Jahre lang in einer trocknen und wohlverstopften Flasche aufbewahrt, sondert sich doch das Queckſilber nicht ab, woraus erhellet, daß auf diese Art das Queckſilber innigst mit den beyden andern Metallen vereinigt sey. Dieses Verfahren ist nun bey der Bereitung im Großen allemal nöthig, denn es würde sehr gefährlich seyn, wenn man mit den im Fluß begriffenen Metallen eine so große Menge Queckſilber in einem offenen Gefäße vermischen wollte und überdem würde man durch die Verdampfung zu viel

Queckſilber

Queckſilber verlieren, welches die Doſe ungewiß machen müßte; begnügt man ſich hingegen, nur einige Unzen auf einmal zu machen, ſo kann man nach Reinigung des Zinks, 2 Unzen Zink mit 2 Unzen Zinn in einer eiſernen Kelle ſchmelzen, nachher 4 Unzen Queckſilber dazu thun, die Maſſe mit einem eiſernen Spatel umrühren und ſie alsdenn auf vorbeſchriebene Art klar reiben; dies alles kann ohne Koſten, Apparat u. in ſehr kurzer Zeit geſchehen.

Gebrauch kann man von dieſem Amalgama auf eine doppelte Art machen, entweder als Pulver, oder indem man es durch Schweinsfett vor dem Aufſtreichen in eine Salbe verwandelt.

Bey der erſten Methode ſäubert man die Kiſſen von aller Unreinigkeit, und wenn man ſich vorher eines andern Amalgama bedient gehabt hätte, ſo nimmt man ſolches ſorgfältig mit einem Meſſer hinweg, alsdann macht man die Kiſſen durch leichtes beſtreichen mit einem Talglicht etwas fettig; hierauf trägt man das Pulver mit einer Meſſerklinge ſo dünn und gleichförmig, wie möglich, auf die Kiſſen, bis ſie davon über und über eine Meyfarbe bekommen zu haben ſcheinen.

Beym Gebrauch des in eine Salbe verwandelten, trägt man es ohne Umſtände ganz dünn aufs Kiſ-

ſen,

seit, indem man vorher, wie schon erwehnt worden, für die Reinigung des Kissens hinlängliche Sorge getragen hat. Diese letztere Methode scheint vor der erstern den Vorzug zu verdienen, da das untergemischte Fett die Bewegung sanfter macht.

Versuche mit diesem Amalgama.

Die Electrisirmaschine des Hn. B. v. K. besteht aus einer Glasscheibe von 24 Zoll im Durchmesser und wovon sich eine Nachricht in des Hn. Ingenhouß vermischten Schr. phys. med. Inhalts Th. 1. S. 174 in einer Note, findet. Die Kissen sind 7 Z. lang, und $3\frac{1}{4}$ Z. breit und aus trocknen, ebnen Holz verfertigt. Statt der Pferdehaare sind sie mit zwey Lagen vom feinsten Tuch gefüttert und auswendig befindet sich ein Ueberzug von Hundeleder, woraus die schwedischen Handschuhe verfertigt werden; um den Rand liegt ein Streifchen Wachstafft, welches sich beym Umdrehen ans Glas fügt. Durch diese Einrichtung wird die ganze Fläche des Kissens mit der Scheibe in Berührung gebracht und eine gleichförmige Reibung erhaltrn, welches bey den rundgepolsterten Kissen nicht so der Fall ist, u. die deshalb auch lange nicht so viel Feuer geben.

Mit dieser Maschine und dem gewöhnlichen Amalgama konnte Hr. v. K. eine zylindrische Flasche von 17 Z. Höhe u. 4 Z. im Durchm. die $1\frac{1}{2}$ Quadratfuß

drathuß Belegung von Staunkol hatte, bey 10 Umdrehungen völlig laden; mit dem neuen Amalgama hingegen geschah dies schon bey 6 Umdrehungen.

Eine Batterie aus 25 solchen Zylindern, die zusammen 33 Fuß Belegung enthielten, wurde durch 250 Umgänge geladen, jeder Umgang erforderte ohngefehr 1 Sec. Zeit und die ganze Batterie lud sich völlig in 4 M. 10 Sec. höchstens in 5 Min. Mit dem neuen Amalgama lud sie sich höchstens bey 150 Umgängen, wo sie sich nemlich selbst wieder entlud, das manchmal auch bey noch weniger Umgängen geschah; die Friktion war dabey so vermindert, daß man beynahe 2 Umdrehungen auf eine 1 Sec. rechnen konnte, welches zum Laden der ganzen Batterie 75 Sec. oder höchstens 2 Min. erforderte.

Wenn sich die Batterie von selbst entladen soll, so muß das elektrische Feuer inwendig 3 Zoll weit über Glas mit Siegellak belegt und auswendig ebenfalls solche 3 Zoll weit gehen, welches zusammen einen Weg von 6 Z. mache und mithin eine große Gewalt des elecktrischen Feuers voraussetzt.

Wie Hr. v. K. sahe, daß alles übrige gleich gelassen, durch das bloße Amalgama die Kraft der Maschine sich um 2 Fünftel vermehrte, so fing er an, nach dem Rath des Hn. Ingenhouß, Versuche

mit

mit seinen beyden gleichen Batterien anzustellen, deren jede aus 25 zylindrischen Flaschen, beyde also aus 50 bestanden u. 66 Fuß Belegung hatten; sie betrafen Schmelzungen von Eisendrat, davon die nähern Umstände folgende sind:

Den 3. May 1787. 4 U. Nachm.
Barom. 28″ 0,1‴ Wien. Therm. Reaum. Hygr. Saussure

Eisendrat	+ 3½ Grad	96
No. 1	Länge 1 Zoll	ward rothglühend
	½	geschmolzen
2	2	rothglühend
	1½	geschmolzen
3	3	glühend u. zerrissen
	2½	geschmolzen
4	5	glühend u. geschmolzen
	4	geschmolzen.

Den 5 May 6 U. Abends
Barom. 28. 0,4 Thermom. 9. Hygrom. 72

No. 5	7½ Z. lang	glühend
	5	geschmolzen
6	8	glühend
	7	geschmolzen
7	11	glühend u. zerrissen
	10	geschmolzen
8	15	glühend

Be-

Barom. 28. 0, 4 Thermom. 9 Hygrom. 72
= = = = 14 Z. lang = = = = geschmolzen
9 = = 16 = = = = = = glühend
= = = = $14\frac{1}{2}$ = = = = = = geschmolzen.

Den 9 May 4 U. Nachmittags.
Barom. 28. 0, 4 Therm. 19. Hygrom. 65,
No. 10 Länge 36 glühend
= = = = = = = 24 = = = geschmolzen
11 = = = = = 38 = = = glühend
= = = = = = = 36 = = = geschmolzen
12 = = = = = 72 = = = glühend
= = = = = = = 66 = = = geschmolzen.

Hr. v. K. hat die Temperatur der Luft und ihren Grad von Trocken- oder Feuchtheit mit bemerkt, um zu sehen, daß auch die sehr feuchte Luft des 3ten und 5ten May die völlige Ladung der Batterie nicht hinderte, wie wohl mehr Umdrehungen nöthig waren, als am 9ten, wo die Luft weit weniger feucht war; mit dem alten Amalgama lies sich dies nicht so gut bewerkstelligen. Die Eisendräte waren von den gewöhnlichen Röllchen, womit man die Klaviere bezieht.

Es sind diese Versuche blos das Resultat mehrerer anderer, denn es waren sehr viele derselben nöthig, um die Länge des Drates auszufinden, der völlig schmelzen oder blos glühend werden sollte.

Bis-

Bisweilen elektrisirte Hr. v. K. so, daß er auf 5000 Umdrehungen machte, ohne nöthig zu haben nach den Kissen zu sehen, und wenn ja einmal die Scheibe einen Ueberzug von schwarzen Bögen erhielt, so bedurfte es weiter nichts, als dieselben mit einem leinenen Tuche abzuwischen, indem dieser Schmuz gar nicht fest am Glase hing. Mit keinem andern Amalgama lies sich das Elektrisiren so lange fortsetzen und so viel Feuer erhalten.

Um sich aber von der Vorzüglichkeit dieses Amalgamas noch mehr zu überzeugen, wandte es Hr. v. K. bey schlechten und fehlerhaft eingerichteten Maschinen an und verbesserte sie, indem sonst alles im vorigen Stande blieb, dadurch sehr ansehnlich. Man muß indeß bey Verfertigung desselben aufs sorgfältigste die obige Vorschrift befolgen, die kleinste Abweichung davon, verringert es in seiner Wirksamkeit.

Ueber den Grund dieser vorzüglichen Wirksamkeit wagt Hr. v. K. blos folgende Vermuthungen:

1) glaubt er, daß der Zink dazu beytrage, weil alle Elektrisirer und besonders die Engländer von Huygens an, vom Queckſilber mit Zink amalgamirt, die besten Wirkungen gesehen haben.

2) Bey der Art, wie es bereitet wird, vereinigt sich das Queckſilber aufs innigste mit dem Zinn und

Zink, ſtatt daß bey der gewöhnlichen Art ſich das Queckſilber leicht in Kugelgeſtalt ablößt, das Glas überzieht, und ſo eine Art Leiter darauf bringt, wodurch die Elektricität wieder in die Kiſſen zurück geht.

3) Dieſes Amalgama iſt ein völlig reines, metalliſches Pulver, folglich ein Leiter ohne irgend einen fremden Zuſatz; um ſeine Güte ſehr merklich zu verringern, darf man ihm nur etwas Kreide oder weiſſe Schminke zuſetzen, ſie mögen ſo trocken ſeyn als ſie wollen.

4) Es ſcheint, daß dieſes Amalgama als ein etwas hartes Pulver eine andere, und die Elektricität weit mehr erweckende Reibung verurſacht, als ein weicheres, wie z. B. das Mahlergold, oder das gewöhnliche butterartige.

5) Einige Elektriſirer mengen Zinnaſche unter ihr Amalgama; allein Hr. v. K. hat gefunden, daß dieſer Zuſatz deſſen Wirkſamkeit nicht vermehrt; es ſchadet ihm vielmehr in ſo fern, als dieſer Zuſatz, eben ſo wie die Kreide und weiſſe Schminke ein analektriſcher Körper iſt, und folglich die Leitungsfähigkeit deſſelben vermindern muß.

6) Es findet ſich, daß die Wirkung allemal gröſſer iſt, wenn man die Kiſſen mit Schweinsfett einſchmieret, das vorher über dem Feuer zerlaſſen iſt,

indem das im Handel vorkommende bisweilen mit Wasser gebleicht wird, von welchem dann immer etwas hängen bleibt. Dies geht so weit, daß, wenn die Maschine eine Weile gestanden hat und nicht mehr sehr stark wirkt, sie die ganze vorige Kraft wieder bekommt, wenn man die Kissen, ohne sie zu amalgamiren, blos mit etwas von solchem Fett bestreicht. Indessen ist

7) auch so viel wahr, daß, wenn man die Kissen zu sehr einschmiert, man eine beträchtliche Verunreinigung der Theile zu fürchten hat. Uebrigens ergiebt sich aus dieser Erfahrung, daß die Scheibenmaschinen vor allen andern den Vorzug verdienen, weil man bey so mäßiger Größe, doch so große Wirkungen erhalten kann.

Merkwürdige Naturerscheinungen.

I.

Nachricht von einigen Naturmerkwürdigkeiten in Virginien.

Herr Jefferson liefert in seiner Beschreibung von Virginien, davon sich eine deutsche Uebersetzung in Hn. Prof. Sprengels Beytr. zur Völker- u. Länder-

kunde 8 u. 9ten Th. findet, unter andern schätzbaren Nachrichten, auch kurze Beschreibungen von Wasserfällen, Höhlen und andern Naturmerkwürdigkeiten, wovon wir hier das Interessanteste auszeichnen.

1) **Der Wasserfall oder der sogenannte Falling Spring in Augusta.** Dieß ist ein Arm des Jamesflusses, wo er den Namen Jadson führt, welcher in den Bergen des heißen Quells etwa 20 Meilen südwestlich von dieser Quelle selbst entspringt und ungefähr $\frac{3}{4}$ M. von seiner Entstehung über einen Felsen 200 Fuß hinab in das unterliegende Thal stürzt. Die ganze Wassermasse wird der Breite nach an zwey bis drey Orten durch den Felsen getrennt, in der ganzen Höhe aber kein einzigesmal. Zwischen der Wassersäule und dem Felsen kann man unten trocknes Fußes durchgehen.

2) **Die Maddisens Höhle.** In dem sogenannten Kalksteinlande findet man viele sehr beträchtliche Höhlen, worunter die Maddisenshöhle die merkwürdigste ist. Sie befindet sich an der nordlichen Seite der blauen Gebirge nahe bey der Gegend, wo die Rockingham- und Augustalinie von dem südlichen Arm des Flusses Schenandoah durchschnitten wird. Ihr Eingang befindet sich in einem 200 Fuß hohen Hügel, dessen eine Seite so steil ist, daß man einen Stein von der Spitze gerade in den dicht unten am

Hügel

Hügel vorbeyfliessenden Fluß kann fallen lassen. Die Höhle selbst erstreckt sich etwa 300 Fuß weit unter der Erde fort und theilt sich in viele kleine Höhlen. Zuweilen steigt man aufwärts, mehrentheils aber unterwärts und endlich gelangt man an zwey verschiedenen Orten zu Gewässern, deren Anfang unbekannt, und die in gleicher Höhe mit dem Wasser des Flusses zu seyn scheinen; indessen scheinen sie doch nicht damit zusammen zu hängen, erstlich weil sie niemals unruhig, oder in starker Bewegung sind; zweitens weil sie nicht mit dem Fluß steigen und fallen und endlich weil das Wasser in der Höhle beständig kalt ist. Wahrscheinlich gehören sie zu den Wasserbehältern, welche man so häufig im Innern der Erde vermuthet, aus denen die Flüsse ihren Ursprung haben und die sich von den übrigen nur durch den Umstand unterscheiden, daß sie zugänglicher als jene sind. Die Wölbung dieser Höhle ist von festen und dichten Kalkstein 20 bis 50 Fuß hoch. Das durch denselben beständig herabtröpfelnde Wasser hat die Wände wie mit einer zierlich gefalteten Draperie überzogen; durch das mitten von der Decke herunter fallende Wasser sind hier und auf dem Boden konische Stalaktiten entstanden, von denen sich einige bereits vereinigt und zu Säulen gebildet haben.

In der Nähe der nördlichen Berge, in der Grafschaft Frederick findet sich eine ähnliche Höhle. Zu

dieſer iſt der Eingang auf der Spitze einer beträchtlichen Anhöhe. Anfangs ſteigt man 30 bis 40 Fuß wie in einen Brunnen herab, und dann erſtreckt ſich die Höhle in horizontaler Richtung wenigſtens 400 F. weit unter der Erde; die Breite iſt dabey 20 bis 50 und die Höhe 5 bis 12 F. Sobald Hr. J. einige Schritte in die Höhle gegangen war, ſtieg Fahrenh. Therm., das in freyer Luft auf 50° geſtanden, auf 57° = 11° Reaum. und blieb bis in die entfernteſten Winkel der Höhle auf dieſem Punkte.

3. Die ſtürmiſche Höhle, (Blowing Cave). Dieſe iſt an der Seite eines Bergs, hat ungefehr 100 F. im Durchſchnitt, und aus derſelben bläſt unaufhörlich ein ſo ſtarker Zugwind, daß alle Gewächſe auf 20 Ellen weit von der Höhle ganz dicht zur Erde niedergebeugt werden. Bey trockner kalter Witterung iſt dieſer Luftſtrom am ſtärkſten, und bey lang anhaltendem Regenwetter am ſchwächſten. In Höhlen und Bergritzen, wo die Luft bald ſtark hineingezogen, bald wieder ausgeſtoßen wird, hat man dieſes Phänomen ſehr wahrſcheinlich ſo erklärt, als hätten dergleichen Höhlen mit ab- und zunehmenden Quellen Verbindung und ſaugten Luft ein, indem ſich die Waſſerbehältniſſe ausleerten, die ſie aber, nachdem ſie ſich wieder angefüllt hätten, auch wieder ausſtoſſen müßten; ein immerwährend hervordringender Luftſtrom aber, der nur, nach-

dem

denn die Witterung tracken oder feucht ist, an Stärke ab- oder zunimmt, erfordert eine ganz verschiedene Hypotheſe.

In den Cumberlandgebirgen, 1 M. von der Grenze von Carolina ist noch eine Windhöhle, von der man aber nichts weiß, als daß die Luft nicht ununterbrochen hervordringt, und daß eine Quelle aus derselben fließt.

4. **Die natürliche Brücke.** Diese ist eins der prachtvollsten Werke der Natur; sie befindet sich auf der Höhe eines Berges, den irgend eine gewaltige Erderschütterung seiner ganzen Länge nach aus einandergesprengt zu haben scheint. Dieser Spalt ist gerade bey der Brücke, welche die beyden getrennten Theile vereinigt, einigen Ausmessungen zufolge 270, nach andern 205 Fuß tief. Am Fuß des Berges ist er 45 Fuß breit u. oben 90, welches dann auch die Länge der Brücke und ihre Höhe über dem Wasser bestimmt. Ihre Breite in der Mitte beträgt 60 F. unten und oben aber noch mehr und die Dicke der Masse an der Spitze des Bogens ist nicht weniger als 40 Fuß. Einen Theil dieser Masse macht eine große Schicht von Erde aus, auf welcher viele große Bäume Wurzel gefaßt haben. Der Bogen selbst nähert sich einer halben Ellipse, aber die größere Axe derselben, welche die Sehne des Bogens seyn

würde, ist ungleich länger als die Transverse. In einigen Gegenden ist die Brücke mit einer natürlichen Brustwehr von massiven Felsen versehen, demungeachtet haben wenige Menschen Muth genug hinzugehen und hinunter zu sehen und unwillkührlich wirft man sich auf die Kniee, kriecht auf Händen und Füssen bis an das Geländer und blickt hinab in den schauervollen Abgrund. Ein nur minutenlanges Hinuntersehen von dieser Höhe verursachte Hn. Jefferson empfindliche Kopfschmerzen; in eben dem Grade aber, als das Hinunterblicken schmerzhaft ist, ist das Hinaufschauen über alle Vorstellung reizend. Die Empfindungen welche das Große und majestätisch Schöne hervorbringt, können an keinem Orte lebhafter erregt werden, als gerade hier; denn das Entzücken des Zuschauers, wenn er diesen wunderschönen, leichten, himmelanstrebenden Bogen anstaunt, ist wirklich über alle Beschreibung. Die Spalte bleibt eine ganze Strecke oberhalb und unterhalb der Brücke, schmal, tief und gerade und eröffnet eine kurze, aber reizende Aussicht auf die nördliche von der einen, und die blauen Gebirge von der andern Seite, von denen keins über 5 M. entfernt ist. Die Brücke steht in der Grafschaft Rockbridge, welche von ihr den Namen hat, und macht eine öffentliche und bequeme Straße über ein Thal, welches man ohnedieß in einer ziemlich weiten Strecke nicht passiren könnte, der Fluß, der unten durchfließt, heißt Cedar-Creek, und ist ein Arm des Jamesflusses.

5. Der

5. **Der Schwefelbrunnen am großen Kanhaway.** Sieben Meilen oberhalb der Mündung des Elkflusses und 67 oberhalb des Kanhaway befindet sich eine Oeffnung in der Erde, welche etwa 200 Maas fassen könnte und aus der beständig ein bituminöser Dampf in einem so starken Strale steigt, daß der Sand rund um die Oeffnung dadurch in eben die Bewegung gesetzt wird, als bey einem heißen Brunnen. Wenn man ein brennendes Licht bis auf 18 Zoll dem Loche nähert, so entzündet sich der Dampf und steigt in einer 18 Z. dicken und 5 F. hohen Feuersäule empor, die bisweilen in 20 Min. ausgebrannt ist, zuweilen aber auch 3 Tage hintereinander brennt, und dennoch nicht erlöscht. Es ist eine schwankende Flamme, so dicht als von entzündeten Weingeist und riecht gerade wie Steinkohlen. Zu Zeiten sammlet sich in dem Loche Wasser, welches überaus kalt ist und durch den beständig durch dasselbe hinaufsteigenden Dampf in immerwährender Bewegung erhalten wird. Entzündet man alsdann den Dampf, so wird das Wasser in kurzem so heiß, daß man die Hand nicht darinnen leiden kann, und verfliegt endlich ganz. Dieser Ort und die umliegenden Gegenden gehören dem General Washington und dem General Lewis.

6. **Eine sonderbare Naturerscheinung welche vermuthlich aus einer jählingen Entbin-**

dung des Wärmestoffs erklärt werden muß. Wenn man, sagt Hr. J., in den gemäßigten und warmen Monaten des Jahrs ins Freye geht, so stößt man zuweilen auf warme Luftmassen, die in zwey bis drey Secunden vorübergehen und den Beobachter nicht einmal Zeit lassen den Grad ihrer Wärme zu untersuchen. Blos nach dem Gefühl zu urtheilen, scheinen sie ungefehr den Grad der Wärme des menschlichen Körpers zu haben; einige mögen auch wohl noch etwas wärmer seyn. Diese Massen haben ungefehr 20 bis 30 Fuß im horizontalen Durchschnitt. Von ihrer Höhe weiß man nichts, wahrscheinlich aber sind es kugelförmige Körper, die der Wind forttreibt. Wie sie aber entstehen, und wo sie herkommen, oder woraus sie bestehen, das alles weiß man noch nicht. Man kann sie keinem feuerspeyenden Berge zuschreiben, weil wir keine dergleichen haben. Man trift sie auch nicht im Winter an, da die Bauern große Feuer anzünden, um ihre Aecker zu räumen. Auch schränken sie sich nicht auf das Frühjahr ein, wo wir Feuer haben, die sich über ganze Grafschaften erstrecken, um das von den Bäumen gefallene Laub zu verbrennen; ihre Erscheinung ist aber viel zu häufig, um von einem zufälligen Feuer herzurühren. Ich bin überzeugt, daß man ihren Grund in der Atmosphäre selbst suchen müsse. Um diese Untersuchung zu erleichtern, habe ich bisher nur folgende unveränderliche Umstände bemerkt;

merkt: eine trockne Luft, die wenigstens so gemäßigt, als im Herbst und Frühling ist, und denn einen mäßigen Strom der Luft. Am häufigsten sind diese Luftmassen um Sonnenuntergang, seltner in der Mitte des Tages und niemals des Morgens vorhanden.

7. Eine andere eben so merkwürdige Naturerscheinung, die man als einen Nachtrag zu dem, was Hr. Prof. Büsch in seiner Schrift: tractatus duo optici argumenti, und Hr. Abt Gruber in seiner physikalischen Abhandlung über die Strahlenbrechung bemerkt haben, *) ansehen kann. Hr. J. läßt sich darüber so vernehmen: da ich Gelegenheit gehabt habe, der besondern Lage von Monticello in verschiedener Rücksicht Erwehnung zu thun, so will ich noch hinzufügen, daß die große Höhe des Orts es erlaubt, von dort aus eine Naturerscheinung zu beobachten, die zu Lande sehr selten, zur See aber häufig ist, und welche die Seefahrer Looming nennen. Die Physik steht bey dieser Erscheinung noch weit hinter ihr, denn anstatt sie zu ergründen, hat sie ihr noch nicht einmal eine Benennung gegeben. Die vornehmste Wirkung dieses Phänomens besteht darinn, daß entfernte Gegenstände allen (bisher bekannten) Gesetzen der Optik zuwider, größer als in der Nähe

scheinen.

*) M. s. dies. Mag. V. B. 1. St. S. 144. ff.

scheinen. Ich weiß hiervon selbst ein Beyspiel zu York Town, wo man nach Osten hin eine unbegrenzte Aussicht auf die See hat und wo ein kleines Boot mit drey Menschen in einer großen Entfernung für ein Schiff mit drey Masten gehalten wurde. Wie diese Erscheinung eigentlich zur See beschaffen ist, kann man nicht genau bestimmen. Zu Monticello aber ist sie eine sehr gewöhnliche Sache. Nach Süden zu liegt in einer Entfernung von etwa 90 Meilen ein einsamer Berg, dessen natürliche Gestalt ein regelmäßiger Kegel ist. Sobald sich aber dann so genannte Lösung einstellt, verliert er sich bisweilen beynahe im Horizont; zuweilen steigt er höher und spitziger in die Luft, dann erscheint er kugelförmig, und dann sind wieder die Seiten senkrecht, die obern glatt und eben so breit als unten. Kurz, der Berg erscheint bisweilen in den sonderbarsten und veränderlichsten Gestalten und in allen nach der Reihe abwechselnd an einem einzigen Morgen. Die blaue Bergreihe wird zuerst in einer Entfernung von etwa 100 Meilen gegen Nordosten sichtbar und nähert sich in einer geraden Linie bis auf 20 Meilen, wo sie sich nach Südwesten abwärts zieht. Auf diesen Bergen wird das Phänomen in einer Weite von etwa 50 Meilen zuerst sichtbar und bleibt es immer, so weit das Auge reicht. Niemals habe ich dabey einen besondern Zustand der Luft in Absicht auf Schwere, Feuchtigkeit oder Hitze beobachtet; der ein-

zige unveränderliche Umstand ist, daß es nie anders als des Morgens erscheint und nur auf 40 bis 50 englische Meilen weit entfernte Gegenstände wirkt. In diesem letztren Punkt, vielleicht auch gar in beyden unterscheidet es sich vom Loöming zur See. Aus der Refraction kann man diese Verwandlung nicht erklären; diese verändert nur die Verhältnisse der Länge und Breite, Basis und Höhe und behält die allgemeinen Umrisse bey. So kan wohl ein Kreis dadurch länglicht erscheinen, und ein Kegel höher oder niedriger, aber keins der bisher entwickelten Gesetze der Stralenbrechung kann einen Kreis in ein Viereck oder einen Kegel in eine Halbkugel verwandeln.

II.

Ueber eine merkwürdige Lufterscheinung, aus einem Schreiben an den Herausgeber.

— „Der 12te April d. J. war hier ein sehr schwüler Tag; Nachmittag gegen 4 Uhr donnerte es aus Süden einigemal stark, doch schien es nach Verlauf einer Stunde, als ob sich das Gewitter ganz zertheilet hätte; es wurde bey starkem Westwinde kühl, und in der Nacht vom 12ten bis zum 13ten regnete

und ſchneyete es unter einander. Den 13ten war's empfindlich kalt, und der Abend dieſes Tages ſehr finſter; bis auf einen unmerklichen Grad hätte man die Luft von Electricität befreyt zu ſeyn geglaubt, und doch widerſprach der Erfolg dieſer Vermuthung; denn einige meiner Bekannten kamen dieſen Abend von einem Spaziergange zurück, hier wunderten ſich die Hinterdreingehenden, daß des Erſtvorgehenden, unbeſchlagener Knotenſtock, den er unterm Arme trug, am untern naßgewordenen Ende leuchtet; im Umwenden bemerkt dieſer, daß der unaufgeſtülpte langhaarigte Hut des einen, und der aufgeſpannte Regenſchirm des andern an den ebenfalls naßen Säumen feurig zu ſeyn ſcheint; alle wundern ſich hierüber, noch mehr aber wächſt ihre Verwunderung, da ſie an den Aeſten naher Bäume unzählige ſolcher Flämmchen gewahr werden, vorzüglich ſind die hervorkommenden Weidenpalmen aufs herrlichſte illuminiret. Alles dieſes haben mehrere Perſonen, die dieſen Weg paſſiret, wahrgenommen; dem Einen iſt bey den vielen Lichtern ſogar ſein Pferd ſcheu geworden.

Mir war es unangenehm nicht ſogleich von dieſer, in der Art ſeltenen Erſcheinung benachrichtiget worden zu ſeyn; vielleicht wäre ich dadurch in Stand geſetzt worden, über Dauer, Stärke und Art dieſer Elektricität hier umſtändlichere Nachricht geben zu kön-

können; auch konnte ich aller Nachforschungen ohngeachtet nicht erfahren; ob (außer ungefehr ½ Meile im Umkreise) an mehreren Orten, und wie weit? diese Flämmchen bemerket worden wären.

Wiesa am Queis. 1789.

C. W. May.

Zur nähern Prüfung aufgestellte Muthmaßungen u. Versuche.

I.

Auszug aus den Beobachtungen eines Ungenannten über den Reif, den Frost, die Wärme, den Blitz und den Donner.

Boerhave setzte die Ursache des Frosts in eine Zerstreuung der Feuertheilchen: andere, besonders Macquer in seinem chemischen Wörterbuch, glaubten, Wärme werde durch das Reiben der Theile der Körper erzeugt: Musschenbroek, Hurham und andere Physiker hielten dafür, daß verschiedene Erscheinungen ohne eine kältende Materie sich nicht befriedigend erklären liessen.

Beobachtungen über den Reif.

Der Reif ist eine Art Kristallisation, die durch das Wasser in der Luft und den Zutritt eines andern Principiums erzeugt wird. Er findet blos bei heiterm und stillem Wetter statt, selten an erhabenen Stellen. Er erfordert einen gewissen Grad von Kälte; so wie ihm auch ein zu großer Ueberfluß von Feuchtigkeit in der Luft hinderlich ist. Er entsteht niemals bey trüben Himmel, und löst sich beständig in Wasser auf. Da er sichtbar eine Kristallisation ist; so muß er aus zwey Prinzipien bestehen, 1) aus Wasser, 2) aus einem andern Wesen, es sey auch welches es wolle. Welcher Natur aber dieses letzte sey, soll in der Folge untersucht werden.

Vom Froste und der Kälte.

Das Eis entsteht zuerst in stillem Wasser und zwar an den Ufern, es erfodert einen heitern Himmel und stille Witterung, denn die Bewegung im Wasser hindert das Gefrieren desselben. Wenn der Frost einmal in die Häuser eingedrungen ist, so friert es in denselben noch stark, wenn gleich die äusere Kälte nicht verhältnismäßig ist. *) Früchte mit einem feuchten Tuche bedeckt, erhalten sich eher als unter vielem Stroh. Erfrorne Glieder werden durch

*) Dieses ereignete sich in dem leztern harten Winter mehrmals, der Wärmemesser war in den Zimmern öft tiefer als in freyer Luft.

durch Eis und Schnee geheilet. Die Kälte ist am stärksten, wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist. Beym Aufthauen werden die Wände in den Häusern mit kleinen Kryſtallen bedeckt, auch so die Kellerwände. Die Kryſtallen lösen ſich nun wieder in Waſſer auf, und das beygemiſchte Grundweſen verfliegt. Muſſchenbroek und ſeine Anhänger haben daher nicht Unrecht, wenn ſie eine kältende Materie annehmen, und dieſe Materie ſcheinet die elektriſche zu ſeyn, ſie iſt bey Kälte häufig vorhanden; zu dieſer Zeit bemerkt man öfter elektriſche Erſcheinungen, als z. E. Nordlicht. Der Duft iſt immer von Elektricität begleitet. *) Auf Gebirgen, die ewiges Eis und Schnee bedeckt, iſt die Elektricität ſtark. Die Nordwinde bringen die kältende Materie herbey (doch wohl auch von mit Schnee bedeckten Bergen aus andern Gegenden.) Herr de Morveau leitet die Kälte in höhern Gegenden von der elektriſchen Materie her. Herr von Sauſſure bemerkte auf ſeiner lezten Alpenreiſe bey großer Kälte ſtarke Elektricität, und ſogar Blitz. Herr Quinquet will mit einer elektriſchen Maſchine, Reif, Schnee und Eis hervorgebracht haben.

Von

*) Auffallend iſt allerdings der Anſatz des Duftes an metalliſchen Schärfen, an den Seiten der Blätter, des Graſes u ſ. w. die er gleichſam mit einer Borte umzieht und die Flächen ſehr unordentlich bedeckt.

Von der Wärme, dem Gewitter u. s. w.

Die Wärme giebt andere Erscheinungen. Die durch die Sonnenwärme in Dünste verwandelten Feuchtigkeiten steigen in die Höhe, treffen elektrische Materie an, die in diesen Gegenden häufig ist, verdicken sich und fallen als Hagel nieder.

Die in eben diesen Gegenden sehr feinen schwefligten Dünste finden eben da die elektrische Materie, verbinden sich mit ihr und erzeugen die Blitzmaterie, daher ist bey den Gewittern Hagel und Blitz. Nach einem Hagelwetter ist die Luft sehr abgekühlt, weil nach dem Schmelzen des Hagels die elektrische Materie (die hier die kältende ist) entbunden und frey wird.

Aus diesen Beobachtungen folgt, daß in der Natur ein Wesen vorhanden sey, das wenn es durch Nordwinde gehäuft und verdickt wird, sich mit dem Wasser verbindet, es krystallisirt u. s. w. Dieses Wesen, das man das kältende nennen kan, scheint die elektrische Materie zu seyn. Verbindet sich dieses Wesen mit seinen Schwefeldünsten; so wird es Blitzstoff.

Endlich, so ist die Entfernung der Sonne und die schiefe Richtung ihrer Stralen, die Ursache der

Kälte,

Kälte, denn es ist am kältesten, wenn die Sonne am hellsten scheint, und selbst in den Sonnenstralen friert es, wovon das ewige Eis auf hohen Bergen der überzeugendste Beweis ist.

So wenig wir noch bis iezt geneigt sind, den von dem Ungenannten aus seinen Beobachtungen gezogenen Folgen beyzustimmen, daß man nemlich um verschiedene Erscheinungen beym Gefrieren, zu einer kältenden Materie seine Zuflucht nehmen müsse, und daß diese eben genau die elektrische Materie sey; so sind wir dennoch durch einige im leztern harten Winter gemachten Erfahrungen zu einer Muthmasung verleitet worden, ob nicht zwischen der sich mehrmal gezeigten äußerst schnellen Abänderung der Kälte *) und den so plözlichen Abwechselungen der natürlichen Elektricität, eine Aehnlichkeit statt finde, und ob, wenn man nur eine z. E. die wärmende Materie annehme, die Franklinische, und wenn man auch die Kälte als positiv betrachtete, die Kratzensteinische Theorie der Elektricität, analogisch angewendet werden könnte? Wie und wodurch aber nach der ersten Theorie die Erde fähig werde, ihre innere Wärme auszuhauchen und in die Atmosphäre zu zerstreuen, und sie dann im entgegengesezten Fall wieder an sich zu ziehen und

*) Das schnelle Entstehen und Zerstreuen der Wolken, so wie das plözliche Erscheinen und Wiederverschwinden der Nebel auf der Erde, gehöret hierher.

einzusaugen? Nach der zweyten Theorie, wie und wodurch die beyden Materien genöthigt werden sich zu trennen und was, im Falle der Trennung, die Wärme veranlasse sich bald in die Erde zurückzuziehen, bald aber über dieselbe hervorzutreten, und im entgegengesetzten Falle, was die Kälte reize sich der Erde zu nähern und dann wieder in die höhern Regionen zurückzuziehen? Ob und wie der Dunstkreis bald für die eine, bald für die andere Materie empfänglich werde, und ob in ihm der Grund dieser Abwechselung allein liege? Ob der Schnee, da sich die Kälte so lange er liegt merklich vermehrt und erhält, den Austritt der Wärme aus der Erde, oder den Eintritt der Kälte in dieselbe, verhindere? Und endlich, ob nicht die Wirkung der Kälte, so wie das Eindringen der elektrischen Materie, auf einzelne Gegenstände gehindert oder abgeleitet werden könne? Lauter Fragen, die durch obige Beobachtungen vorläufig veranlaßt worden sind, deren Beantwortung aber mehrere Erfahrungen erfodert, oder einem glücklichen Ohngefehr überlassen bleiben muß.

II.

Ueber die Bewegung der Dünste als eine Anzeige der zunächst darauf folgenden Witterung.

Herr de Reynier hat bey seinem öftern Aufenthalt in den Alpen, durch vielfältige Erfahrung gefunden, daß die Dünste, die sich bey Sonnenaufgang längst den Bergen hin erheben, durch ihre verschiedenen Bewegungen, die Witterung des Tages ganz untrüglich vorher verkündigen. Schleichen die Dünste, so wie sich die Sonne mehr über den Horizont erhebt, ruhig und still an den Abhängen hinan, und gelangen in einer völlig gleichförmigen Bewegung zu dem Gipfel der Berge, so wird es gutes Wetter. Haben sie aber eine unordentliche Bewegung, werden sie von der Erde bald angezogen, bald abgestossen, und überhaupt, wenn sie sich schnell bewegen, und gleichsam wie elastische Körper, durch Sprünge erhoben werden; so erfolgt Regen. Ist endlich ihre Bewegung noch schneller und unordentlicher, so entstehen Gewitter mit Hagel. Hierbey wird folgende Anmerkung gemacht. Es sey klar, daß diese Erscheinungen der natürlichen Elektricität zugeschrieben werden müßten, und daß sie im kleinen, durch leichte Körper, die man zwischen zwey Körper

von verschiedener Elektricität bringe, nachgeahmt werden könnten. Und nun werden die Fragen hinzugefügt: warum bringen diese Ableiter, die entgegengesetzten Elektricitäten der Luft und der Erde nicht ins Gleichgewicht, wie doch jene leichten Körper, im kleinen augenscheinlich thun? Warum erfolgen dennoch Gewitter, da doch die hin und her bewegten Dünste, durch ihr Erheben und Niedersinken, der elektrischen Spannung nothwendig nachtheilig werden müssen? Wenn es wahr ist, wie man doch beynahe glauben muß, daß die elektrische Materie, die größte Rolle bey Erzeugung des Regens und des Hagels, spielt, warum erfolgt bey den angeführten Erscheinungen nicht geradezu das Widerspiel? Diese Fragen hat sich Herr Reynier nicht beantworten können, und deswegen hat er sie den Physikern in mehrern Schriften vorgelegt, und wir glaubten sie auch hier unsern Lesern bekannt machen zu müssen. — Allerdings gewinnen jene Erscheinungen das Ansehen, als ob sie der elektrischen Spannung entgegen arbeiteten: allein sind sie auch vermögend einer so ungeheuren Macht Abbruch zu thun? Sind sie nicht vielmehr blos schwache Anzeigen einer entstehenden Elektricität? Oder sind sie wohl gar Beförderer einer weit stärkern Ladung der Luft? Und werden endlich die Dünste nicht, wie der Augenschein lehrt, bey zunehmender Elektricität von der ableitenden Erde zuweit entfernt, als daß sie ihren ersten Dienst

noch

noch weiter verrichten könnten? Wir wollen diese unsere Muthmaßungen, noch nicht für sattsam gegründet ausgehen, wir glauben aber dennoch durch einige leichter zu beantwortende Fragen, die Hauptsache ihrer Entscheidung in etwas näher gebracht zu haben.

Ueber ein besonderes Vorempfindungsvermögen einer Amsel.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

„Schon vor einigen Jahren erhielt ich einen Brief, der mir so eben wieder in die Hände fällt, worinn mir ein Vorfall gemeldet wurde, der in ihrem beliebten Magazin unter den zur weitern Untersuchung aufgestellten Beobachtungen, eine Stelle zu verdienen scheint. Die Nachricht kommt von einem sehr angesehenen und glaubwürdigen Manne her, der, wie man aus der Erzählung wahrnehmen wird, nicht gleich bey jedem Vorfalle, der sich nicht sofort erklären läßt, Mirakel schreyt. Selbst für die Glaubwürdigkeit der in der Geschichte genannten Hauptpersonen kann ich Bürge seyn, da ich sie alle persönlich kenne. Hier ist die Erzählung wörtlich.

„Dem Candidaten G**, der sich im vorigen Sommer in B* aufhielte, ward ein Nest voll junger Amseln gebracht; der müßige Gelehrte übernahm ihre Erziehung und zugleich den Unterricht in der Musik. Seine Zöglinge starben bald bis auf einen, der nicht nur gleich Anfangs einen dauerhaften Körper, sondern auch viel Genie zeigte, daß er in Zeit von einem halben Jahre, beynahe alle Kirchenmelodien, und obendrein so viel Trompeterstücke innen hatte, als man kaum von einem wohlgedienten Dorfschulmeister und einem abgedankten Hoftrompeter fordern sollte. Der Vogel wurde die Bewunderung der ganzen Gegend, aber eben dadurch seinem Lehrprinzen ein theurer Domestique. Doch verkaufen wollte ihn Herr G** nicht, er verschenkte ihn an seine Schwester, die Frau des Herrn Pfarrers H. zu S. die ihn längst darum gebeten hatte. In dem neuen Dienste zeigte der Sänger einige Tage hindurch einige Schwermuth; allein er begriff sich, und machte seiner neuen Herrschaft eben das Vergnügen, als vorhin seinem Lehrmeister. Wohl nach vier Monaten seines Dienstwechsels, hatte er sich einmal des Abends schon zur Ruhe begeben, als er auf einmal schnell auffuhr, ganz wie rasend in dem Kefichte herumflatterte und besonders gegen das Gatter schwirrte und zischte, eben als wenn man jungen Vögeln das Futter zureicht. Kein Mensch konnte ergründen, was dem Vogel widerfahren sey; man

glaubte

glaubte es müßte ihn ein Inſekt geſtochen haben. Man nahm alſo den Bauer herunter, ſuchte Hülfe zu ſchaffen; allein alles war vergebens und die ganze Pfarrfamilie kam über dieſen beſondern Vorfall in Verlegenheit; als auf einmal der Candidat G** unvermuthet zum Beſuche in die Stube trat, womit ſich der Vorfall endigte, und der Vogel ſich ganz gelaſſen zur Ruhe begab. Herr G** hielt es für eine Krankheit, die er doch niemal vorher an dem Vogel verſicherte bemerket zu haben. Etwa nach vier Wochen, fieng die Amſel mitten im Singen den nemlichen Lärm wieder an, und nachdem ſie, wie vorher, damit eine gute Viertelſtunde angehalten hatte, trat auch Herr G** wieder zum Beſuch in das Zimmer, und beſchloß durch ſeine Gegenwart den Auftritt. Nun war es nicht ſchwer auf einen Zuſammenhang oder Einfluß des Lehrmeiſters auf ſeine Schülerin zu rathen. Herr Pfarrer H*. ein ſehr aufmerkſammer und denkender Mann, erſuchte ſeinen Schwager Herrn G** ihm einen baldigen neuen Beſuch zu machen. Herr G** verſtund ſich dazu, und ſiehe! man hatte ſich in der obigen Muthmaſung nicht betrogen. — Der Verſuch iſt mehr als 20mal, wiewohl zu groſer Beſchwerde der Füße des Herrn Candidaten, der immer einen Weg von 3½. Stunde zu machen hatte, wiederholt worden, auch einigemal in Gegenwart des Herrn Dr. L... und man erbot ſich ſogar, jeden Zweifler durch die

That zu überzeugen. — Also gegen die Wahrheit des Vorfalls oder der Erscheinung läßt sich nichts einwenden. — Aber wie geht es zu? Was ich daraus gelernt habe, ist dieses: daß ein Candidatus Theologiae einen Dunstkreis von wenigstens $\frac{1}{4}$ Stunde Weges im Halbmesser haben müße und daher der bekannte odor sanctitatis, auch physisch betrachtet, eben so kein uneigentlicher und ungeschickter Ausdruck sey.„

Doch diesen Scherz beyseite; sollte sich nicht etwa aus diesem Vorfalle, für gewisse Ahndungen, und selbst für eine grose Menge solcher Erscheinungen, die das bekannte: lupus in fabula, unter sich faßt, ein zureichender physischer Grund hernehmen laßen?

Anstalten zum Behuf der Naturkunde.

I.

Vorläufige Beschreibung der Anlage und des Baues der neuen herzoglichen Sternwarte in Gotha. m. s. dies. Magaz. 4. B. 3. St. No. 118.

Diese Beschreibung rührt von dem Director dieser Sternwarte, Herrn Obristwachtmeister von Zach, selbst

selbst her, der sie im Merz 1789. an Hrn. Prof. Bode sandte und von welchem sie in das astron. Jahrb. für 1792 eingerückt wurde. Der enge Raum dieser Blätter verstattet nur das wesentlichste davon hier aufzunehmen.

Der in aller Rücksicht vortheilhafteste Platz, auf welchem diese Sternwarte erbaut werden konnte, war nach den sorgfältigsten Untersuchungen des Hrn. Maj. von Zach die vordere Kuppe des vor der Stadt Gotha gelegenen Seebergs. Die kleinen Unbequemlichkeiten die ein von der Stadt etwas abgelegner Ort nach sich zieht, durfte hier gar in keine Gegenbetrachtung gezogen werden, da es auf die Erbauung einer großen, vollkommenen und stattlichen Sternwarte ankam, bey der nichts, was der neueste Zustand der praktischen Astronomie erforderte, verabsäumt werden sollte. Hr. v. Z. mußte hier um so mehr mit Behutsamkeit und Ueberlegung zu Werke gehen, da es die erste Anlage war, bey welcher man freye Hand hatte und durch keine Umstände gebunden war; Er wollte sich daher auch nicht die geringste Vernachläßigung aller der Vortheile zu Schulden kommen lassen, die zur Bequemlichkeit, Solidität und vollkommensten Erreichung, des vorgesetzten Zweckes eines solchen kostbaren Gebäudes nur im geringsten etwas beytragen konnten. Da nun des Herzogs Durchl. ferner beschlossen hatten, Hrn. v. Z. eine beque-

bequeme Wohnung mit Zubehör dicht an der Sternwarte bauen zu lassen, so verschwanden auch von dieser Seite alle Schwierigkeiten. Die Situation von Gotha ist diese: Das Fürstl. Schloß Friedenstein liegt am südlichen Ende der Stadt auf einer Anhöhe, welche die ganze Gegend dominirt; in Südosten erhebt sich der isolirte Seeberg, dessen Rücken sich nach Osten verlängert, von diesem ist der Horizont ringsum frey, blos in der südwestlichen Gegend befindet sich unter der Gebirgskette des Thüringer Waldes der Schneekopf und Inselsberg, welche indeß nicht mehr als 2. Grade am Horizont wegnehmen. Vor der Stadt in Nordwesten erhebt sich der **Krahnberg**, wo die Sternwarte eben so gut hätte erbaut werden können als auf dem Seeberge, allein dieser letztere liegt der Stadt näher, hat unten reine Wasserquellen und das große Dorf **Siebleben** sehr nahe. Uebrigens trägt auch die Sternwarte an diesem Ort mehr zur Verzierung und Verschönerung der Gegend um Gotha bey, zumal da von dem hintern Schloßthor eine Chaussee mit Bäumen bepflanzt, dahin führen wird. Die Sternwarte süd- oder nordwärts der Stadt anzulegen hätte den Mittagskreis unterbrochen und den Vortheil, die Kulmination der Sterne unter und über dem Pol zur Berichtigung des Instruments und andern Bequemlichkeiten vernichtet. Auf dem Schloß selbst sie anzulegen war deshalb nicht wohl thunlich,

weil

weil große und fixe Instrumente auf einem so hohen Gebäude, wie das Schloß, keine feste und beständige Lage erhalten können, wovon unter andern die itzige Interimssternwarte, die 84. Fuß über dem Grunde des Hauptgebäudes erhaben ist, öftere Beweise giebt.

Den Riß zur Sternwarte selbst entwarf Hr. v. Z. erst ein ganzes Jahr nach dem anfänglichen Vorschlag, nemlich als er im Jul. 1787. von der Reise, die er mit Ihro Durchlauchten nach der Provence gemacht hatte, zurück kam. Er hielt sich dabey hauptsächlich an das Muster der Ratcliffschen Sternwarte zu Oxford, auf welcher er viele Tage bey seinem Freund D. Hornsby zugebracht hatte. Da des Herzogs Durchl. die Einrichtung der schönen englischen Sternwarte von ihrer vorjährigen Reise noch in lebhaften Andenken hatten, so konnten Sie den Plan selbst beurtheilen und nach einigen kleinen architectonischen Abänderungen wurde sogleich Hand an die Ausführung gelegt. Am 8. Sept. 87. zogen des Herzogs Durchl. und H. v. Z. die erste Haupt- und Grundlinie; es war hauptsächlich auf die Ausstreckung einer genauen Mittagslinie abgesehen. Se. Durchl. nahmen daher mit Ihrem Chronometer und einem 9. Zölligen Sextanten 15. korrespondirende Sonnenhöhen. H. v. Z. nahm deren mit der englischen Seeuhr und seinem 5. Zölligen Sextanten

24. an der Zahl, die alle auf die Sekunde ſtimmten. Gegen Mittag kehrte Hr. v. Z. nach der Stadt und beobachtete den Mittag auf der Friedenſteiniſchen Sternwarte am Paſſageninſtrumente. Unmittelbar nach der Beobachtung gab er dem Herzog, der auf dem Seeberg zurückgeblieben war, das mit Ihm verabredete Zeichen, um die auf der Sternwarte befindliche Pendeluhr mit der auf dem Berge zurückgebliebenen Seeuhr und dem Chronometer zu vergleichen. Se. Durchlaucht hatten ein Teleſkop nach der Treppe der Sternwarte gerichtet und beobachteten nach den beyden Zeitmeſſern Hrn. v. Zachs Signale. Aus allen Beobachtungen ergab ſich nach gehörigen Reduktionen der Meridianunterſchied 7,″0 Zeit, Seeberg öſtlicher als Friedenſteiniſ. Sternwarte und damit war zugleich ein für allemal die Seeberger wahre Zeit bekannt. Tags darauf den 10. Sept. ſollte die Mittagslinie ſelbſt gezogen werden. Hierzu wurden folgende Vorrichtungen angeordnet: in der Richtung der Mittagslinie wurden, ſo weit es die Breite der Kuppe des Bergs erlaubte, hohe und breite Sandſteine an beyden Enden der auszuſteckenden Mittagslinie in die Erde befeſtigt, und darneben zwey andere ſolche Steine zu rechten Winkeln mit beyden erſtern. Auf den nordlichen Stein wurde der 18. zöllige Siſſoniſche Quadrant ſehr genau calirt, ſodann das bewegliche Teleſkop auf die Höhe der zu kulminirenden Sonne geſtellt und nach

der

der nun bekannten Seeberger Zeit die wahre Zeit der Kulmination der Sonne berechnet, und auf den östlichen und westlichen Sonnenrand reducirt Mittelst der großen Azimuthalschraube wurde die Berührung des westlichen Sonnenrandes vom mittlern Faden im Quadranten bis auf den im voraus berechneten Augenblick der Kulmination erhalten; der Quadrant blieb alsdann unverrückt stehen. Nun wurde auch der östliche Rand beobachtet, der auch mit dem berechneten übereinstimmte und dadurch die richtige Stellung des Teloskops in der wahren Mittagsfläche versicherte. Zum Ueberfluß wurden noch lange Pendel aufgehangen und ihre Schatten im Moment der Mediation bemerkt. Diese gaben alle sehr genaue Parallelen, allein der Hauptmeridian war der durch den Quadranten erhaltene; denn nachdem sich Hr. v. Z. von der richtigen Vertikalbewegung des Teloskops versichert hatte, so wurde der andere Endpunkt der Mittagslinie durch das Teleskop auf den gegenüberstehenden Stein bemerkt, durch beyde Endpunkte eine stark gespannte Schnur gezogen ꝛc. Bey Legung der Grundsteine kamen, eine kurze lateinische Inschrift auf eine Kompositionsplatte gestochen, die Risse der Sternwarte in einer blechernen Büchse nebst einigen Silber- und Goldmünzen vom Gepräge des Durchl. Herzogs als Erbauer der Sternwarte und unsterblichen Stifter einer beständigen astronomischen Anstalt in Gotha, mit

in

in die Erde. Als nun die Hauptmauern aufgeführt werden ſollten, ſo wurde den 30. April 1788. abermals eine Mittagslinie auf die Fundamente ſelbſt gezogen, damit die Seitenwände des ganzen Gebäudes auf das allergenaueſte orientirt ſeyn möchten. Bey dieſer Gelegenheit wurde auch die Meridiandifferenz von des Herzogs Durchl. ſowohl als Hrn. M. v. Z. aufs neue beſtimmt und einmal 7″,02, das anderemal 7,″5 gefunden.

Das Gebäude ſelbſt beſteht aus einem länglichen Viereck, das einen nördlichen und ſüdlichen Haupteingang hat. Dieſer ſcheidet es in 2. Theile, davon jeder aufs neue in 2. Theile geſondert iſt. In den einen kommt des Paſſageninſtrument von 8. Fuß mit der dazugehörigen Pendeluhr; in die zweite Abtheilung werden der ſüdliche und nördliche Mauerquadrant aufgeſtellt, in die dritte der Zenithſector. Da Hr. v. Z. gefliſſentlich nirgends wo Inſtrumente ſtehen, Feuerſtellen anbringen wollte; ſo dient die 4te Abth. zur Stube, in der man ſich zur Winterszeit erholen kann, ohne eben nöthig zu haben, ins Wohngebäude zu gehen. Aus dieſer Eckſtube führt eine kleine Treppenthür unmittelbar ins Wohngebäude des Direktors, das den öſtlichen Flügel der Sternwarte ausmacht, den weſtlichen nehmen Stallung, Schuppen ꝛc. ein. Auf der Mitte der Sternwarte erhebt ſich über den ſtarkgewölb-

ten

ten Eingang ein kleiner Thurm mit einem runden beweglichen Kuppeldach, in denselben kommt ein beweglicher ganzer 8. schuhiger Zirkel. In einer kleinen Entfernung von der Sternwarte wird ein ganz freyes rundes Gebäude mit einem beweglichen Dach für einen großen fixen Aequatorialsektor aufgeführt. Alles ist übrigens von den schönsten gehauenen Quadersteinen gebaut. Die Grundlagen sind vom Gebäude selbst ganz isolirt und ruhen unmittelbar auf dem Felsen. Die Steine sind von dortigen Granit und mit Steinkütte zusammengefügt. Die 2. Säulen zum Passageninstrumente werden so, wie die freystehenden Wände für die Mauerquadranten, aus 2. Stücken zusammengesetzt; 1. Stück allein von 11. Fuß länge 5. Br. 2½. dick betrug ein Gewicht von 194. Ctnr. 70. ℔. Alle Pendeluhren kommen ebenfalls an solche freystehende Pfeiler und die Gewichte der Uhren werden über Rollen hinter diese Pfeiler geführt und nicht vor der Pendelstange vorbey gelassen, weil die Uhren, wie bekannt, eine Verspätung erleiden, wenn das Gewicht gegen die Linse über zu stehen kömmt. Der Fußboden ist ein Faux-plancher, das Dach flach, Terrasse zugleich um detachirte Beobachtungen im Freyen darauf machen zu können, und mit Kupfer gedeckt. Noch ist anzumerken, daß auch schon auf einen Platz für eine ausgesuchte astronomische Bibliothek angetragen worden, wovon die dermalige kleine In-

rimssternwarte auf Friedenstein zum Theil schon im Besitz ist.

Die Lage und Aussicht dieser Sternwarte ist die schönste und unumschränkteste; man sieht über den Krahnberg und die hohen Thürme von Friedenstein hinweg. Keine von den Sternwarten, die Hr. v. Z. auf seinen Reisen durch England, Frankreich, Italien und Deutschland gesehen hat, und die zu ebner Erde gebaut waren, hatten diesen freyen Horizont, diese freye Luft, entfernt von allen den Windzügen, Schornsteinen und Dunstkreisen, worein alle Städte gehüllt sind.

II.

Das Naturaliencabinet Sr. Durchl. des Hrn. Erbprinzen von Schwarzburg Rudolstadt ist mit der Conchylienſammlung aus dem berühmten Richterischen Museum zu Leipzig verstärkt worden. So ansehnlich das Fach der Conchylien im Fürstl. Cabinette schon war, wie man aus dem darüber herausgegebenen Werke sehen kan, so hat es doch durch diesen Zuwachs nicht wenig gewonnen, und unter den hinzugekommenen Arten sind verschiedene, welche den Liebhabern näher bekannt zu werden verdienen.

Preis-

Preisaufgaben.

Die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris hat einen Preis von 1200 L. auf folgende Frage gesetzt: Trouver, pour la reduction de la distance apparente de deux astres en distance vraie, une methode sure et rigoureuse, qui n'exige cependant dans la pratique que des calculs simples et à la portée du plus grand nombre des navigateurs. Die Abhandlungen können bis zum 1. Februar 1790 eingeschickt werden. In der Versammlung der Akademie nach Ostern 1790 soll der Preis ertheilt werden.

Für das Jahr 1789 hatte sie folgende Preisaufgabe bestimmt: Essayer d'expliquer les experiences, qui ont été faites sur la resistance des fluides en France, en Italie, en Suede, ou ailleurs, soit en y appliquant les methodes deja connues, soit en combinant ensemble les methodes, et faisant servir l'une de supplément à l'autre; soit enfin en etablissant une nouvelle théorie qui représente au moins sensiblement les principaux phenomenes, de la resistance des fluides que les ex-

periences ont constatés. Weil aber keine Abhandlung ihrer Erwartung Genüge gethan, so ist der verdoppelte Preis von 4000 L. auf diese Frage fürs Jahr 1791 gesetzt worden. Die Abhandlungen werden vor dem 1. Sept. 1790 erwartet.

Für die Naturgeschichte hatte sie im Jahr 1788 die Frage aufgegeben: de faire connoitre, quels sont les indices des mines de charbon de terre, et les constitutions particulières des pays où elles se trouvent etc. Zwey hierüber eingeschickte Schriften enthalten zwar interessante Bemerkungen, aber die Verfasser haben sich zu sehr in das Lokale ihrer Provinzen eingelassen, und Sachen beygebracht, die schon in verschiedenen Werken gedruckt waren. Die Akademie, welche wünscht, daß die Frage so vollständig als möglich abgehandelt und dabey auf ganz Frankreich und die benachbarten Länder Rücksicht genommen werde, hat daher den Preis für 1791 im Fach der Naturgeschichte verdoppelt und dahin bestimmt: de faire connoitre quelle est la nature et la disposition des differentes substances, qui non seulement servent d'enveloppe aux couches de charbon de terre, suivant leurs qualités, mais encore forment les bancs des roches interposés entre ces couches. Ces substances doivent être indiquées de maniere à guider tous ceux qui peuvent faire des recherches de ce combustible.

On

On traitera des derangemens des veines de charbon, des crans, de failles, et barremens qui occasionnent les interruptions de ces veines, de la nature et du gissement des roches et des matières qui donnent lieu à ces acoidens des differentes inflexions, ou plis des veines de charbons dans leur inclinaison et direction. Enfin on joindra à toutes ces observations les indices extérieurs qui peuvent annoncer l'existence du charbon. Die Akademie wünscht Risse und Plane mit beygelegt zu bekommen, um alles deutlicher einsehen zu können. Der Preis besteht in 3000 Livres. Man wird die Wettschriften nur bis den 1sten Februar 1791 annehmen, und die Akademie wird in ihrer Versammlung nach Ostern 1791 den Preis austheilen.

Anzeige neuer Schriften und Auszüge.

Paris. Memoires académiques, ou nouvelles découvertes sur la lumière, relatives aux points les plus importans de l'optique; par Mr. Marat; chez Méquignon aîné 1788. 8. 338 p. avec

X planches gravées, dont IV en couleur. pr. 8 l. broch.

Dieſe Entdeckungen ſind die Folge von denen, welche im Jahr 1779 der Akademie vom V. zur Prüfung waren vorgelegt worden. Sie ſind in vier akademiſchen Abhandlungen enthalten und faſt gänzlich gegen die Newtonſche Theorie gerichtet. Die erſtere enthält eine geometriſch-phyſiſch-philoſophiſche Prüfung der vornehmſten Verſuche, welche Newton zum Beweis ſeines Syſtems über die verſchiedene Brechbarkeit der ungleichartigen Stralen aufgeſtellt hat. Auſſer einer Menge neuer Gegenverſuche des V., welche dieſem Syſtem geradezu widerſprechen, hat er noch eine Reihe anderer angeführt, welche zeigen ſollen, daß die behauptete verſchiedene Brechbarkeit der heterogenen Stralen zu nichts weniger, als zur Erklärung des bunten Farbenbildes geſchickt ſey. Die zweite Abhandlung enthält fünf Claſſen ganz neuer Verſuche, die beweiſen ſollen, daß die ungleichartigen Stralen eine durchaus gleiche Brechbarkeit hätten, und daß ſich das Licht nicht anders zerlege, als indem es längs der Körper hingieng. In allen dieſen Verſuchen ſey das Licht ſo ungefärbt aus dem Priſma herausgegangen, als es hineingekommen, und dieſes mittelſt der verſchiedenen Methoden, nach Gefallen die um einen Gegenſtand herum zerlegten Stralen von denjenigen abzuſondern, die von ſeiner

Oberfläche

Oberfläche zurückgeworfen worden sind, oder selbst die Regenbogenfarbigen Ränder hinweg zu schaffen, die einen durchs Prisma gesehenen Gegenstand begrenzen, so daß das Bild desselben so nett erscheint, als wenn man es mit bloßen Augen betrachtete. Die dritte Abhandlung bestreitet die Erklärung des Regenbogens, die Newton aus den Versuchen des Erzbischofs von Spalato hergeleitet hat; welche Versuche der V. als, in mehr denn einer Rücksicht täuschend findet. Er sucht alsdenn auch die Newtonsche Lehre vom Vermögen der leichten Zurückwerfung und Durchlassung der Lichtstralen, worauf jene Theorie hauptsächlich beruht, verdächtig zu machen. Endlich zeigt die vierte Abhandlung, welche von der Akademie zu Rouen ist gekrönt worden, daß die Farben der dünnen und durchsichtigen Körper nicht von ihrer verschiedenen Dünnheit herrühren; indem die Blasen des reinen Glases, reinen Wassers, aufgelößten arabischen Gummi, Eyweißes, weissen Weins ꝛc. niemals Regenbogenfarbig sind; und da die hiervon gegebne Erklärung Newtons auf seine Lehre von der verschiedenen Brechbarkeit und dem Vermögen der leichten Zurückwerfung und Durchlassung führt, so sucht der V. abermals die Falschheit derselben durch seine Versuche darzuthun; worauf er denn nach seiner eignen Art die Ursache der in gepreßten Glasscheiben und Seifenblasen entstandenen Farben entwickelt. In Betracht der erstern, nimmt er statt

des untern Objektivs ein schwarzes Glas, und beweißt, daß die durchgegangenen Stralen keinen Antheil an der Erzeugung der dunkeln Ringe haben, und leitet diese Farben von den Stralen her, die rings um die Berührungspunkte der zusammengepreßten Gläser, sind zerlegt worden. Die Seifenblasenfarben haben eine von dieser ganz verschiedene Ursache. Der V. zeigt, daß der Ursprung dieser Farben mit dem, welchen die in den Körpern beharrlichen Farben haben, ganz einerley sey; es sind nemlich färbende Theilchen, welche die Eigenschaft haben, diese oder jene Grundfarbe zurückzuwerfen, und diese Grundfarben schränkt er auf roth, gelb und blau ein. Diese Theilchen sondern sich sowohl nach Maasgabe ihrer verschiedenen eigenthümlichen Schweere, als auch wegen der verschiedenen chemischen Verwandschaften, die sie in stärkeren Grade zu ihres gleichen, als zu fremden haben, in besondere farbigte Schichten, woraus die Wände der Blasen bestehen, sie erheben sich und folgen sämmtlich den Bewegungen des Gleichgewichts.

Memoire sur les couleurs des bulles de Savon, Ouvrage, qui a concouru pour le Prix proposé par l'Academie des Sciences, Belles-Lettres et Arts de Rouen, en 1786. par Mr. Grégoire. A Paris, chez Bleuet, Libraire rue Dauphine 1789.

Der

Der Verfasser glaubt durch seine Beobachtungen berechtigt zu seyn zu behaupten, daß die Farben in den Seifenblasen, in der Flüßigkeit selbst enthalten seyen, daß sie einer Materie angehören, deren Theilchen, wovon jedes unabänderlich eine der drey Grundfarben, gelb, roth und blau zeigt, eine verschiedene Schwere, und zwar jede Farbe eine eigene besitzen. Daß ferner diese Theilchen, die in dem Glase von der Flüßigkeit, vermöge der Adhäsion, unter einander vermischt erhalten werden, durch die große Dünnheit der Blase Freyheit erlangen, und daß dieser Freysitz, verbunden mit der verschiedenen Schwere der Theilchen, die Ursache aller Erscheinungen sey.

Paris. Physique nouvelle formant un corps de doctrine et soumise à la démonstration rigoureuse du calcul; cet ouvrage renferme ce qu'il y a de plus important dans la physique terrestre et céleste, ainsi que dans la metaphysique, et qu'on n'avoit pas pu expliquer jusqu'à présent; par Mr. Delairas, D. de Sorbonne 1 Vol. in 8. de 690 pag. avec fig. 1788. Chez l'Auteur, rue des vielles Garnisons, vis-à vis le réverbère.

Paris. Reduction de la grande Carte de la Lune de Mr. de Cassini, ou sont indiquées les nouvelles et anciennes apparances de Volcan,

table que les noms des principales taches de la lune adoptés par les Astronomes. Chez Dezauche, Géographe du Roi rue de noyers de vignon, rue Dauphine.

Halle. Beschreibung der Wirkungen eines heftigen Gewitters, welches den 12. Jul. 1789 die Stadt Halle betroffen hat, nebst einer ausführlichen Erklärung der Entstehung der Gewitter, von G. S. Klügel, Prof. der Math. und Physik auf der Friedr. Univerſit. und Mitglied der Kön. Geſ. der Wiſſ. in Göttingen. Bey Hemmerde und Schwetſchke 1789. 64 S. 8.

Um 5 Uhr des erwähnten Tages hörte man ſchon in der Ferne den Donner in Süden. Das Gewitter zog zuerſt von Süden gegen Oſten, dann zurück und weſtwärts bis an den Hauptſtrom der Saale, und darauf wieder faſt zurück gegen Nordoſt über die Stadt hin. Die Gewitterwolke, welche über die Stadt zog, war niedrig, lang gedehnt, oben abgeſchnitten und zog ſchnell. Der erſte Blitz fiel dem Standpunkte des Beobachters gerade in Süden, in der Gegend eines Gartens und Hauſes neben den Pulverweiden, jenſeits der Schiffsſaale, ohne Schaden zu thun; der zweite traf ſüdſüdöſtlich die Moritzkirche; der dritte die Marktkirche; der vierte, faſt unmittelbar nach dem dritten, die Schulkirche und

der

der fünfte, bald nach dem vierten, einen dieser Kirche nahe gelegenen Ort. Noch 2 nahe Blitze sind bemerkt worden, die aber schon jenseits der Stadt niedergefahren seyn mochten. Die Blitze waren geradlinigt, fast wie der Stral einer Rakete, blaulicht von Farbe, schienen dünn zu seyn und langsam herabzufahren. Vor dem Gewitter war Ostwind, bey dem Gewitter selbst Westwind und nach demselben wieder Ostwind. Die 3 getroffenen Kirchthürme liegen fast genau in einer geraden Linie, die in der Mitte zwischen Nord- und Nordost, von der Mitte zwischen Süd- und Südwest hinstreicht.

Von dem Thurme der Moritzkirche, welcher in dem nemlichen Jahre wegen seiner Baufälligkeit war abgetragen worden, stand zur Zeit des Gewitters nur noch der Theil, der bis an den Forst des Kirchendaches reichte. Hier standen noch einige hohe Säulen des Zimmerwerks auf dem Fußboden eines Stockwerks, dem ehemaligen Glockenbehältnisse etwas oberhalb des Forstes des Kirchendachs. Der Blitz traf 2 dieser Säulen. Eine derselben, die an der Westseite des Thurms nach der Vorstadt stand, ward von oben, wo ein Splitter fast herausgeschlagen war, bis unten leicht gespalten. An dem Fußboden des noch halb stehenden Stockwerks ist der Blitz auf eine Strebe, etwa 4 Fuß weit, abgesprungen. An dieser Strebe gieng die Beschädigung längs einer Kan-

te

er derselben herunter, bis an eine übergeschnittene Strebe, wo der Blitz jene verließ und auf dieser an der östlichen Seitenfläche herunterfuhr, bis nahe an das Kirchengewölbe, wo sich weiter keine Spur fand. Die andere Säule gegen Morgen, neben dem Dache der Kirche, jener westlichen gegen über, war, so viel sich urtheilen lies, in ihrer untern Hälfte geworfen, von woher sich eine Spalte bis nach der Mitte hinaufwärts erstreckte. Auf dem Fußboden des zum Theil abgetragnen Stockwerks war, vermuthlich durch die von dem Regen gesammelte Feuchtigkeit, der Blitz von dem Untertheil der Säule auf eine abgesägte Säule an der Südseite des Thurms, nahe an dem Kirchdache, übergesprungen, und hatte diese auf einer Kante gesplittert und zerfasert. Da auf einem Einschnitte dieser Säule die Stange gelegt war, welche ehedem von dem Uhrwerk im Thurm nach dem Zifferblatte an dem Vordertheile der Kirche geleitet worden, so ist der Blitz von der Säule ab, und an dieser Stange nach dem Zifferblatte über 100 Ellen weit gefahren. Die Stange ist längs dem Dachboden der Kirche horizontal geleitet, ist gegen das Ende desselben durch ein Rädchen und Getriebe mit einer senkrechten Stange verbunden, die auf ähnliche Art mit einer niedrigen, liegenden, horizontalen verknüpft ist, welche ein Rad an der Zeigerstange durch ein Getriebe umtreibt. Diese ganze Verbindung von Eisen hat der Blitz durchlaufen, und

ist

ist von dem Zeiger herausgefahren. Auf dem Zifferblatt fand sich über der Zahl III. ein Strich, den man vorher nicht bemerkt haben wollte, und wo vielleicht der Blitz aus dem einen Ende des Zeigers auf diese Zahl abgesprungen ist. Neben dem Zifferblatte, auf der andern Seite von der Gasse her, auf der linken, waren einige Schiefer heruntergeworfen. Von hier mochte der Blitz an den Schiefernägeln in das Dach gegangen seyn, wo er durch das Gewölbe über der vordern Rundung der Kirche, welches mit dem Gewölbe des Schiffs der Kirche nicht aus einem Stücke besteht, gedrungen ist. Oben an der Wölbung hinter dem Altare bemerkte man eine Verletzung des Kalks, und überdem fand man auch noch ein Halbfaust großes Stück Kalk. Von jener beschädigten Stelle an schien der Blitz an der Fenstereinfassung herabgefahren zu seyn, und zwischen der bis auf den Boden fortlaufenden Einfassung und der Mauer unter dem Fenster eine Ablösung des Kalks verursacht zu haben. Von den Seitenwänden des Altars war der Kalk abgesprengt und umhergestreut. Von der Einfassung des Altarblatts waren ein paar vergoldete, hölzerne, flachrunde Knöpfe herabgeworfen worden, vielleicht von einer bloßen Erschütterung der Luft. Von den vielen Stangen, welche die Bilder und Zierrathen des Altaraufsatzes halten und nach der Mauer hinter dem Altar laufen, war keine beschädigt und auch sonst keine Verletzung wahrzunehmen.

Bey der Besichtigung, die gleich nach dem Schlage vorgenommen ward, hat man einen Schwefelgeruch bemerkt.

Die Marktkirche ist etwa 420 Schritt von der Moritzkirche entfernt. Sie hat auf der Westseite 2 hohe spitzige Thürme auf einem gemeinschaftlichen Mauerwerke. Die Höhe des südlichen dieser Thürme giebt Dreihaupt in seiner Beschreibung des Saalkreises 148 alte Hall. Werkellen = 283⅓ rheinl. Fuß an; der andere nördliche Thurm hat dieselbige Höhe. Beyde sind mit Schiefer bedeckt, und heißen wohl deßhalb die blauen Thürme; die Knöpfe sind mit starken eisernen Stacheln besetzt. Die Giebel des Achtecks haben ebenfalls mit Stacheln besetzte Knöpfe. Auf der Ostseite hat die Kirche noch 2 kleinere Thürme, deren jeder mit einer zweifachen Reihe von 8 Giebeln eingefaßt ist. Jeder Giebel trägt einen Knopf mit einer hervorragenden Stange, und auf dem obersten Knopfe jedes Thurms steht als Wetterfahne eine Figur, die viele Spitzen hat. Es ist also hier genugsam für Auffangungsstangen gesorgt, nur daß die Ableitung fehlt. Der Strahl traf den südlichen Thurm. Nach den vorhandenen Merkmahlen zu urtheilen, ist der Blitz auf eine große, in Südwesten stehende Säule, die das Dach des Thurms tragen hilft und über der Glockenstube steht, gefahren, hat dieselbe von oben etwas gespalten, und ist von ihr

auf

auf ein schräggliegendes, starkes eichenes Band gesprungen, welches 2 ℔ oben, wo es mit einem starken eisernen Nagel an ein anderes Holz befestigt war, bis an die Mitte abgeschlagen hat. Eine andere entferntere im Süden jener schräg gegenüberstehende Säule ist vom Blitz 2mal gestreift, an allem Eisenwerke des Glockenstuhls und dem Holze desselben aber nichts verletzt worden. An dem Drate, der von der Glocke zu dem Uhrbehältnisse geht, war unten neben der Uhr ein fehlendes Stück des Drates durch Bindfaden ersetzt. Dieses Stück Bindfaden war weder zerrissen noch versengt, sondern völlig zerfasert. Man sieht, daß der Blitz an dem metallenen Drate herabgeleitet worden, und hierauf vermuthlich auf das Uhrwerk gefahren ist, ohne es doch zu beschädigen. Von der Uhr ist ein Drat über dem Kirchboden weg nach einem der vordern kleinern Thürme zu der Wohnung des Wächters geleitet, welcher mittelst desselben alle Stunden das Schlagwerk aushehen muß. Der Drat geht durch ein Loch in einer innern Mauer, über welcher ein Blattstück mit aufgekammten Balken unter dem Loche liegt. Dieses Blattstück ist mit einer frischen Spalte aufgerissen. Nach dem Schlage fand sich statt des Schwefelgeruchs ein Geruch wie von frischen Kiefernholze.

Der dritte Blitz war der, welcher die Schulkirche traf. Der Thurm derselben macht eine sehr spi-

zige

zige Pyramide von mäßiger Höhe und Durchmesser. Er ist mit Schiefer gedekt, und hat einen kupfernen Knopf, auf welchem ebenfalls kupferne Stacheln befindlich sind. Seine Entfernung von den Thürmen der Marktkirche beträgt 670 Schritte. An dem Thurme selbst ward keine Verletzung wahrgenommen; aber an dem Simse unter dem durchbrochenen Theile waren so, wie an dem untern Theile des Thurms die Schiefersteine herabgeschlagen. Von dem Thurme drang der Blitz neben der Kehle, die von dem hier etwas zurücktretenden östlichen Ende des Gebäudes entsteht, in das Dach, warf zwischen zwey Sparren die Dachziegel herab, schlug von dem Obertheile des Sparren links ein großes Stück herab, sprang bey den Stuhlrahmen zu dem benachbarten Sparren rechter Hand über, und schlug von diesem an dem Untertheile ein Stück ab, zugleich aber auch von jenem Sparren an dem Untertheile ein Stück auf der linken Seite. Zugleich ist von eben dem Sparren rechter Hand von dem Rahmen an bis zu den Hahnebalken ein Splitter auf der linken Seite abgeschlagen worden; unter dem Rahmen hatte der Blitz rechter Hand eine Furche zum Theil rauh und ausgehackt, verursacht. Längs dieser Furche schien der Blitz durch den Boden in dem Kreuzgang, der von der Thür nordwestlich läuft, gedrungen zu seyn. Der Soldat, welcher beym Eingang Schildwach gestanden, erzählte, daß er vor dem Schlage zur Thür

hinaus-

hinausgesehen, und sich, indem der Schlag geschehen, habe zurückziehen wollen, er sey aber durch einen starken Stoß, den er für einen Wetterschlag hielt, zu Boden geworfen und betäubt worden; an dem linken Arm sey er verletzt worden, da es ihm doch geschienen, als sey er auf die rechte Seite gefallen. Sein Hut sey weit weggeflogen, und die metallene Granate an demselben schwärzlich angelaufen; das Gewehr habe keinen Schaden bekommen. Uebrigens ward dieser Soldat bald wieder hergestellt. Nach dem Schlage hat man sowohl im Thurme als Kreuzgang einen ziemlich starken Schwefelgeruch verspürt.

Der merkwürdigste unter allen diesen Blitzschlägen war der, welcher auf das Haus des Hrn. Hirsch, Direktors der franz. Kolonie, fiel. Dieses Haus ragt 17 bis 18 Fuß über des Nachbars Haus an der Nordseite hervor, und ist in dieser Gegend das höchste. Die Linie von dem Thurme der Moritzkirche und dem Thurme der Schulkirche, geht zwischen dem Thurme der Schulkirche und diesem Haus fast in der Mitte durch. Die gegen Norden gelegene Giebelseite des Hauses ist von dem Thurme der Schulkirche etwa 170 Schritte entfernt, und beynahe eben so weit von dem Thurm der Marktkirche. Der Blitz traf die nördliche Giebelspitze des Hauses, warf die nächst dem westlichen Giebelsparren belegenen Ziegeln,

etwa ein paar hundert Stück, herunter, und fuhr also an dem Sparren bis 24 Fuß weit herab. Hier war an den Sparren das Bret eines Schreibepults gelehnt gewesen, und zufälligerweise hatte eine eiserne, 20 Zoll lange, vorn umgebogene und mit einer Schraube an das Bret befestigte Stange, auf dem Sparren gelegen. An dieser sprang der Blitz ab, riß die Stange mit der Scheibe los, höhlte nach der ganzen Länge des Brets, fast 4 Fuß, eine Furche von 1½ Zoll weit auf demselben aus, machte in dem Boden-Brete, worauf er hinfuhr, eine Spalte 2½ Fuß lang, und drang da hindurch in das darunter gelegene Wohnzimmer. Dieses ist durch eine breterne Wand von der Kammer geschieden; die Wand hat eine Glasthür von 2 Flügeln mit vergoldeten Leisten, und neben der Thür noch andere herabgehende vergoldete Leisten. An einer der letztern links nach der Seite des Fensters fuhr der Blitz herab, schwärzte die Vergoldung, unterbrach aber in einer Höhe von etwa 3 Fuß über dem Fußboden seinen Lauf und warf eine an der entgegengesetzten Seite der Wand angenagelte breitere, horizontale Leiste herab, daß die Tünche, womit die Wand von der Seite in der Kammer überzogen ist, in dieser herum zerstreut ward. Ein Zuckerglas mit Schnupftabak, das auf der Fensterbank neben der Leiste stand, ward zerschlagen. Ein stählerner Degen, an der Wand in der Kammer, war mit seiner Spitze an

die

die Scheide angeschmolzen, übrigens aber war nichts an der Scheide verletzt. Zweitens hatte nun der Blitz bey seinem Durchzuge durch die Decke des Zimmers ausser dem eben beschriebenen Wege noch einen andern, an der vergoldeten Leiste des rechten Thürflügels herab, genommen. Hier hatte er die Scheiben dieses Flügels neben der Leiste geschwärzt, als wenn sie über einer Lampe angelaufen wären, und auch auf der Füllung der Thür an einer Stelle etwas von der Vergoldung gleichsam geschmolzen, worauf er durch den Fußboden in das Zimmer im Erdgeschosse gedrungen war. Hier hatte er den Drat einer Schelle ergriffen, und war dadurch 10 bis 11 Fuß weit zu der Wand an dem Hausflur geleitet worden. Hier lief er wieder an einer vergoldeten Leiste unter der Decke linker Hand hin, und von dieser an einer andern, neben der Thüreinfassung herabgehenden Leiste derselben Art, wie man an der veränderten Farbe wahrnehmen konnte. Diese senkrechte Leiste hat er nahe vor dem Ende, wo sie sich horizontal biegt, verlassen, und ist in den nebenanstoßenden Schornstein durch eine sich selbst gemachte kleine Oefnung gefahren. Der Mörtelüberzug an der Wand auf dem Hausflur neben dem Schornsteine war ein wenig geplatzt. An der Stelle, wo der Klingelzug durch die Wand geführt ist, hat sich der Blitz entweder getheilt oder vereinigt; das Loch ist hier durch den Blitz vergrößert, und die Tapete ne-

hen demſelben zerriſſen worden. Der Blitz iſt von dieſer Stelle ab auf den einen Flügel der Hausthür an der Stelle, wo in der Mitte der untern Hälfte ein Riegel ſitzt, gefahren, hat hier ein Stück der Füllung geſpalten, als wenn es von auſſen mit einer Axt ſchief hineingehauen wäre, und hat ſich hier ohne Zweifel auf dem benetzten Erdboden verloren.

Dies iſt die bloße nakte Erzählung von den Erſcheinungen ſelbſt; die vielen lehrreichen und höchſt intereſſanten Zwiſchenbemerkungen und Vermuthungen, die der Hr. V. allenthalben eingeſchoben, nebſt den hiſtoriſchen Nachrichten, die er unter dem Texte angebracht hat, müſſen wir ſo, wie die nun folgende neue und ſinnreiche Theorie vom Gewitter, die ſich meiſt auf die erzählten Thatſachen ſtützt, endlich auch die praktiſchen Verhaltungsregeln bey ſolchen gefährlichen Gewittern, welche den Beſchluß machen, unſern Leſern in der Schrift ſelbſt nachzuſehen überlaſſen.

Leipzig. Der k. Schwed. Ak. der Wiſſ. neue Abhandlungen ꝛc. auf das Jahr 1788. 9 B. bey Heinſius 1789.

1. Von zwey an den ſchwediſchen Küſten bemerkten Erſcheinungen: Erhebung und Seegeſicht (Hägring; Sjo-Syner) vom Hrn. Wetterling.

Die

Die mit dem Wort Hägring bezeichnete Erscheinung macht bey heitrer Luft und windstiller Meeresfläche Gegenstände sichtbar, die nicht nur von einer Hinderniß verdeckt werden, sondern selbst zu tief unter dem Horizonte liegen, als daß sie mittelst der Stralenbrechung zu Gesicht gebracht werden könnten. Etwas ähnliches hat, nach der Note zu diesem Artikel, schon Kalm in diesen Abhandl. von 1742 unter den Merkmalen der Witterung angegeben; wo z. B. weitabliegende Inseln, Klippen und Wälder sich über das Wasser zu erheben und wie auf Gittern zu stehen scheinen; wenn die Währeylande ihre Gestalt verändern, Berge und Land groß aussehen. Niebuhr sagt in s. Reisebeschr. nach Arab. I. Th. S. 253: einer von den Arabern, welche wir in der Ferne sahen, schien auf seinem Kameel höher als eine Kirche, in freyer Luft zu reiten. Die französ. Erdmesser in Peru und Hr. Silberschlag auf dem Brocken, sah Personen und Sachen abgebildet. Geogon I. Th. §. 182. Hr. Prof. Jetze hat im Leipz. Mag. für Math. 1. St. 1786. ähnliche Bemerkungen mitgetheilt, und Hr. Hofr. Kästner hat bey der Recens. derselben einer solchen Erscheinung erwähnt, deren Er sich noch von Leipzig her erinnerte. Was die Herren Büsch und Gruber hierüber sagen, findet man in ihren deshalb herausgegebenen Schriften *). Unter den allgemeinen Eigenschaften dieser Erscheinung sind folgende

*) M. s. dies. Mag. V. B. 1. St. S. 144. auch oben im gegenw. St. S. 123.

de anzuführen: Die stärksten Erhebungen ereignen sich gemeiniglich im Anfang des Frühlings, wenn das Eis auf dem Meere losgegangen ist; bey Sonnenhitze werden sie undeutlicher; im Herbst wieder besser. Zu allen Erhebungen ist vollkommene Windstille nöthig, die, welche von Abwechselung des Windes verursacht wird, kann besonders die Erscheinung befördern, und daher könnte sie wohl Sturm bedeuten. Bey Annäherung des Windes nimmt sie sich aus wie auf- und niederwärts gekehrte Tannenwälder, die sich spalteten, wankten, zitterten und allemal verschwanden. Man bemerkte auch Zuwachs der Gegenstände in der Höhe, nicht aber in der Breite. Am beträchtlichsten zeigt sich die Erscheinung in den Morgen- und Abendstunden bey einer gewissen Sonnen-Höhe. Ziemlich allgemein ist, daß sich eine Küste z. B. ostwärts erhebt und nach einem andern Striche sich nicht das geringste zeigt. Allemal zeigen sich die Gegenstände aufrecht, nie umgekehrt. Nach einer beygefügten Tafel geht z. B. von Malör bey Torpea bis nach Ulea Carlö $7\frac{1}{4}$ Schw. Meilen die Höhe der Gegenstände gegen die Tangente der Erde (wo schon die horiz. Stralenbr. abgezogen ist) auf 788,5 Ell. und die Höhe derf. gegen den scheinbaren Horizont auf 663,7 Ell. ja gar einmal bey 14 M. gegen die Tang. bis auf 2940 Ell. Uebrigens vergleicht Hr. W. die Erhebung mit der Wirkung einer Luftblase, die sich in einer Glasscheibe befindet, worinn

man

man auch unter der Scheibe liegende Gegenstände, beträchtlich erhöht sieht. Es müßte sonach zuweilen in der Luftmasse bey Windstille eine erhebende Materie schweben. Was nun die zweite Erscheinung oder **Seegesicht** betrift, so weiß man, daß sich auf der See, Land ꝛc. deutlich zeigt, bald aber auch wieder verschwindet (ohne daß es eigentlich entdektes Land ist). Dieses Land zeigt sich nun allemal von der mattesten Farbe, seine Bildungen scheinen unter Nebel verwirrt, manchmal wankend und veränderlich in Absicht auf Stelle und Ansehn. Nie zeigt es sich durch Erhebung, sondern allemal an einer blanken Meeresfläche. Ein offner Meerstrich zeigt zuweilen dergleichen Land, und dies erkennt man allemal für einen sichern Vorboten der schwersten Stürme. Zu dieser Art täuschenden Land gehören besonders die bekannten Gunnilas Felsen (Gunnilas Oerar) $\frac{3}{4}$ Schw. M. ostw. in der See von den Svenska Högar und die Pontoppidan für den aus dem Wasser hervorragenden Rücken seines Krakens hielt. Hr. W. hingegen hält sie für eine Abspiegelung von Svenska Högars Skärgård. Das angeführte und was vorhin von Erhebung gesagt ist, giebt einige Erläuterung der unter dem Namen Fata Morgana berühmten Seespiegelung bey Reggio in der Meerenge zwischen Calabrien und Sicilien. Bey heißen Sommertagen zeigen sich da eine Menge Säulenstellungen, Festungen, Schlösser, Waldungen, Leute

und Heerden in der Luft. Kirchneri ars magn. luc. et umb. l. X. c. 11.

2. Ueber ein Salz aus dem Kirschsafte von Hrn. Hjelm.

3. Pulex penetrans Linn. beschrieben von Hrn. Scharz mit Abb.

Dieser sonderbare Floh findet sich nur zwischen den Wendekreisen in der neuen Welt. Die Schwarzen welche barfuß gehen, sind den Plagen dieses Insekts am meisten ausgesetzt, und gewöhnlich erhalten die neuen Ankömmlinge den stärksten Besuch von ihm. Am liebsten nistelt es sich in den Füssen, selbst unter den Nägeln, ein, und kaum ist es unter der Haut, so sucht es sich tiefer einzugraben. Anfangs empfindet man ein unangenehmes Jucken; nach ein paar Tagen zeigt sich an der Stelle eine schmerzhafte Röthe nebst einer kleinen Erhöhung, welche zunimmt, nachdem der Floh seine Wohnung erweitert. Oefnet man die Stelle, so findet man ihn unbeweglich und sein Abdomen zugleich erweitert. Geschieht die Oefnung später, so zeigen sich nur Kopf und Vorderfüsse und der Hintertheil noch größer mit einem feinen Faden am Boden der Höhlung befestigt. Noch später, nach 8-14 Tagen bemerkt man nichts mehr vom Thiere, sondern nur einen ausstehenden schwarzen Punkt, wo der Kopf gewesen war, auf

dem

dem aus dem Abdomen gebildeten Sacke, der nun die Größe einer Erbse erreicht hat. Nimmt man den behutsam heraus und öffnet ihn, so findet er sich voll einer unglaublichen Menge fast unmerklicher Körper, die bald der Mutter Gestalt bekommen und sich da zu rühren anfangen, wenn ihr Nest bersten. Nachdem breiten sie sich unter der Haut aus und verursachen größern Schaden. Mehr von diesem trefflichen und in seiner Art vollständigen Artikel beyzubringen, verstattet der Raum nicht.

4. Trigla rubicunda, ein unbekannter sonderbarer Fisch, aus Amboina, vom Hrn. Hornstedt, mit Abbild.

5. Beschr. dreyer Fische vom Hrn. Euphrasen. Sie gehören unter Linn. Apodes; der 1ste ist ein Trichiurus, und unterscheidet sich von dem allgemeinen Trich. Lepturus durch seine Schwanzflosse. Er wird am Vorgebürge d. g. Hoffn. gefangen und ist kaum eßbar. Die beyden andern gehören zu Linn. Stromateus; finden sich allgemein um Macao und in den chinesischen Scheren, wo sie mit andern kleinen Fischen von den Chinesern gefangen und gegessen werden.

6—10. Bedeckungen Jupiters vom Monde d. 14 Merz 88. zu Stockholm, Upsala, Abo, Lund und Skara.

11. Vom Blitzen der Blumen; vom Hrn. Hoggren. Schon im J. 1762. gedenken diese Abhandl. des Blitzens der ind. Kresse-Blumen; übrigens s. man dies. Mag. VI. B. 1. St. S. 175.

12. Eine Tafel über die Abweichung der Magn. Nadel v. Hrn. de Löwenörn.

13. Gedanken über die vortheilhafteste Form des Löthrohrs, vom Hrn. Modeer. Der V. ist sehr dafür, sowohl den Behälter als das Rohr zylindrisch zu machen; vor dem Behälter 3½ Lin. und hinter demselben 1½; die Länge 9 Zoll.

14. Ueber die Berechnung der Parallaxe, vom Hrn. de Lambre.

15. Zinn und Quecksilber aus alter Spiegelfolie mit Vortheil zu scheiden; vom Hrn. Engström. Auf 8 ℔ Folie wird 1 ℔ kalcinirtes Kohlengestübe genommen und mit gewisser Vorsicht destillirt.

16. Versuche und Bemerkungen über das Probiren der Eisenerze auf nassem Wege, vom Hrn. Gadolin.

17. Bemerkungen zur Kenntniß schwedischer Gewächse, 2tes St. v. Hrn. Afzelius.

18—20. Beobachtung der Sonnenfinsterniß den 4. Jun. 88. zu Stockholm, Lund und Abo.

21. Ueber die Berechnung des Parallaxenwinkels, Forts.

22.

22. Bemerkungen über die Kenntn. schwed. Gewächse. Forts.

23. 24. Ueber eine Zerreißung des Leerdarms, v. Hrn. Blom; nebst Zusätzen vom Hrn. v. Acrel.

25. 26. Ueber das Vermögen des Kupfers, Zinn aus seiner Auflösung in Weinsteinsäure zu fällen v. Hrn. Gadolin, mit Zusätzen v. Hrn. v. Gedda, auch in no. 35.

27. Medusa unguiculata und Actinia pusilla entdekt und beschrieben von Hr. Swartz.

28. Beschreibung einer neuen Gattung von Insecten zu den Colsopteris nach Linn. Syst. gehörig, von Hr. Swederus.

29. Des Wasserschnabels (Tordmulens, Alcae Tordae Linn.) Haushaltung, mit einigen Anmerkungen über die Gattungen der Alken im Allgemeinen, v. Hrn. Oedmann.

30. Die Gattung der Röhrenkoralle. (Tubipora, Pipmalk) beschr. v. Hr. Modeer. Wird fortgesetzt in no. 32.

31. Beschr. der weissen rußischen Schaumseife v. Hrn. Holmberg. Das Verhältniß zur Lauge ist 100 Bottmann Asche zu 30 B. Kalk. Zu einem Sud werden gemeinigl. 70 Pud Talg genommen, und ausser der nöthigen Lauge 20 — 30 P. unreines Salz, welches man nach dem Verkauf gesalzner Fische aufsammlet; hievon erhält man 150 P. Seife.

33. Eine beſond. Art biquadr. Gleichungen in 2 irrat. oder rationale quadr. Factoren aufzulöſen, wenn es thunl. iſt, von Hrn. Lejonmark.

34. Verſuch mit Molybdaena und Reduction derſelben Erde, v. Hrn. Hjelm.

36. Qualea excelſa, ein neues Gewächs aus Weſtindien, v. Hrn. Scharz beſchrieb. mit Abb.

37. Beſchr. zweyer unterſchiedener Gewächſe, zu Linn. Turraea gehörig, v. Hrn. Helenius.

38. Sorex fodiens, Waſſerſpitzmaus, in Schweden gefunden, beſchr. v. Hrn. Oedmann.

39. Auszug aus d. Tagebuche der k. Akad. Frau Clerk, geb. Dahlen, vermachte der Akad. in ihrem Teſtament, auſſer den Kupferplatten, auch alle noch vorhandenen Exemplare von ihres verſtorbenen Mannes, Carl Clerk, Werke, von Spinnen und icon. inſect. rar. nebſt vielen zu dieſen Unterſuchungen von ihm gebrauchten Werkzeugen.

Tübingen. M. Gottl. Friedr. Röslers, Prof. am Gymnaſ. illuſtr. zu Stuttgard, Korreſp. der kön. Geſellſch. der Wiſſ. zu Göttingen ꝛc. Handbuch der praktiſchen Aſtronomie für Anfänger und Liebhaber. Zu Benutzung und Beobachtung der vornehmſten himmliſchen Erſcheinungen, ohne allzukoſtbaren Inſtrumentenvorrath und zur Kenntnis des Gebrauchs

der

der vornehmsten astronomischen Werkzeuge. 2 Theile mit 42 Kupfern. 1788. 504 und 453 S. gr. 8. bey J. Fr. Heerbrandt.

Was man sonst in den Handbüchern und Anfangsgründen der Astronomie von dem sphärischen und theorischen Theil dieser Wissenschaft vorzutragen pflegt, hat der Hr. Prof. hier als bekannt vorausgesetzt, blos die Kunstwörter hat er auf dem ersten Bogen in Form eines Wörterbuchs, kürzlich erklärt. Desto ausführlicher ist aber nun alles, was zur Kenntniß der vornehmsten astronomischen Instrumente und zu deren Gebrauch erforderlich ist, abgehandelt worden. Auch die kleinsten Abhandlungen und Artikel periodischer Schriften, wo von solchen Werkzeugen oder Verbesserungen derselben die Rede ist, sind vom Hrn. Verf. benutzt und zum weitern Gebrauch angezeigt worden. Beyspiele wirklich geführter Rechnungen von Wurzelbauer, Reccard ꝛc. hat er hin und wieder eingeschaltet, und es hätte nicht schaden können, wenn er dieses noch bey mehrern Gelegenheiten gethan hätte, weil diese dem Anfänger und Liebhaber die Sachen insgemein anschaulicher machen, als die besten Beschreibungen. Der Hr. V. ist bey den neuern Erfindungen so weit mit fortgegangen, daß er manches in die spätern Bogen noch mit einschalten mußte, da die erstern schon abgedruckt waren. Im Anfang sind ausser Hrn. Kammerrath

merrath Wiedeburgs Tafel für den Stand der Sternbilder zu gewiſſen Zeiten, noch verſchiedene neuere Entdeckungen enthalten, die dem Hrn. V. ebenfalls zu ſpät bekannt wurden, als daß er ſie in den Text ſelbſt mit einweben konnte.

Was nun den eigentlichen Inhalt dieſes Werks betrift, ſo begreift der 1ſte Theil die Gradmeſſer, Mikrometer, Uhren, Fernröhren und die Methoden, wie man die damit angeſtellten Beobachtungen durch Parallaxe, Refraction, Nutation, korrigiren; Zeiteintheilung und Zeitgleichung brauchen; Polhöhe und Mittagslinie finden; Beobachtungen der Sonne, des Mondes und deren Finſterniſſe anſtellen ſoll. Im zweiten kommt eine Anleitung zu den Projektionsarten der Finſterniſſe; zu den Beobachtungen der Planeten, Kometen, Fixſterne; zur Beobachtung der geographiſchen Länge der Oerter und eine ziemlich vollſtändige Nachricht von den bisherigen Herſchelſchen Entdeckungen am Fixſternhimmel, vor. Ein Anhang giebt Ueberſicht von den Ausmeſſungen des Sonnenſyſtems, von Hrn. Schröters neuen Bemerkungen und andern intereſſanten Gegenſtänden. In der Vorrede bittet der Hr. V. die Beförderer der praktiſchen Aſtronomie um Beyträge zu einer Beſchreibung der wirklich vorhandenen, praktiſchen, aſtronomiſchen Anſtalten und Sternwarten, von welchen

wir

wir sehr wünschen, daß sie recht bald und vollständig zusammen kommen mögen.

Kurze vermischte Nachrichten.

Der Hr. Prof. Bode hat in sein astr. Jahrb. für 1792 auch einen Artikel über die von verschiedenen Astronomen in der dunkeln Seite des Mondes bemerkten Lichtpunkte, eingerückt, welcher aus einer bey der Kön. Akad. der Wiss. am 3. Jul. 88 von ihm vorgelesenen Abhandl. gezogen ist. Hier hat er zuerst einen Abriß von allen hieher gehörigen Erscheinungen mit Nennung der Beobachter, von welchen, und der Zeitpunkte, wo sie gesehen worden, gegeben; hierauf sucht er die gemeine Meynung, daß dergleichen glänzende Erscheinungen das Feuer ausbrechender Mondvulkane wären, zu entkräften und dagegen die, daß sie von einem stark reflektirten Erdenlicht herrühren, höchst wahrscheinlich zu machen. Man sieht überhaupt, sagt er, diese lichten Punkte nur bis zum 4ten oder 5ten Tag nach dem Neumond, und meines Wissens sind sie noch von keinem Astronomen so lebhaft in den Frühstunden, oder nach dem letzten Mondviertel beobachtet worden. Sie erscheinen ferner

ner schon bey einer 150maligen Vergrößerung auf einmal blaß und neblich, und werden bey einer stärkern ganz unkenntlich, welches wohl nicht statt finden könnte, wenn sie ursprüngliche Feuerausbrüche wären. Die Erde erleuchtet die Nächte des Mondes, blos nach dem Flächenraum gerechnet, im neuen Licht fast 14mal stärker, als der Mond die unsrigen im vollen Licht. — — Der Mondfleck Aristarchus zeichnet sich durch sein glänzendes Licht vor allen so aus, daß schon Hevel vermuthete, er brenne beständig, und daß er ihn wahrscheinlich auch deswegen mons porphyrites nennte; allein die Hauptgrube oder Einsenkung desselben hat gewiß einige Meilen im Durchmesser; sollte wohl aus diesem großen Schlunde eine Meilendicke Flamme unaufhörlich empor lodern? verschiedene kleinere Mondflecke glänzen vom Sonnenlichte oft so lebhaft, daß man sich versichert halten sollte, sie zeigten ein eigenthümliches Licht. Würden diese Flecken, wenn sie in der Nachtseite des Mondes eine solche Stelle erhalten, daß die von ihnen reflektirten Strahlen des Erdlichts unter gleichen Winkeln uns ins Auge fallen, nicht, obgleich von einem viel schwächern Licht beschienen, dennoch sehr lebhaft auf der dunkeln Fläche unter den nächtlichen Gegenständen hervor leuchten? — — — Die ausserordentlich zahlreichen grubenartigen Vertiefungen auf der Oberfläche des Mondes tragen ungemein viel zu einem lebhaft zurückwerfenden Erd-

lichte

lichte bey, indem auf ihnen die aufgefangenen Lichtstralen der Erde gleichsam wie aus Hohlspiegeln mit verstärktem Scheine reflektirt werden, wobey es noch sehr auf ihre Concavität, Lage und Beschaffenheit der innern Theile ankommt. Je kleiner überdem eine kraterförmige Felsenhöle auf dem Monde ist, aus welcher das Erdenlicht unter dem vortheilhaftesten Winkel gegen uns geworfen wird, um desto stärker kann das reflektirte Licht seyn. Der im April und May beobachtete Lichtfleck im dunkeln Theile des Mondes entstand eigentlich nur aus einer sehr kleinen Grube nahe beym Aristarch. Sie leuchtete am 5ten April in der Nacht des Mondes verhältnißmäßig stärker als Aristarch selbst. Im vollen Mondlicht am 19. Apr. sah Hr. Schröter ihren Lichtschimmer nur halb so hell, als die größte Grube des Aristarch; am 1. May des Morg. in der dunkeln Seite des Mondes nur matt und abermals im vollen Mond d. 17. May gar nicht. In den ersten Monaten 88 haben verschiedene Astronomen diesen lichten Punkt nur des Abends beym zunehmenden Mond in der dunkeln Seite gesehen: sollte also dieser Berg nur brennen, wenn die Ostseite der Mondkugel, worinn er liegt, Nacht hat? — — — Ich will hiermit, fährt Hr. B. weiter fort, nicht behaupten, daß der Mond überall keine feuerspeyende Berge habe. Der Anblick seiner zahlreichen Gruben und kraterförmigen Einsenkungen auf Bergen, ver-

steht sich solcher, die man nur durch gute Fernröhre entdekt, hat mit dem von unsern Vulkanen viele Aehnlichkeit; auch könnten die Mondvulkane ihrer Größe wegen durch unsre Fernröhre wohl schon zu Gesichte kommen, denn Hr. Schröter unterscheidet bey einer 210maligen Vergrösserung seines 7fußigen Teleskops im Monde eine Fläche von 400 Fuß im Durchschnitt sehr deutlich, und daher würde z. B. unser Vesuv oder Aetna in den Mond versetzt, sich schon durch mittelmäßige Fernröhre unterscheiden lassen; allein ich glaube nur, daß wirkl. Feuerauswerfende Mondberge uns ganz anders erscheinen müßten, als jene lichten Punkte. Denn sie müßten, des sie umgebenden Rauchs wegen, der die Flammen gewöhnlich trüber macht, uns entweder beständig unsichtbar bleiben, oder es müßten sich solche Ausbrüche im Monde ohne Rauch denken lassen.

Daß diese vom Erdlicht entstehenden Lichtstellen sich in der dunkeln Mondsseite nicht immer gleich helle zeigen, auch oft gar nicht zu bemerken sind, erklärt sich Hr. B. erstlich daraus, daß dort die Erde selbst, je nachdem mehr Land oder Wasser auf der, der Nachtseite des Mondes jedesmal zugewendeten Halbkugel liegt, mit einer etwas veränderten Lichtstärke leuchtet, da die Länder der Erde mehr Licht, als die Oceane, reflektiren, auch die Dünste und Wolken der Erdatmosphäre ihren nächtlichen Schein

im

im Monde zum Theil schwächen können. Ferner: durch die sehr verschiedene und veränderliche Lage der Mondberge, Thäler und Gruben gegen unser Auge, welche die monatliche Libration der Mondkugel verursacht. Diese kann in einer und derselben scheinbaren Entfernung des Mondes von der Sonne sehr verschieden seyn, und daher das aus einer concaven Grube der Mondnacht unter dem erforderlichen Erleuchtungswinkel lebhaft zurückprallende Erdlicht bald gegen uns, bald gegen irgend einen andern Punkt des Weltraums werfen — —, wobey es sich dann auch zuweilen treffen kann, daß zufällig von einer vielleicht weissen Seitenwand einer Felsengrotte, die von der noch beynahe vollen Erde erhaltene Erleuchtung mit concentrirten Stralen gegen uns zurückgeworfen wird. Dies könnte sonach gerade der Fall beym Aristarch und besonders bey der kraterförmigen Höhle des kleinen nahe bey ihm befindlichen Berges seyn, der im April und May so sehr glänzend erschien. Es giebt runde Gruben auf dem Monde, die im zu- und abnehmenden Lichte, wenn die Sonnenstralen gehörig in sie fallen und also ihre Seitenwände erleuchten, lebhaft schimmern; hingegen im vollen Mond, wenn die Sonne ihren innern Grund senkrecht erleuchtet, fast völlig verschwinden, zum deutlichen Beweise, daß oft ihre Felsenwände das Licht weit mehr zurückzuwerfen geschickt sind, als ihr Grund. Ferner fallen alle Sonnenstralen bey

der sehr großen Entfernung der Sonne unter sich parallel auf den Mond; dahingegen die von der Erde nach dem Mond geworfenen Lichtsäulen wegen der 400mal größern Nähe der Erde beym Mond unter sich am Mondrande herum Winkel machen, die der doppelten Horizontalparallaxe des Monds bey uns gleich sind, und daher werden die Mondgruben, genau betrachtet, für eine und dieselbe Stellung und Libration des Mondes nicht auf einerley Art vom Sonnen- und Erdenlicht erleuchtet, und dies kann auch bey ihrer Erscheinung in der Tag- oder Nachtseite des Mondes einige Abänderungen veranlassen, so wie überdem die veränderliche Beschaffenheit der Luft, die Güte der Augen, der Fernröhre u. s. w. — — — Sonst könnten auch vielleicht erscheinende Lichtpunkte in der Nachtseite des Mondes zum Theil dortige atmosphärische Ereignisse oder Meteoren seyen, zumal wenn sie von kurzer Dauer sind, wie z. B. das blitzähnliche Licht, welches Halley und Louville bemerkten; die im J. 1783 vom Hrn. Herschel und nachher auch vom Hrn. Schröter auf eine kurze Zeit gesehene Lichterscheinung. Endlich ließen sich phosphorische oder elektrische Leuchtungen im Mond gedenken. Unsere Oceane glänzen bey Nachtzeit streckenweise, und bey einem starken Nord- oder Südlicht, würden sich, aus einer großen Ferne betrachtet, auf der Nachtseite der Erde, Lichtflecken zeigen. —

Der

Der Hr. O. A. Schröter bedient sich seit einiger Zeit mit vielem Nutzen einer neuen Methode, nach welcher er nicht nur die senkrechte Höhe der Mondberge, sondern auch die Tiefe der Mondeinsenkungen mit vieler Genauigkeit und zwar unter fast allen Abständen der Lichtgrenze von der Linie der Hörner in fast jeder selenographischen Länge und Breite berechnet. Der Nutzen, den die Naturgeschichte des Mondes davon zu gewarten hat, ist beträchtlich. So hat Hr. Schr. z. B. schon viele kraterähnliche Einsenkungen berechnet, deren Grundfläche 1000, 1200, ja gar 1300 und 1400 paris. Fuß tief wirklich eingesenkt ist, und deren Durchmesser gleichwohl nur 2 und 3 geographische Meilen beträgt; Tiefen, worinn die höchsten Berge unsrer alten Welt stehen könnten, und welche nicht zwischen andern Gebirgen, sondern in scheinbar ganz ebnen Flächen befindlich sind. Noch merken wir hier an, daß Hr. Schr. nun unter gleichen Umständen genau dieselben Lichtflecken auf den nemlichen Punkten der Mondfläche, und eben so, wie das Jahr zuvor, gesehen hat. Dadurch wird also seine Aeusserung, daß diese Lichtflecken, wenigstens größtentheils von reflectirten Erdenlicht entstehen, um so mehr bestätigt, da er den Aristarch seit länger als 3 Jahren und besonders seit dem April des vorhergehenden Jahres in den meisten Monaten als Lichtfleck in der Nachtseite des

Mondes beobachtet hat. Mehr hievon ſ. man in Hrn. Bode Aſtr. Jahrb. für 92.

Der Hr. Graf von Brühl, Churfürſtl. Sächſ. Geſandter am Londner Hofe, hat Hrn. Prof. Bode in Berlin in einem Schreiben aus London vom 6ten Nov. 1789 gemeldet, daß Herr Herſchel mit ſeinem nunmehr vollendeten 40füßigen Spiegelteleſkop am 28ten Auguſt den ſechſten, und am 17ten Sept. den ſiebenten Trabanten des Saturn entdeckt habe. Nach dieſer Angabe beträgt die Umlaufszeit des ſechſten 32 St. 50 Min. und die des ſiebenten 23 St. 45 Min. Den Tag vor Abfaſſung jenes Schreibens iſt ein ſehr wohl abgefaßter Aufſatz des Hrn. Herſchel über dieſe merkwürdigen Eroberungen, in der Königl. Societät vorgeleſen worden, in welchem verſchiedene ſcharfſinnige Anmerkungen über die Dicke und Bewegung des Ringes um den Hauptplaneten befindlich ſind. Noch hat dieſer berühmte Beobachter den itzt unſichtbaren Ring nicht aus dem Geſicht verloren, und er vermuthet, daß er für ihn niemals unſichtbar ſeyn werde. Die Vergröſſerung, deren er ſich bisher bedient, beträgt nicht über 160. — — — So lautet dieſe Nachricht im Intelligenzblatt der A. L. Zeit. no. 138; allein in des Hrn. Hr. Bode aſtron. Jahrbuch für 1792 ſteht ganz am Ende auch ein Auszug aus einem Schreiben des Hrn.

Gr.

Hr. v. Brühl, datirt London den 21. Sept. 1789. wo es heißt: ich eile, Ihnen folgende wichtige aſtronomiſche Neuigkeit mitzutheilen. Hr. Herſchel hat ſein großes 40ſußiges Spiegelteleſkop glücklich vollendet, und damit vor wenigen Tagen noch einen Trabanten des Saturns entdeckt, der wegen ſeiner Nähe und der Kürze ſeines Umlaufs, die nur 16 St. beträgt, den Namen des erſten, der nunmehr auf 6 angewachſenen Saturnstrabanten eigentlich verdient. Hr. Bode bemerkt hierbey, daß der zwiſchen dem bisherigen innerſten und dem Saturn befindliche Trabant nach Keplers Satz wirklich nur etwa 17 St. zu ſeinem Umlauf gebrauchen muß, und daß ſonach die Richtigkeit dieſer Herſchelſchen Entdeckung ſchon durch die Theorie beſtätigt werde.

Todesfälle.

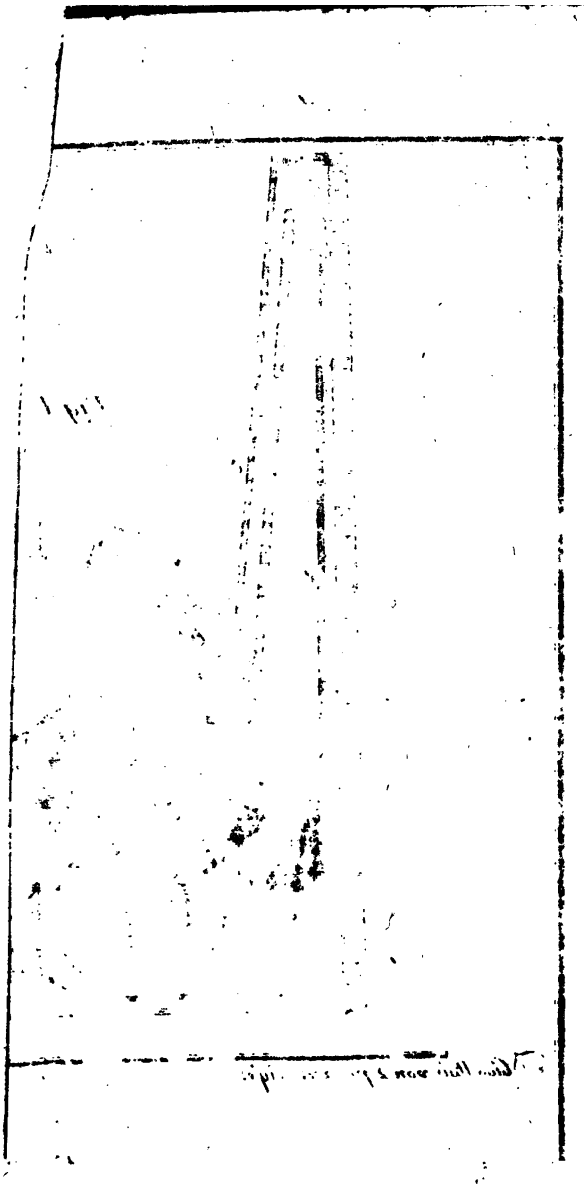
Am 13ten Nov. 1789 ſtarb zu Barby Hr. Joh. Jakob Boſſart, Prof. der Philoſophie und Geſchichte am Seminar der Brüdergemeinde. Auſſer einigen kleinen naturhiſtoriſchen Schriften iſt er beſonders durch die Herausgabe der Oldendorpiſchen Miſſionsgeſchichte bekannt. Er beſaß gründliche Gelehrſamkeit und eine nicht gemeine Kenntniß der Naturge-

turgeſchichte. Um die Bereicherung und Anordnung des ſchönen Naturalienkabinetts zu Barby hatte er viele Verdienſte.

Am 20ten Dec. 1789. ſtarb zu Erfurt Hr. D. **J. J. Planer**, öffentl. ordentlicher Lehrer der Arzneywiſſenſchaft, Beyſitzer der Fakultät; der Röm. Kaiſ. Akad. der Naturforſcher und der Churfürſtl. Maynzſ. Akademie der Wiſſenſch. daſelbſt, Mitglied, im 46 Jahr ſeines Alters.

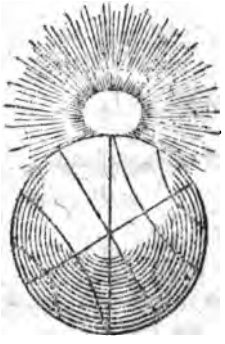
Am 7ten Jenner 1790 ſtarb zu Regensburg der berühmte Naturforſcher und Polygraph, Hr. D. **Jakob Chriſtian Schäffer**, Königl. Däniſcher Rath, Superintendent, erſter Conſiſtorialaſſeſſor und Scholarch im 72 Jahre ſeines thätigen Lebens. Er war von Querfurt gebürtig und verdiente wohl eine ſorgfältige Biographie, da ſeine Verdienſte in mehrern Fächern auch von Ausländern mit anerkannt worden ſind.

Hr. **Anton Brugmans**, Prof. der Mathem. und Phyſik zu Gröningen, der auch durch ſeine von D. Eſchenbach deutſch herausgegebnen Verſuche über die magnetiſche Materie und über die Verwandſchaft des Magners vortheilhaft bekannt iſt, iſt vor einiger Zeit geſtorben.



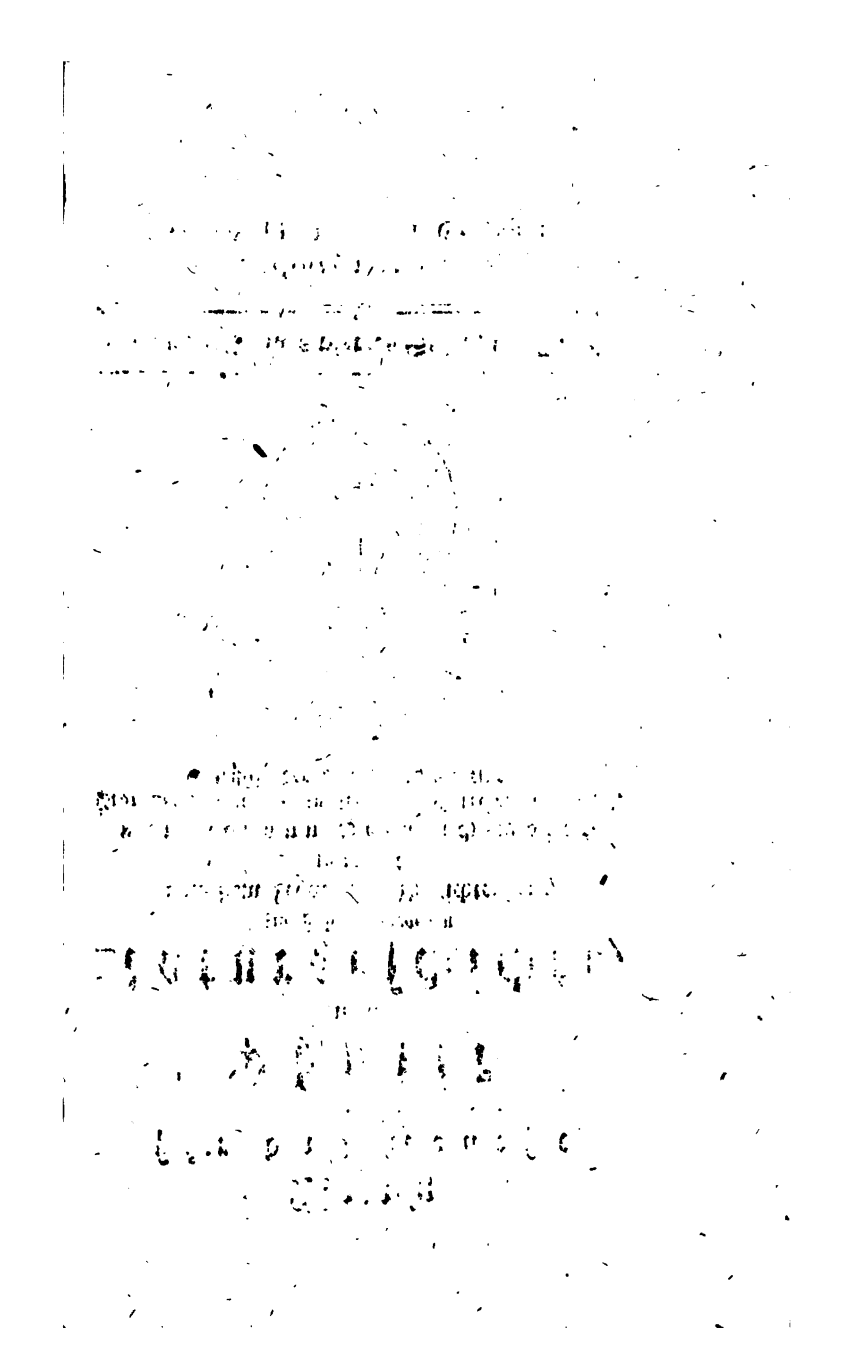
Magazin
für das Neueſte
aus der
Phyſik
und
Naturgeſchichte,

zuerſt herausgegeben
von dem Legationsrath Lichtenberg,
fortgeſetzt
von Johann Heinrich Voigt,
Prof. der Mathematik zu Jena, und Correſp. der Königl. Geſellſch. der Wiſſenſ. zu Göttingen.



Sechſten Bandes viertes Stück, mit Kupf.

Gotha 1790.
bey Carl Wilhelm Ettinger.



Inhalt.

Neue Beobachtungen.

I.

Beyträge zur Naturgeschichte der Vorwelt von J. F. Blumenbach S. 1

II.

Von Huttons Theorie der Erde; oder Untersuchung der Gesetze die bey Entstehung, Auflösung und Wiederherstellung des Landes auf unserm Planeten hauptsächlich sind 17

Inhalt.

III.

Beytrag zu den neuen Beobachtungen des Herrn Hofr. Blumenbach, über Menschenracen und Schweineracen vom Herrn Prof. Hacquet ; S. 28

IV.

Fernerer Beytrag zu Hn. Hofr. Blumenbachs Aufsatz, über Künstelegen, oder zufällige Verstümmelungen am thierischen Körper ꝛc. vom Herrn Prof. Hacquet ; ; 33

V.

Ueber die Naturgeschichte des Kukuks von Eduard Jenner aus Berkley ; 45

VI.

Ueber eine gediegene Eisenmasse, die in Südamerika gefunden worden, von Don Miguel Rubin de Celis aus dem Span. Uebers. 69

VII.

Ueber den Einfluß der Luftelektricität auf das Wachsthum der Pflanzen vom Herrn Ingenhouß ; 70

VIII.

Inhalt.

VIII.

Ueber den Gebrauch der Flußſpathſäure zum Aetzen in Glas und Porcellan S. 81

Maſchinen.

I.

Beſchreibung eines Werkzeuges, den geringſten Grad vorhandener Elektricität bemerkbar zu machen, von Tib. Cavallo ſ 86

II.

Nachricht von einer neuen Luftpumpe des Herrn Cuthberſon ſ ſ 91

III.

Nachricht von dem kugelähnlichen Erdkörper des Herrn Prof. Funk ſ 96

IV.

Nachricht von einer neuen von Herrn Ramsden verfertigten Waage ſ 100

Inhalt.

Zur nähern Prüfung aufgestellte Muthmaßungen.

I.

Ueber den Granit der Alten, vom Herrn Meyer S. 103

II.

Ueber die Beutelratte, (didelphis marsupialis) aus einem Schreiben des Herrn Bergraths Wiedemann 107

III.

Nachricht von der großen Fruchtbarkeit einer Frau 109

Inhalt.

Nachricht von Naturalienſammlungen und andern zum Behuf der Naturkunde getroffenen Anſtalten.

I.

Plan zu einer Naturhiſtoriſchen, vorzüglich, entomologiſchen Reiſe nach Surinam ſ ſ 110

II.

Geſellſchaft in Frankfurt am Mayn zum Beſten der Naturkunde, beſonders der Experimentalphyſik und Künſte ſ ſ ſ 114

Preiß-

Inhalt.

Preisaufgaben S. 117

Anzeige neuer Schriften und Auszüge 119

Kurze vermischte Nachrichten 145

Todesfälle 155

Register 159

Neue

Neue Beobachtungen.

I.

Beyträge zur Naturgeschichte der Vorwelt, von J. F. Blumenbach.

Ein sehr frappantes Beyspiel, wie eine Wissenschaft nach der verschiednen Art, wie sie bearbeitet und benutzt wird, entweder höchstens zu einem bloßen, und noch dazu ziemlich unfruchtbaren und ziemlich unschmackhaften Zeitvertreib dienen kann, oder aber hingegen ein lehrreiches, die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Forschungsgeistes aufhellendes Studium werden muß, solch ein in seiner Art recht auffallend merkwürdiges Beyspiel giebt die Naturgeschichte der Versteinerungen.

Sieht man die Versteinerungen aus dem großen Gesichtspunkte an, daß sie die infallibelsten Urkunden im Archiv der Natur sind, woraus sich die verschiednen mit unserm Planeten vorgegangenen Revo-

lutionen, und selbst die Art und Weise und gewissermasen die Epochen derselben ergeben, und wornach sich folglich selbst das respektive Alter verschiedner der wichtigsten Gebirgsarten bestimmen läßt; so fällt es von selbst in die Augen, daß ihre Geschichte als [illegible] der allerwichtigsten Lehrreichsten Theile der ganzen Naturhistorie, besonders aber der ganzen scientifischen Mineralogie angesehen werden muß.

Mit Vernachläßigung dieses Gesichtspunkts aber, die Petrefactenkunde nur so behandelt, wie sie auch selbst noch bis dato vom groben Haufen der bloßen Sammler und der flüchtigen Polygraphen in der Naturgeschichte behandelt zu werden pflegt, und hier hier ein mehr oder weniger unsinniges Spielwerk. Auch eben diese nachläßige und einseitige Behandlung ist schuld, daß das ganze Studium nachher von manchen für unbedeutend und geringfügig angesehen werden ist. Auch habe ich deswegen diesem Aufsatz die obige Ueberschrift gegeben, weil ich fürchten müßte, daß wenn ich statt derselben etwa Beytrag zur Petrefactenkenntniß gesetzt hätte, er von manchem ungelesen und ungenutzt geblieben wäre. Der nun, wenn er nur erst bis an diese Zeilen gekommen ist, die Sache doch wohl gar sehr der Mühe werth und zu Ende eben so wichtig und interessant findet, als irgend einen andern nützlichen Gegenstand der mineralogischen Erkenntn

Das erſte und wichtigſte Haupt-Requiſit aber, das durchaus unumgänglich nothwendig iſt, wenn die Unterſuchung der Verſteinerung ſich auf die gedachte Weiſe verintereßiren ſoll, iſt und bleibt allemal äußerſte Genauigkeit im Beobachten, und das namentlich bey der Vergleichung eines Petrefacts mit dem demſelben mehr oder weniger ähnlichen Originale in der jetzigen organiſirten Schöpfung. Denn darnach muß das Alter der Gebirgsart, die das urſprüngliche Lager des Petrefacts macht, beſtimmt werden. Und gerade das iſt es, was von den mehrſten Oryctologen bisher ſo äußerſt vernachläßigt worden iſt, indem ſie ſo ſelten den wichtigen Unterſchied zwiſchen blos ähnlich und wirklich gleich, genau genug beobachten.

Es iſt faſt unbegreiflich, wie weit die Nachläßigkeit mancher Schriftſteller in dieſem Punkt gegangen iſt. — So hielt der ſeel. Baumer die platten kleinen Oſtracitenſchaalen, die ſo häufig an großen Ammoniten aufſitzen, geradezu für die platta byzantina. So hielt man zulezt die herzförmige Bivalve mit den glühenden hohen Goldfarben im ſogenannten opaliſirenden Muſchelmarmor aus Lüneburg für Oſtrea ephippium. Oder den Linneiſchen helmintholithus diluvianus für Mytilus criſta galli u. ſ. w.

Der Grund dieſer faſt ſo allgemeinen Uebereilung lag wahrſcheinlicherweiſe in der wenig gewurzelten

Präjudiz, daß nothwendig zu allen Petrefacten auch noch jetzt ein wahres Original existiren müsse, weil man die jetzige organisirte Schöpfung mit unserm Planeten selbst für gleiches Alters hielt und was dergl. mehr.

Dieß ist noch die Meynung eines der allerneuesten Schriftsteller über Cuvenis, des ber. Dr. Hutton in seiner Theorie der Erde, von welcher in dem nächsten Artikel dieses Magazins eine eigne Nachricht gegeben werden soll. Ausdrücklich behauptet er da wo er vom Zustand der Erde in den Zeiten der Vorwelt handelt, daß die Seegeschöpfe, die damals den Ocean bewohnt, ihre Gattungen und Racen bis auf diesen Tag fortgepflanzt haben. „Um sich von „dieser Wahrheit zu überzeugen," sagt er, „brauchen wir blos die Schichten unserer Erde zu unter„suchen, in welcher wir thierische Versteinerungen „finden. Bey dieser Untersuchung entdecken wir nicht „nur jedes Geschlecht (Genus) von Thieren, die „jetzt in der See leben, sondern wahrscheinlich jede „Gattung (Species) derselben, und vielleicht noch ei„nige Gattungen, mit denen wir bis jetzt noch nicht „bekannt sind. Freylich finden sich Spielarten (va„rieties) unter diesen Gattungen, wenn wir sie mit „den jetzt lebenden Thieren vergleichen, aber diese „Varietäten sind nicht auffallender als diejenigen, die „vielleicht auch unter der gleichen Gattung in den ver„schied-

„schiedenen Gegenden der Erde gefunden werden mö-
„gen (no greater varieties than may perhaps be
„found among the same species in the different
„quarters of the globe). Folglich ist die thierische
„Schöpfung im Ocean der Vorwelt nicht verschie-
„dem gewesen von derjenigen, die gegenwärtig exi-
„stirt und die den Gegenstand des zoologischen Theils
„der Naturgeschichte ausmacht.“

Gegen solche Vergehungen sichert scharfsichtige präjudizlose Vergleichung, die mir oft Dinge als specifisch verschieden gezeigt hat, die ich anfangs auf den ersten Blick der Aehnlichkeit wegen, für völlig gleich gehalten hatte.

Nur gleith ein paar interessante Beyspiele der Art statt vieler.

Ich erhielt vor kurzem aus dem Westphälischen eine wegen ihres ansehnlichen Größe und Schönheit auffallende Art von Terebratuliten, die große Aehnlichkeit mit Solander's anomia venosa *) von den Falkland's-Inseln zeigte. Aber freylich blieb es auch nach genauer Vergleichung bey der bloßen Aehnlichkeit.

So ähnelt ein Muyicit unter dem vulcanisirten Conchylien aus valle di Ronca, die Hr Abb. Fortis

*) S. Capt. Cook's 3d voyage round the world pag. 351 und die Abbildung der Muschel pag. 208.

tis und Hr. Prof. Jacquet beſchrieben, dem neuerlich entdeckten murex hexagonus *), aus der Südſee. Aber in beyden Fällen iſt das jetzige Original von dem Petrefact ganz und gar ſpecifiſch verſchieden.

Ich haben über die Urſache dieſes auffallenden Abartens und doch Nichtgleichens einige Vermuthungen in dem 1ten Th. meiner Beyträge zur Naturgeſchichte geäußert, die ich hier nicht wiederholen darf.

Aber alles bisher geſagte paßet füglich als Prolog zu den folgenden Nachrichten von einem wegen ſeines merkwürdigen und eleganten Baues, und wegen ſeiner Seltenheit allgemein berühmten Petrefacts, nemlich dem Encriniten, der auch als ein wahres Incognitum aus den Zeiten der Präadamitiſchen Vorwelt von allen bekannten jetzigen Bewohnern des Oceans ſpecifiſch verſchieden iſt, ohngeachtet freylich unter ſich, ſich mehrere finden, die einige generiſche Aehnlichkeit mit ihm zu haben ſcheinen.

Den Anlaß zu dieſem Aufſatz gab mir eine mächtige Fundgrube von ausnehmend ſchönen Encriniten, die neuerlich auf unſerm, an den mannichfaltigſten und merkwürdigſten Petrefacten ſo reichen Heinberg entdekt worden waren, und aus welcher ich eine Menge inſtructives Stücke in meine Sammlung erhalten habe, wodurch ich den ſonderbaren Bau dieſes räthſelhaften

*) ſ. Hrn Chemnitz Conchylien-Cabinet Xter B. ad. tab. 167. fig. 1554 u. f.

kaum die Stielgewächse überhaupt ziemlich vollständig haben überſehen und verſchiedne nützliche neue Bemerkungen darüber machen können; — beſonders was das untre Ende oder das ſogenannte Wurzelſtück des Thiers betrift, das wenigſtens noch nicht ſo unterſucht und aufgeklärt worden iſt, als die lilienförmige Krone und der aus den zuſammengereiheten Räder- oder Walzen-Steinchen beſtehende Stengel deſſelben. Denn (— blos zum Behuf eines oder des andern Leſers, dem das Geſchöpf noch unbekannt ſeyn möchte, ſey es geſagt —) das ganze Thier iſt ein großer anſehnlicher Zoophyte der Vorwelt, der aus einem lilienförmigen Körper (— Tab. I. Fig. 2. —) und einem langen, einfachen und aſtloſen, cylindriſchen, gegliederten Stengel beſteht, welcher leztere wenigſtens aus mehrern hunderten von Räderſteinchen oder Trochiten (— Fig. 1. d. e. f. Fig. 2. b. Fig. 4. a. und Fig. 5. b. c. —) zuſammengeſezt iſt, und mit ſeinem untern Ende wie manche ſogenannte Horn-Corallen mittelſt eines breiten Fußes (— Fig. 3. 4. —) auf einem andern Körper, z. B. auf einer großen Muſchelſchaale ꝛc. feſtſizt.

Das ganze Geſchöpf kan man wohl freylich Seelilie nennen.

Die Krone insbeſondere, Encrinit oder Lilienſtein.

Die unterſten Wirbel des [illegible] ne ich, zum Unterſchied von den übrigen, die Stern-wirbel, und die flache Ecken, aus welchen ſie entſpringen, den Fuß.

Der Name Encrinit iſt ſchon vor Entdeckung des Lilienſteins einem andern Petrefact beygelegt worden. Der unſterbliche Georg Agricola nemlich, der ſich meines Wiſſens der Worte Encrinos und Pentacrinos in der Orictologie zuerſt bedient hat *), verſtand darunter nicht den Lilienſtein, ſondern die ſogenannten Aſterien, die auf ihren beiden Hauptflächen wie mit fünf in Form eines Sterns beyſammen ſtehenden Lilien bezeichnet ſind, die aber einem von unſrer Seelilie ganz und gar verſchiednen Geſchöpfe mit aſtichten Stengel zugehören.

Der erſte hingegen, der den Lilienſtein ſelbſt, doch nur als Bruchſtück beſchrieben und abgebildet hat, iſt der alte Friedr. Lachmund **), und dieſer gab ihm auch gleich den vom Agricola den Aſterien beygelegten Namen Encrinus oder Lilienſtein, der in der That dieſem Petrefact ganz angemeſſen iſt, da die Krone des Thiers, ſo wie man ſie gewöhnlich findet, einer geſchloſſenen Lilie ähnelt. Wenigſtens iſt er paſſender, als der ohnehin zweydeutige von Aldrovanda marina, womit der Hauptſchriftſteller über dieſes Petre-

*) *de natura foſſilium* L. V. p. m. 610.

**) ſ. deſſ. *oryctographia Hildesheimenſis* p. 58 u. f.

Petrefact, der einzige Sammler und äußerst genaue Beobachter Rosinus *) in Münden daſelbſt niederlegte.

Der neueſte Monograph über die Lilienſteine, unſer ſeel. Prof. Hollmann **), nennt ſie, ſo wie manche andere Dryctologen auch gethan haben, Pentacrinken, weil ſie freylich gewöhnlich eine fünfeckigte Baſis (— Fig. 2. b. —) in der Krone haben, da dieſelbe insgemein aus fünf Gelenkſteinen zu beſtehen pflegt. — Allein zu geſchweigen, daß man auch ſchon längſt die Ziemerſche Meduſen-Palme (Helianthoidikus porrectoſus Linn.) mit dem Namen

*) Mich. Reinh. Roſinus ſtarb zum unerſetzlichen Verluſt für die Dryctologie im 38ten J. ſeines Alters an ſeinem Geburtsorte Münden a. 1725. Von ſeinem ausnehmenden Beobachtungsgeiſte zeigen die beiden, leider einzigen Schriften, die von ihm im Druck erſchienen ſind. Nemlich das hiehergehörige Meiſterwerk *de ſtellis marinis foſſilibus*. Hamburg. 1719. 4. mit 10 Kupfertafeln. Und ein kleines opus poſthumum *de belemnitis*, Francofurtae 1728. 4. von welchem letztern Hr. Hofr. Käſtner im VIII. B. des Hamburgiſchen Magazins eine Ueberſetzung gegeben hat.

Ein merkwürdiges Verzeichnis vieler andern dryctologiſcher Schriften, die Roſinus unvollendet hinterlaſſen, giebt *Balth. Ehrhart* in der *diſſ. de belemnitis Bavaricis* ed. 2a 1727. pag. 27. u. f.

Nachrichten von ſeinen Lebensumſtänden ꝛc. finden ſich in Dan. Eberh. Barings Beſchreibung der Saala im Amt Lauenſtein. 1744. 4. im II. Th. S. 217. u. f.

**) ſ. deſſ. *deſcriptio pentacrinoſtoni* etc. Goetting. 1784. 4. mit 6 Kupfertafeln.

Pentacrinite zu bedeuten pflegt, deren die runklichten Wirbel, aus welchen der mächtig lange Stengel derselben besteht, auf den beiden Hauptflächen fast wie die gemeinen Asterien, die Figur einer fünfblättrigen Blume zeigen; so giebt es ja auch nicht selten Lilienſteine mit ſechs Gelenkſteinen in der Kronenwurzel, und 12 Hauptarmen ſtatt der ſonſtigen zehn*).

Noch nie hat man eine ganz complete Seelilie gefunden, die nemlich vom Wurzelſtück bis zur Krone ununterbrochen zuſammengehängt hätte.

Daher läßt ſich das Verhältniß des Stengels zur Krone und die Länge des ganzen Thiers nicht genau beſtimmen, die aber zum allerwenigſten über mehrere Spannen betragen haben muß, wie ich aus der Vergleichung der verſchiednen Form und Stärke der Wirbel von einzelnen Spannen langen Stücken aus der Mitte des Stengels mit andern faſt eben ſo langen vom obern Ende, wo die Krone anſitzt, und mit denen an Wurzelſtücken, erſehe.

Als Petrefacte haben alle Theile des Thiers im Bruche die rhomboidale Textur des Kalkſpats, ſo wie ſie ſich z. B. auch in jedem Bruchſtück der gemeinen, ehedem officinellen, Judenſteine zeigt.

Im

*) Schon Rumph hat einen dergleichen abgebildet Tab. 1. fig. 3.

Im frischen Zustand hingegen, ist vermuthlich das ganze Thier noch mit einem weichen Ueberzug bekleidet, und dadurch die unzähligen Glieder untereinander verbunden gewesen. Da diese aber nach dem Tode des Thiers wohl schnell verfault und dadurch die Glieder auseinander gefallen, so begreift sich daher die Seltenheit beträchtlich großer zusammenhängender Stücken des Ganzen, und hingegen die unermeßliche Menge der einzelnen Wirbel des Stengels, nemlich der sogenannten Trochiten.

Daß jener Ueberzug sehr dünne gewesen, schließe ich daraus, weil zumal an den Wurzelstücken in meiner Sammlung hin und wieder sehr zarte Wurmröhren ꝛc. aufsitzen *).

Diese Wurzelstücken selbst sind, wie gesagt, der bisher noch am wenigsten bekannt gewesene Theil des ganzen Thiers **), wovon ich aber nun eine beträchtliche Zahl instructiver Stücke von unserm Helmberg vor mir habe.

Die erste Grundlage oder der Fuß einer Seelilie ist eine flachgewölbte spatichte Cruste (— Fig. 3. 4.

*) Vergl. Roßmus tab. VIII. cl. B. Fig. 5. —

**) Schon Roßmus hat zwar tab. X. cl. A. B. C. D. mancherley dergleichen Wurzelstücke abgebildet, aber ohne sie recht gekannt zu haben, da er sie einem besondern dem eigentlichen Entrochiten verschiednen Geschlechte zuschreibt, das er Helmia polyadactyla nennt.

4. —) von unbeſtimmter, doch meiſt rautenförmiger Geſtalt mit wellenförmigen dünnen Rändern.

Im vollkommenſten Zuſtand ſitzt dieſer Fuß auf einem andern flachen Körper auf. So habe ich z. B. mehrere Exemplare, die auf Bruchſtücken von breiten dünnen Muſchelſchaalen aufſitzen, die ich der Textur nach, weil ſie aus vertical aneinander ſtehenden Faſern beſtehen, (ohngefähr wie die Fäden auf dem Sammt oder wie dünne Schichten Strahlgyps) *) für Fragmente von Pinnriten zu halten geneigt wäre. (— Fig. 3. b. —)

Häufiger aber findet ſich dieſer Fuß von ſeiner Stelle losgelößt und verdruckt, zuſammengebogen, theils wie eingerollt ꝛc. (— Fig. 1. a. b. —)

Oft ſitzt auch ein Fuß einer jungen Seelilie ſeitwärts am Wurzelſtück einer ältern größern auf, faſt wie ein Schorſtpor, umfaßt daſſelbe gleichſam. (— Fig. 1. c. —)

Ein ſolcher Fuß hat ohngefähr auf der Mitte ſeiner obern Fläche eine ſternförmige Vertiefung (— Fig. 3. a. —) in welcher nun der unterſte Trochit, gleichſam der erſte Stammwirbel, aufſitzt. (— Fig. 4. a. —) auf dieſem der zweyte, und ſo die

*) Oder auch wie Hrn. De Luc's merkwürdige pinnigene vom Stockberg bey Brüx, die in Hrn. de Sauſſure's Reiſen im 1. B. tab. II. Fig. 6. abgebildet iſt.

die folgenden den ganzen langen Stengel hindurch bis an die Krone.

Ich besitze solche Wurzelstücken, die ganz einzeln isolirt stehen, wie z. B. Fig. 3. und 4. Ich habe aber auch andere, wo mehrere wie in ganzen Klumpen dicht zusammen gruppirt sind *). Das merkwürdigste Stück der Art ist Fig. 1. so wie alle übrige in natürlicher Größe abgebildet. An diesem zähle ich nicht weniger als 18 bis 20 Wurzelstücken, deren Stammwirbel nach dem ungleichen Alter auch von sehr verschiedener Dicke sind. Der kleinste (c — d) übertrifft von der Dicke einer Stricknadel, Andere (e — f) wie den Kiel einer Rabenfeder, die stärksten (g — h) wie Gänsespuhlen. Ueberhaupt scheint dieß wohl eine ziemlich junge Colonie gewesen. Hingegen habe ich große vielstündige Massen, die wie starken, theils fast Daumensdicken Wurzelstücken ganz dicht wie durchflochten sind.

An solchen alten, großen Stücken scheinen die unteren Stammwirbel, in der Zeit (wie durch eine Art von

*) Das heißt, sie stehen neben- und aufeinander, aber ohne deßhalb Theile eines gemeinschaftlichen Ganzen auszumachen, (wie sich der seel. Walch den Encriniten dachte, der ihm, wenn er auch noch seinen Stiel hat, demohngeachtet nur ein Theil eines ehemaligen großen Ganzen gewesen zu seyn schien ꝛc. Man s. seinen Beytrag zur NG. der Encriniten im Naturforscher St. VIII. S. 272 u. f.

von Anfange mit einander verwachsen zu seyn. Wenigstens bildet dann der Fuß zuweilen statt der flach gewölbten Scheibe einen ansehnlichen abgestumpften Kegel, an welchem keine Nähte von abgesonderten Wirbeln zu unterscheiden sind. Etwas dergleichen zeigt sich auch schon bei verschiednen Stämmen in Fig. 1.

Solche zusammengruppirte Wurzelstücken sind, wie ich vermuthe, zuweilen für ästichtes Entrochiten. So nennt man nemlich bekanntlich die Stücken vom Stengel der Crinitis, wo noch mehrere Glieder oder sogenannte Trochiten aneinander hängen, angesehen worden, an deren Existenz ich aber überhaupt zu zweifeln Ursache habe. Wenigstens sind alle diejenigen vorgeblichen ästichten Entrochiten, die mir noch vorgekommen, bey näherer Untersuchung nichts anders gewesen, als solche zusammengruppirte Wurzelstücken.

Ein sonderbares Phänomen, worüber ich mir aber noch keinen befriedigenden Aufschluß verschaffen kann, ist, daß man zuweilen kleine Strecken des Stengels von 10 und mehrern Gliedern findet, die mit einer dünnen ästichten Rinde umgeben sind, (Fig. 5. a.) ohngefähr als wenn sie durch einen glatten länglichten Judenpfeffer hindurch liefen. Rosinus hat tab. VIII. cl. A. n. 1. 2. 3. ähnliche Stücken abgebildet. Nur sind die meinigen regelmäßiger,

mäſiger, olivenförmig) oder wie der Geſtalt eines Dattelkerns ꝛc.

Eine kleine zufällige Varietät, die ich nirgend ſonſt angemerkt finde, iſt ein Stück des Stengels, wo zwiſchen zwey Wirbeln in der Fuge auf der einen Seite ein länglichtes Zwickelſtückchen durch eine wahre Sutur *) wie eingeflickt iſt, das alſo gewiſſermaſen den ſogenannten Wormiſchen Knöchelchen in manchen Hirnſchalen ähnelt.

Nun auch noch ein Wort über die Krone oder den eigentlich ſogenannten Lilienſtein, deſſen Bau zwar ſchon von Rosinus und unſerm ſel. Hollmann meiſterhaft auseinander geſetzt iſt.

Die gröſten Stücken der Krebenwurzel (— Fig. 2. b. —) ſind faſt wie die Knochen in der Handwurzel (carpus) des menſchlichen Gerippes durch eine Art von amphiarthrosis feſt unter einander verbunden.

Jeder der zehn Arme iſt von der Figur Can, an beyden Seitenrändern nach innen (— c — d —) mit einer zartgeſiederten Floſſe verſehen. Und ſo weit die Arme geſiedert ſind (alſo von d bis oben zur Spitze) ſo weit ließen ſie ſich auch wie eine entfaltete Hand auswärts ſchlagen.

*) Durch dieſe wahre Sutur unterſcheidet ſich dieſes Stück von denen, die Rosinus tab. VIII. cl. D. und E. abgebildet hat.

Der äußere rundliche Rücken dieser Arme ist bey den verschiednen Spielarten der Lilienstiele von verschiedner Bildung. Bey manchen, zumal bey den jüngern, ist er wie aus knotichten Körnern zusammengesetzt, so daß er dann fast einer Maizähre ähnelt. Bey andern hingegen ist er glatter, da ihn dann schon Lachmund nicht uneben mit der geschuppten Haut einer Hünerpfote verglich.

Die Zahl der Glieder in der Hauptröhre der zehn Arme und auch wohl in ihren beiden Flossen scheint mit dem Alter des Thiers zugenommen zu haben.

Die äußerste Eleganz des zartesten Baues zeigt sich an den einzelnen radiis, woraus die Flossen der Arme zusammengesetzt sind. Diese radii selbst sind fein gegliedert, und auf der obern und untern Fläche, womit sie (wie die Fasern in der Fahne einer Feder) auf einander liegen, wiederum aufs allerzarteste in die Quere gestreift.

Die Seelilien selbst müssen nach der Menge der Ueberreste zu schließen, wo man nur ihre Wirbel, die Trochiten, versteinert findet, im Ocean der Vorwelt eine sehr weit ausgedehnte Heimat gehabt haben, eins der gemeinsten Seegeschöpfe gewesen seyn. Auch müssen sie in großen Colonien beysammen gelebt haben, wie man außer den ungeheuern Trochitenmassen, die sich in hundert Gegenden zeigen, auch aus

der

der Menge der Lilienſteine ſchließen kann, die zuweilen auf einem einzigen Steine, etwa einem Raum eines Quadratfußes, ꝛc. gefunden worden ſind. Ein Beyſpiel der Art, worauf ſie bey Encriniten beyſammen liegen, führe ich nur deswegen an, weil es in einem Werke abgebildet iſt, das wohl noch von wenigen Oryctologen benutzt worden iſt: nemlich in des Rector Jarenberg *hiſtoria eccleſiae Gundersheimenſis diplomatica* Hannov. 1734. fol. pag. 1624.

II.

Dr. Hutton's Theorie der Erde; oder Unterſuchung der Geſetze, die bey Entſtehung, Auflöſung und Wiederherſtellung des Landes auf unſerm Planeten bemerklich ſind. Ein Auszug aus der ausführlichen Abhandlung im 1ſten Bande der Transactions of the royal Society of Edinburgh. 1788. gr. Quart. S. 209 bis 304.

* * *

Vorerinnerung des Einſenders.

Der Verf. wird vielen unſerer Leſer ſchon durch ſeine Theorie des Regens und den darüber mit Hrn.

de Lüc geführten gelehrten Streit bekannt seyn. Da die Edinburgher Transactionen wohl nur in wenigen deutschen Bibliotheken befindlich sind, und die Uebersetzung des Hrn. Prof. Buhle in Göttingen blos die darin enthaltenen historischen und philosophischen Aufsätze begreifen, so wird der gegenwärtige Aufsatz hoffentlich willkommen seyn: um so mehr, da Dr. Hutton's Theorie in vielen Stücken so glücklich mit den cosmogenischen Ideen zusammentrift, die Hr. Prof. Voigt schon vor vier Jahren in diesem Magazin geäussert hat (— s. des IIIten B. 4tes St. S. 15 u. f. —). Göttingen im März 1790.

J. F. B.

* * *

Iter Abschnitt. S. 209—24. **Uebersicht des abzuhandelnden Gegenstandes.**

Das zur Vegetation auf unserm Planeten nöthige Erdreich besteht (großentheils) aus den allmählich decomponirten Theilen des festen Bodens, wird aber auch eben so allmälich vom Wasser wieder weggewaschen, und nach und nach durch die Ströme erst an die Küsten und endlich durch den Wechsel von Ebbe und Flut und durch die Strömungen im Meere in den tiefsten Abgrund desselben geführt. — So liesse sich ein (wenn auch noch so weit entfernter) Zeit-

Zeitpunkt abstehen, wo der zur Vegetation taugliche Boden endlich ganz destruirt seyn würde, wenn nicht unsere Erde gewissermasen eine Art von Reproductionskraft äusserte *), wodurch das, was auf die gedachte Weise auf einem Welttheile derselben verlohren geht, wieder benutzt, und jener scheinbare Verlust auf einer andern Seite wieder ersetzt werden kann.

Offenbar ist unser jetziges festes Land ehedem Meeresboden gewesen. Das lehren ausser andern Beweisen vorzüglichst unsere Kalkflöze, die von Resten versteinter Seethiere gleichsam wimmeln. Es fragt sich also: durch was für eine Veränderung ist nun jener vormalige Meeresboden zum jetzigen festen Lande geworden? Und dieß veranlaßt nun eine doppelte Untersuchung: erstens nemlich, durch was für verhärtende Kraft ist jener weiche Schlich (das Lager der gedachten Seegeschöpfe ꝛc.) zur marmorartigen Festigkeit gelangt? und zweytens wie ist er dann aufs trockne versetzt worden? ward entweder der verhärtete Meeresboden über die Fläche des damaligen Meeres emporgetrieben, oder verlor sich im gegen-

*) Hr. Dr. Hutton sagt von unserer Erde — „may it not be also considered as an organised body?“

Und Hr. Prof. Voigt a. a. O. — „Wie nun, wenn man den Erdball als ein grosses in seiner Art, wiewohl sehr grob, organisirtes Geschöpf ansähe?“ —

feitigen Fall das Meer auf eine andere Weise aus seinem vormaligen Bette?

Ilter Abschnitt. S. 225—61. Untersuchung der natürlichen Operationen, die zur Verhärtung der Erdschichten auf unserm Planeten angewendet worden.

Der Verf. glaubt hier aus chemischen Principien sowohl als aus mechanischen (die aber für uns hier keines Auszugs fähig sind) erweisen zu können, daß die Schichten von lockern Stoffen, die auf die gedachte Weise auf dem Meeresboden gesammelt und zusammengehäuft worden, nicht anders als durch Hitze und durch die dadurch bewirkte Schmelzung zu ihrer nachwärtigen Festigkeit haben gelangen können *). Und zwar behauptet er dieß nicht allein von den Flözschichten, sondern sogar auch vom Granit. Er beruft sich zu diesem Zweck auf eine besondere Art

*) Seine Worte sind: — „*that the power of heat „and operation of fusion must have been em„ployed in consolidating strata of loose mate„rials, which had been collected together and „amassed at the bottom of the ocean.*“

— „*that all the solid strata of the globe ha„ve been condensed by means of heat, and har„dened from a state of fusion.*“ —

Art von Granit *), die sich in Aberdeenshire in Schottland, 4 1/2 5 (englische) Meilen von Portsey,

*) Ich habe durch die Güte des Hrn. Pr. Crichton in London ein Stück dieses aus aller Rücksicht sehr merkwürdigen sonderbaren Gesteins vor mir. Es ist dem Gemenge nach ein wahrer Granit, nur von sehr ungleichem Verhältniß seiner drey Bestandtheile. Von Glimmer nemlich ist nur hin und wieder eine ganz kleine kaum merkliche Spur zu erkennen. Den bey weiten größten Theil macht der Feldspat aus, der von einer röthlich grauen Farbe ist. Der Quarz endlich bildet unzählige meist scharfeckichte keilförmige Splitter und Blättchen, womit der Feldspat ganz dicht und nach einer bestimmten Richtung wie durchzogen ist; so daß ein Stück dieses sonderbaren Gesteins, wenn es in die Quere durchschnitten und polirt wird, nichts weniger als einen wahren Graphischen voller syrischen und arabischen Buchstaben darstellt, der weiland die ehrlichen Talus-naturae-Männer entzückt haben würde. Ich zeigte meine Täfelchen unserm großen Orientalisten, dem Hrn. Prof. Tychsen, und nannte es im Scherz die allerälteste Inschrift. Die Antwort des Hrn. Prof. war:

„Auf dem Granitstück sind wirklich einige Züge, die mit syrischen Buchstaben große Aehnlichkeit haben: — Aber weit mehr Züge gleichen den „Cufischen oder Altarabischen, wie man sie auf „den ältesten arabischen Chalifen-Münzen findet. „Ich lege eine Zeichnung des Steins bey, wo die „Buchstaben, um sie auf dem Stein wieder finden „zu können, mit Ziffern bezeichnet sind ꝛc. Ew. „werden aus der beygefügten Erklärung sehen, daß „sich fast das ganze cufische Alphabet herausbringen „läßt. Es sind sogar ganze hebräische Worte darauf, und ein Buxtorf würde hier eine merkwürdige Bestätigung seiner lingua primaeva finden. „Z. B. ahab (amavit); labem (illis); u. s. w. ei-

westlichem Wege nach Huntly, findet, wo sie sich in den gemeinen Granit jener Gegend verliert.

Der Anblick dieses Fossils zeigt, wie der Verf. sagt, ganz augenscheinlich, daß der Feldspar und Quarz als die beiden Hauptbestandtheile desselben in einem flüssigen Zustande müssen unter einander gemengt worden seyn, und daß durch die rhomboidale Crystallisation des Feldspars, die so ganz sonderbare eigne Gestaltung des dazwischen eingeflossnen Quarzes bewürkt worden.

IVter Abschnitt. S. 261 — 285. Untersuchung der natürlichen Operationen, die zur Hervorbringung des Landes über die Meeresfläche, angewandt worden.

Der Verf. hält sich überzeugt, daß zu diesem Behuf die gleichen Kräfte von der Natur angewandt worden, wodurch sie auch hiesigen, seiner Meynung nach den vormaligen weitern Schritt des gedachten Meeres

„ne glücklichere Phantasie als die meinige, würde „leicht noch mehrere entdecken. Ich hatte also „allerdings Recht, diesen Stein den ältesten zu „schrift zu nennen, da er nicht nur Buchstaben „sondern auch Wörter enthält. Da aber die „Sprache wahrscheinlich ganz unbekannt ist, „die der Orientalist die Erlaubniß hat nicht zu „verstehen, so bleibt der Commentar zu Inschriften dieser Art billig dem Naturforscher überlassen.“ —

rdsbodens zu festen Erdschichten verhärtet; nemlich Feuer, und mittelst desselben unwiderstehlich ausdehnende Kraft.

Die Vulcane sind im Grunde blos Luftlöcher für die ungeheuern unterirdischen Oefen, die auf eine sehr wohlthätige Weise den allzugewaltsamen Würkungen des eingeschlossnen Feuers, den Erdbeben, der unzeitigen Erhebung des Erdbodens u. dergl. vorbeugen.

Umständlich für den vulcanischen Ursprung des Basalts, den er aber als eine unterirdische Lave in Rücksicht seiner ganzen Entstehungsart, Ansehen der Lagen, die er zwischen den Flözschichten macht, u. s. w. genau von den frischen eigentlich sogenannten Laven der wirklich feuerspeyenden Berge, unterscheidet. Diese letztere sind in ihrem flüssigen Zustand an die freye Luft geströmt; jene hingegen sind erst der Atmosphäre ausgesetzt worden, nachdem sie seit undenklicher Zeit verhärtet waren, und wer weiß wie mancherley Decompositionen ꝛc. noch seit der Zeit erlitten hatten.

Daher sollte man auch den Basaltbergen nicht gleich den Namen von ausgebrannten Vulcanen beylegen, weil dieß verleiten könnte, eine größere Aehnlichkeit zwischen ihnen und den jetzigen feuerspeyenden Bergen oder zwischen Basalt und frischer Lava zu suchen, als doch nach der großen Verschiedenheit der

Umstände, die bey beider ihrer Entstehung durchs Feuer vorwalten, nur erwartet werden darf.

IVter Abschnitt. S. 285 — 304. System über wechselseitigen Verlust und Wiedererzeugung des Landes auf unserm Erdboden.

In dem natürlichen Laufe der Veränderungen auf unserm Erdboden gehe unaufhörlich Land verlohren. Eben so unaufhörlich suche die Natur auf die obgedachte Weise wiederum neues Land zu recruitiren.

Nun aber ist es nicht nothwendig, daß jener Verlust und dieser Ersatz schlechterdings immer in völlig gleichem Verhältniß gegen einander stehen müßten; sondern der Zweck, den die Natur zu erreichen sucht, ist blos, zu allen Zeiten im ganzen ein solches Verhältniß von Wasser und Land auf unserm Planeten zu erhalten, als es die organisirte Schöpfung zu ihrem Aufenthalt ꝛc. erfodert.

Eben so wenig ist es nothwendig, daß jener Verlust schlechterdings blos auf die obgedachte Weise durch allmähliches Zerfallen und Wegströmen ins Meer erfolgen müßte: sondern in einzelnen Fällen kann auch jener Verlust durch plötzliches Versinken von Landstrichen bewirkt werden u. s. w.

Im

Im Grunde muß man sich aber das Land auf unserm Erdboden immer in einem dreyfachen verschiedenen Zustande gedenken. Den einen Theil nemlich, der das gegenwärtige bewohnbare Land ausmacht. Einen zweyten ältern, nemlich das vorher da gewesene und nun aufgelößte, zerstörte und in den Boden des jetzigen Meeres geschlemmte Land. Und endlich einen dritten jüngsten Theil, der nemlich auf diesem Meeresboden als in dem großen Laboratorium der Natur aus jener destruirten Erde von neuem regenerirt wird, um einst unser jetziges festes Land, wenn dasselbe allgemach (so wie vorher der ältere Boden) aufgelößt seyn wird, gleichsam zu ersetzen.

Zur Zeit, da jenes ältere Land der Vorwelt ausgedient und sein Ziel erreicht hatte und nun aufgelößt und ins Meer geschlemmt ward, erhob sich indeß unser jetziges festes Land über die Oberfläche des damaligen Oceans, auf dessen Boden es allgemach gebildet worden war.

Bey einem solchen dreyfachen Zustande des Landes auf unserm Planeten begreift sich auch, wie ohngeachtet dieses beständig fortdauernden Wechsels dennoch das Menschengeschlecht, so wie die Geschlechter der Thiere und Pflanzen haben erhalten werden, und vom Lande, das jezt allgemach zu schwinden beginnt, nach

dem neuen, was dafür entsteht, wandern und fortgepflanzt werden können *).

Das Land also, das gegenwärtig auf dem Meeresboden entsteht, wird nicht aus dem Stoffe desjenigen gebildet, das wir jetzt bewohnen, sondern aus einem vorhergegangenen ältern, das aber vorlängst aufgelöst worden. Denn der Meeresboden muß mit zusammengeschwemmtem Schlich gefüllt worden seyn, ehe neues Land über die Fläche desselben empor gehoben werden konnte.

Gesetzt, z. B. das künftige feste Land, das einst unserm jetzigen succediren soll, fienge jetzt an mitten auf der Südsee sich über das Meer zu erheben, so müßte doch schlechterdings der Stoff zu diesem großen neuentstehenden Welttheil, von einem andern längst destruirten und in jenem Ocean zusammengeschlemmten Erdboden der Urwelt gesammelt worden seyn.

Unser jetziges festes Land besteht daher nicht aus dem Stoffe seines nächstvorhergehenden Antecessors, sondern aus des weit ältern Praeantecessors seinem.

Jenes nächst vorhergegangenen Antecessors Stoff liegt gegenwärtig im Meeresboden, und wird zum künf-

*) Vergl. hiermit Hrn. Prof. Voigts mehrgedachten Aufsatz a. a. O. S. 17 u. f.

künftigen Erdboden des Succeſſors unſeres jetzigen Continens zubereitet.

So geht der beſtändige Wechſel von Bewohnbarkeit, Deſtruction und Neogeneration des Erdbodens auf unſerm Planeten ſeinen ewigen ſtillen Gang fort.

Ein neuer bewohnbarer Theil der Erde ſuccedirt einem andern, der dagegen bald deſtruirt werden und zu einem künftigen Nachfolger jenes neuen bewohnbaren zubereitet werden wird.

Und ſo iſt denn bey dieſem großen Cirkel in der ewigen Folge dieſer bewohnbaren Erdtheile, das Reſultat der gegenwärtigen Unterſuchung, daß wir eben ſo wenig eine Spur eines Anfangs — als eine Ausſicht zu einem Ende finden *).

*) — „*The reſult, therefore, of our preſent „enquiry is, that we find no veſtige of begin-„ning, — no proſpect of an end.*“

III.

Beytrag zu den neuen Beobachtungen vom Hrn. Hofrath Blumenbach, über Menschen-Racen und Schweine-Racen. Vom Professor Hacquet.

Im Jahr 1788 hatte ich Gelegenheit, auf meinen Reisen durch das Transalpinische Dacien, eben dieſe Bemerkungen über Schweine-Racen u. ſ. w. zu machen, die vollkommen mit jenen des Hrn. Hofrath Blumenbach einſtimmten, welche im 1ſten Stücke des 6ten Bandes dieſes Magazins bekannt gemacht wurden. Da mir dieſes ebenfalls ſehr auffallend war, ſo gab ich auch damals ſchon einem Naturforſcher und andern Freunden Nachricht davon.

Von der Baltiſchen-See an, durch Pohlen, Gallizien, Podolien, die Ukraine, Moldau, Neu-Servien, Beſſarabien, bis an das ſchwarze Meer, herrſcht nur eine einzige Schweine-Race. In den letzterwähnten Ländern hat der Beynahme des Schweins, als Haus- und Wildesſchwein nicht ſtatt; indem man kein anderes Thier von dieſem Geſchlechte kennt, als das gewöhnliche Feldſchwein ſus campeſtris ſ. ſcrofa, welches nie unter ein Obdach kommt, ſondern ſtets unter dem freyen Himmel auf dem Felde oder bey den Dörfern lebt, wo es im ſtrengſten Win-

Winter, wenn es ihm in den Wäldern an vegetabilischer Nahrung gebricht, von dem Eigenthümer unterstützt wird.

Meine erste Bemerkung, die ich an diesem Thiere machte, war an dem erwachsenen Schweine, welches, wie oben erwähnt worden, in den Waldungen und Dörfern herum läuft. Ich sahe sie über den Leib der Länge nach mit einer breiten Binde sehr regulär bezeichnet; ich dachte zu Anfang, daß dies eine besondere Art unter diesem Geschlecht ausmachte, oder daß es noch von dem Ueberrest der Livrey der wilden Schweine sey: allein ich wurde bald eines andern belehrt, indem ich sowohl in den Dörfern als auf dem Felde Ferkel sahe, die mit der vollkommenen Livrey prangten; bald waren sie mit schwarzem fuchsrothen oder bleyfarbenen Grunde, bald waren die Bänder mehr oder weniger sichtbar, ob ich gleich anfangs an der Regularität keinen Fehler bemerken konnte. Wie ich nun anfangs diesen Gegenstand der Natur unter vielen andern wenig achtungswerth fand, so wurde doch zuletzt meine Aufmerksamkeit mehr rege. Ich untersuchte zu diesem Ende eine Menge der Ferkeln, welche mit der Livrey bedekt waren, und fand, obgleich ich zu Anfang nichts gewahr werden konnte, daß viele ein Merkmal versteckt hatten, welches von der Regularität abwiche; diese Abweichung war ein weisser oder

schwarzer

ſchwarzer Flek an einem Fuße oder am Bauche, der bey andern, die eine vollkommene Gleichförmigkeit hatten, niemals zum Vorſchein kam: dieſe Verſchiedenheit entſtund nun aus folgender Miſchung. Wenn der Bär oder die Sau mit Streifen bedekt war, und die Paarung geſchah mit einem Individuum, welches einfärbig oder irregulär gezeichnet war, ſo entſtunden einige oder auch wohl alle vom ganzen Wurf mit der Liverey, aber ſie hatten jederzeit an dem Körper den obenerwähnten Flek, welches alſo das Zeichen des gemiſchten Abſtamms war. Geſchahe aber die Paarung von zwey gleich ordentlich gezeichnaten, ſo hatte auch die ganze Deſtendenz ihre vollkommene Liverey ohne Fehler; wurden nun ſolche groß oder alt, ſo bekamen ſie vollkommen das Anſehen des wilden Schweins von Teutſchland u. ſ. w. nur daß man die Bänder oder Streifen auf den Seitentheilen des Leibes beſtändig merkbar fand, welches bey den ſogenannten wilden Schweinen nicht vorkömmt, wenigſtens ſind ſie im Alter nicht mehr merkbar. Man ſehe, was ich noch im erſten Theil meiner Reiſen davon erwähnt habe *). Der ſonderbarſte Fall war aber, daß was mir erſt im folgenden 1789ten Jahr in der Gegend von Terkus'z in der untern Moldau den Grenzen von Beſſarabien

zu,

*) Hacquet letzte Reiſe durch das Tranſalviniſche Dacien, [illegible]-politiſchen Inhalts, mit Figuren, Nürnberg 1790. in 8.

zu, auffließ, wo mir eine Truppe Emigranten aus letzterwähntem Lande begegnete, welche sich selbigesmal hinter die beyden kaiserlichen Armeen, die vom Pruth- bis an den Sirethfluß standen, flüchteten. Da diese Leute eine Menge Vieh mit sich trieben, so sah ich auch Ferkel dabey, von welchen der halbe Leib vorn weißgelb und der hintere Theil mit der Liverey geziert war; niemals habe ich so was auffallendes an einem vierfüßigen Thiere gesehen, als in diesem Fall. Zu mehrerer Deutlichkeit füge ich hier eine Zeichnung bey. (Taf. II.)

Durch diese Bemerkung bestätigt sich die Behauptung der Naturforscher, daß es in ganz Europa nur eine einzige Schweingattung gebe, die aber in verschiedenen Himmelsstrichen, so wie alle übrigen Thiere, Veränderungen an der Farbe leiden, und durch die Kultur noch mehr geändert werden, und von ihrem ersten Zustand in Rücksicht der Farbe, in auch der äusserlichen Theile, wie die bosnischen Schweine, welche mit großen Ohren, ausserordentlich dicken Backen und gekraußten Borsten versehen sind, abweichen, und die man füglich für eine Abart, aber nicht für eine neue Gattung (species) annehmen kann. Pennant hat in s. Synopsis of quadrupeds auf der 11. Taf. No. 2. eine etwas ähnliche Abbildung gegeben.

Man

Man hat vielfältig Einwendungen gegen den obigen Satz gemacht, daß, wenn die wilden und zahmen Schweine eine einzige Gattung wären, warum dann die Frischlinge und nicht die Ferkel jederzeit mit einer Liwerey gebohren würden? Diese Frage hat man zwar oft richtig beantwortet, aber nicht mit hinlänglichen Beweisen unterstützt, indem man die auffallenden Beyspiele nicht hatte, wie man sie täglich in obenerwähnten Ländern vor Augen sieht, wo Thiere so wie Menschen (versteht sich blos vom gemeinen Haufen) noch im halbwilden Zustande leben. Wie viel Veränderungen hat der Fleiß und die Kunst nicht an den Naturprodukten hervorgebracht; es wäre mehr als überflüßig, Beyspiele davon anzuführen, sie sind einem jeden Physiker, so wie dem gemeinsten Oekonomen mehr als zu bekannt, besonders dem letztern, der mit einem einzigen Apfelbaume schon so vielfältig verschönerte und verbesserte Abänderungen hervorgebracht hat, wie der Graf von Büffon solches in seinem Epoques de la nature erwehnt.

IV.

Fernerer Beytrag zu Hrn. Hofr. Blumenbachs Aufsatz, über Künsteleyen, oder zufällige Verstümmelungen am thierischen Körper u. s. w. in d. Mag. V. B. 1. St. S. 13.

Daß organische Fehler durch Zufälle, Künsteleyen oder durch Krankheiten am thierischen Körper erblich und durch das Zeugungsgeschäfte fortgepflanzt werden, hat ebenfalls Herr Hofr. Blumenbach nebst andern vorzüglich erwiesen, und braucht also keine ferneren Beweise mehr; indessen finde ich doch für nöthig, einen sehr besondern Fall hier anzuführen, der vielleicht zu seiner Zeit mehr Erläuterung über das Erzeugungsgeschäfte geben kann.

Es ist aus der Physiologie allgemein bekannt, daß alle Bewegungen des thierischen Körpers nur zweyfach sind, nemlich willkührliche und unwillkührliche (von der Federkraft nach dem Tode ist hier die Rede nicht) als das Herz, die Bewegung der Gedärme, motus peristalticus u. s. w. daß aber die Augenmuskeln eine unwillkührliche bewegende Kraft, so wie das Herz, ohne weitere Empfindung hätten, ist eben so widernatürlich als der Fall beym Engländer des Bay-

nard, der sein Herz nach Willkühr unbeweglich machen konnte.

Hr. Adam Haas, ehemaliger Bürger zu Eger in Böhmen, hatte den sonderbaren Zufall an seinen beyden Augen, daß sie sich stets unwillkührlich durch die innern und äussern geraden Augenmuskeln hin und her bewegten; ob es ein angebohrner oder durch Zuckungen in seiner Kindheit verursachter Zufall war, habe ich so wenig als selbst seine noch lebenden Töchter erfahren können. Er zeugte mit einer Frau 9 Kinder, wovon 3 Mädchen beym Leben blieben, und wieder Kinder zeugten. Seine erste Tochter, Ottilia, welche den organischen Fehler ihres Vaters nicht hatte, zeugte 13 Kinder, wovon die Knaben alle mit dem Augenfehler des Grosvaters behaftet waren, die Mädchen aber nicht; von diesen 13 Kindern leben noch ein Knabe und drey Mädchen.

Die zweyte Tochter des erwähnten Haas heißt Anna, und hat ebenfalls den Fehler des Vaters nicht. Sie gebahr 7 Kinder, 4 Mädchen und 3 Knaben, von letztern war nur einer damit behaftet, in eben dem Grade wie der Grosvater.

Die dritte Tochter, welche hier an einen Gubernialbeamten, Namens Peter von Stecher verheyrathet ist, heißt Magdalena, und hat den Zustand

der

der Augen, so wie ihr verstorbener Vater. Sie hat bis izt 7 Kinder, 2 Mädchen und 5 Knaben gebohren, wovon die letztern zwey den Augenfehler der Mutter haben. Einer, der noch beym Leben ist, Namens Ferdinand, hat die Augen wie die Mutter so schwach, daß er vom Studiren abstehen muß, so fähig auch sein Kopf dazu ist. Beym Licht, wo er wegen Schwäche der Augen zum Lesen sie mehr anstrengen muß, bekommt er den Fehler des Doppelsehens (diplopia); auch wenn er beym hellesten Licht vor dem Spiegel steht, sieht er die Bewegung seiner Augen nicht, die sich doch stets wie ein Pendel bewegen, obgleich ein anderer, wenn er neben ihm steht, diese Bewegung eben so deutlich in, als ausser dem Spiegel sieht. Warum Mutter und Sohn solches nicht sehen, weiß ich nicht zu erklären. Es ist zwar wahr, kein Mensch kann die Bewegung seiner Augen im Spiegel sehen, wenn er auf einen Punct hinsieht, weil in dem Augenblick, da er sehen will, sein Augapfel fest stehen muß, ausgenommen wenn er den Kopf dreht, wo er dann die Bewegung seiner Augen im Spiegel sehen kann.

Vater und Mutter von den letztern Knaben sind gesund und in ihren besten Jahren, wohlgebaut und groß, aber der Vater dieser Kinder hatte, ob er gleich ein sehr guter Reuter ist, in seinem 21 Jahr das Unglück, mit einem Pferde zu stürzen und das

Pflugscharbein (os vomer) zu brechen. Da man bey der Kur nicht gehörig zu Werke ging, so blieb die Nase etwas niedergedrückt und verursachte ihm eine Schnupfenstimme und Mangel des Geruchs. Auch dieser organische Fehler hat sich nun auf alle seine Kinder fortgepflanzt, so daß der eine Knabe einen doppelten Fehler von seinen Eltern geerbt, nemlich den Fehler der Augen von der Mutter, und jenen der Nase vom Vater.

Dieser sonderbare Fall, der in andern Verhältnissen viele tausend seines gleichen haben mag, scheint mir doch um so viel merkwürdiger vor vielen andern zu seyn, da das Erbliche der Augen von dem Großvater zu den Enkeln immer im männlichen Geschlechte mit öfterm Aussetzen der ersten Fortpflanzung fortgegangen ist, als welches sich bey den zwey erstern Töchtern Otilia und Anna gezeigt hat.

2. Die erste Fortpflanzung dieses organischen Augenfehlers hat kein Geschlecht verschont, wie man an der dritten Tochter, Magdalena, gesehen hat, aber bey der zweyten Fortpflanzung scheint sich das Uebel in den verborgenen Keimen zum Theil verloren, und nur mehr an dem männlichen Geschlecht fest gehangen zu haben. Ich erwähne hier nicht dieß, um die Einschachtelungshypothese (nisus evolutivus) der präformirten Keime gegen Hrn. Hofr. Blumenbach zu vertheidigen, denn er hat viel zu trefliche

liche Gegenbeweiſe in ſeinem kleinen Werk über den Bildungstrieb (nisus formativus) gegeben, ſondern es ſcheint ſich durch den gegenwärtigen Fall zu beſtätigen, was der groſſe Haller ſo ſehr vertheidigte, nemlich daß vor der Empfängniß der Keim im mütterlichen Ey ſchon präexiſtire, allein auf der andern Seite hat dies nicht ſtatt, indem die Frau des Groſsvaters den organiſchen Fehler der Augen nicht hatte, ſodann iſt es auch im zweyten Fall nicht wahrſcheinlich, indem Kinder der zweyten Generation von den erſtern Töchtern des Stammvaters von dem Zuſtande frey waren, und dennoch, wie oben erwähnt worden, einige Knaben mit dem Augenfehler zur Welt brachten; wo hingegen bey der dritten Tochter der organiſche Fehler des Vaters mit der Naſe prädominirte, indem alle Kinder damit behaftet waren, und nur zweyen Knaben der Fehler der Mutter anhieng.

Die neuern Phyſiologen ſehen mit Recht die Saamenthierchen als eine Nebenſache bey der Erzeugungsfeuchtigkeit an, ſo wie ſich auch ſolche nur zufällig bey der grünen Materie des Herrn Prieſtley befunden, und dieß, wie mir ſcheint, zuerſt von dem gelehrten Phyſiker, Ingenhouß, entdekt worden iſt. Zu Anfang dieſer Entdeckung war ich geneigt, die Entſtehung dieſer Thiere von ſich ſelbſt herzuleiten, indem ſie ſich mit reinem deſtillirten Waſſer, im luftleeren Raume mit der Materie erzeugen ließen,

da mir aber die hinlänglichen Beweise davon fehlen, ſo bin ich auch in ſofern davon abgeſtanden. Indeſſen mag die Entſtehung der Thiere, welche ſich unmittelbar paaren, geſchehen wie ſie wolle; ſo iſt es doch bey den gröſſern Thieren gewiß, daß ein jedes Geſchlecht eine Feuchtigkeit habe, die zur Bildung eines Kindes nothwendig iſt. Es iſt aus der Natur bekannt, daß die Attraction der Zuſammenſetzung nur bey zweyen ungleichen Körpern ſtatt findet um einen dritten wirkenden hervor zu bringen; dieſes Naturgeſetz iſt ſo wahr, daß man bis die Stunde aus zweyen gleichförmigen Körpern noch nie einen lebendigen u. ſ. w. hat bilden ſehen, indem es bey zweyen gleichen Körpern bey einer bloßen Zuſammenhäufung (Aggregation) bleibt; in ſo fern iſt es alſo Geſetz der Nothwendigkeit, daß der Saame des einen von dem andern verſchieden und flüßig ſey (corpora non agunt niſi ſint ſoluta) um ein vollkommenes compoſitum hervorzubringen, je ſchwächer die Aggregation der einzelnen Theile unter ſich iſt, deſto heftiger iſt die Anziehung zwiſchen zwey verſchiedenen oder fremden Körpern, z. B. zwiſchen dem Waſſer und der Saugende, den Alkalien und den Säuren u. ſ. w. Daß die letztern Naturprodukte bey ihrer Zuſammenſetzung viele verſchiedene ſehr regulär gebildete Körper hervorbringen, iſt bekannt; ohne Zweifel hat Hr. de la Metherie, der mir vor 6 Jahren in Paris einen Tractat über die Entſtehung des Menſchen

durch die Krystallisation gab, darauf sein System gebaut; da ich aber diesen Tractat auf meinen Reisen verlor, ehe ich ihn gelesen hatte, so kan ich auch von seiner gehabten Meynung nichts ausführliches sagen.

Nun wäre hier der Einwurf zu machen, wenn zwey besondere Saamenfeuchtigkeiten, welche von verschiedener Natur sind, jederzeit einen dritten Körper hervorbringen müßten, so müßten schon oft Bastarden von Menschen und Thieren hervorgekommen seyn. Allein dazu, daß zwey verschiedene Körper einen dritten hervorbringen sollen, gehört jederzeit eine attractio electiva, oder ausgesuchte, oder Wahlanziehung, und sodann auch die gehörige Wärme und Weyde oder Sanftheit des Orts, oder ein Uterus, dazu, damit die beyden flüßigen Körper die ihnen angemessene Gährung, Nahrung und Ausdehnung erhalten können, damit der Anschießung oder Ausbildung des Gegenstandes keine Hindernisse in den Weg kommen mögen. Das obenerwähnte Beyspiel wegen des sich fortpflanzenden organischen Fehlers auf die Kinder, scheint klar zu beweisen, daß die Zeugungsmaterie sich stets neu bilden und von den angebohrnen Fehlern neue hinzukommen, und so auch wohl mit den Generationen eben so gut wieder abnehmen könne. Wie ähnlich sehen nicht die ächten Kinder mit den heranwachsenden Jahren den Eltern? Was

für ein Unterſchied bey einem Kinde, das im 15ten Jahre, gegen eines, das im 55 — 60 erzeugt worden? Thun und Laſſen, alles wird den alten oder jungen Eltern ähnlich. Wie kennbar iſt dies nicht auch bey den Thieren, z. B. bey den Pferden. Wie tief ſind nicht die Augenhöhlen bey einem jungen Fohlen, welches von einer alten Haute gefallen iſt!

Ehe ich ſchließe, muß ich noch eine Sache, welche Hr. Hofr. Blumenbach erwähnt hat, mit beſtätigen helfen; nemlich daß die beſchnittenen Völker, die der moſaiſchen und muhamedaniſchen Lehre zugethan ſind, öfters Kinder zeugen, die ſchon die Beſchneidung mit auf die Welt bringen, weis ich nicht allein aus Nachrichten von Juden und Türken, mit welchen ich täglich Umgang habe, ſondern auch aus der Erfahrung bey den Gebürten ſelbſt; auch habe ich dies zweymal an Chriſtenkindern gefunden, eine Sache, die gewiß ſchon manchem Gebürtshelfer vorgekommen ſeyn mag, der aber nicht darauf geachtet hat.

Was die Chriſtenkinder anlangt, weis ich nicht ob es von den Eltern durch die Operation der Phimoſis oder Paraphimoſis auf die Kinder iſt gebracht worden, oder ob es ein bloßer Zufall (Lusus naturae) war. Juden und Türken, bey welchen alſo der Fall nicht ſelten vorkommt, obgleich die Beſchneidung bey beyden verſchieden iſt, haben für dieſen

Zuſtand keinen beſondern Namen, wie man Herrn Hofrath Blumenbach berichtet hat. Der Hebräer pflegt nur gerade, wie es bey ihm gebräuchlich iſt, das Hauptwort vor dem Beywort zu ſetzen, um dieſen Zufall auszudrücken מָרוּל — יָלוּד, welches ſich mit lateiniſcher Schrift ungefähr ſo ausdrücken läßt, nemlich *Nolad-mabul*, oder gebohren beſchnittten. Bey den Juden wird nach dem reinen Geſetze Moſis das Kind den 8ten Tag nach der Geburt beſchnitten, wenn auch der Sabat einfällt, allein nach den Commentarien der Bücher Moſis, nemlich des Talmuds, wird ein gebohren beſchnittenes Kind nicht mehr beſchnitten, ſondern nur nach dem Bande zu, welches die Vorhaut in die Höhe hält, aufgeritzt, wozu viel weniger Geſchicklichkeit als zur Beſchneidung erforderlich iſt, gehört. Die Aufritzung wird aber niemals auf den Tag des Sabats verrichtet, wenn das Alter des Kindes von 8 Tagen einfällt, ſondern aufgeſchoben. Auch haben die Talmudiſten das Geſetz der Beſchneidung bey dem iſraelitiſchen Volke ſo weit gelindert, daß wenn ein Vater zwey Söhne durch die Beſchneidung verlohren hätte, ſo braucht der dritte Sohn nicht mehr beſchnitten zu werden, ohne daß er aus Abrahams Schooß verſtoßen bleiben ſoll.

Daß bey dem Beſchneiden viele Kinder ſo wie bey den Chriſten durch die Taufe zu Grunde gehen,

Nun so weit von den organischen Fehlern bey Menschen. Auch noch ein Wort von jenen der Thiere, die ununterbrochen fortgehen, und bey einem Geschlecht stets als ein Hauptkennzeichen bleiben. Z. B. das Kameel mit seinem Höcker unter den Saugthieren, der Krummschnabel Loxia curvirostris, der Fleck auf den Augen des Beinbrechers unter den Vögeln, welchen Aristoteles in Hist. animal. L. IX. Cap. XXXIV. de noctua, cicunia et ossifrago, zuerst, und so wie beynahe in allen richtig angemerkt hat. Bey den Fischen das Geschlecht der Schollen Pleuronectes, wo die Augen auf einer Seite sind u. s. w. Sollten diese Thiere dergleichen Fehler, welche man mit Recht als eine Verstümmelung ansehen kann, nicht in der ersten Generation erhalten und

dieſem Ende läßt er ſie neu kleiden; ſie werden von ihm einige Tage, oder auch nur an dem Beſchneidungstage von ihm geſpeißt und erhalten auch wohl Geſchenke. Bey der Beſchneidung der Türkey und Karaiten oder Karajim (קראים d. i. nach dem Vers, oder, ſo wie es geleſen wird *) zieht man das Blut nicht, wie bey den Juden, mit dem Munde aus, oder nimmt ſonſt etwas vor, wie bey einigen der Gebrauch iſt, das Band der Vorhaut mit den Nägeln der Finger zu zerreißen; ſo wie es überhaupt der Klugheit gemäs zu ſeyn ſcheint, dieſes Ausſaugen des Bluts zu verbieten, indem ſolches durch einen unreinen Mund ſehr nachtheilig werden kan.

*) Dieſes Volk, welches die erſten und wahren Juden ſind, hält ſich blos an die Bücher Moſis nach dem Vers, wovon Hr. Prof. H. zu ſeiner Zeit mehr zu ſagen gedenkt.

und so fort stets in ihrem Geschlechte fortgepflanzt haben? Sollte diese Vermuthung durch hinlängliche Beweise wahrscheinlich gemacht werden können, so wäre es dann auch gewiß, daß alle Geschlechter des Erdbodens mit einem und nicht mit mehrern Stämmen angefangen hätten.

V.

Ueber die Naturgeschichte des Kukuks, von Eduard Jenner aus Berkley in der Grafschaft Glocester. (Auszug einer am 13 März in der Londner Königlichen Societät vorgelesenen Schrift.)

Den 17 April kömmt der Kukuk zuerst in der Grafschaft Glocester zum Vorschein. Der bekannte Gesang des Männchens verkündet seine Ankunft. Der Gesang des Weibchens besteht nur aus einzelnen Tönen, ist weit vom Gesang des Männchens verschieden und deswegen nur von wenigen beobachtet worden, er kömmt dem Geschrey des Wasserhuhns (Mergus Merganser ?) am nächsten.

Der Kukuk paart sich nicht, obgleich er sich so allgemein findet, zwey bis drey Männchen streiten sich ernstlich um die Gunst eines Weibchens. Von

der

der Zeit ihrer Ankunft an bis zur Mitte des Sommers, finden sich die Nester der Vögel, worin er seine Eyer legt, häufig; aber er legt erst, wie die andern Zugvögel, einige Wochen nach seiner Ankunft. Vor der Mitte des Mays konnte Hr. Tenner nie ein Ey bekommen, obgleich ein früher kommender Kukuk eher eins gelegt haben mochte.

Man findet Kukukseyer in den Nestern der Grasmücke, der Wasserbachstelze, des Grünhänflings, der Heidelerche, des Goldammers und der Weindrossel (Whinchat). Er legt am öftersten aber in die Nester der Grasmücke, der Bachstelze und Heidelerche. Die Grasmückennester wählt er aber vorzüglich, deswegen will ich sie im folgenden auch vorzüglich als die Pflegemütter des Kukuks betrachten.

Gewöhnlich legt die Grasmücke vier bis fünf Tage, sobald sie ein oder zwey Eyer gelegt hat, schiebt der Kukuk sein Ey ihr unter, und bekümmert sich nicht weiter darum. Daher kömmt es, daß die Grasmücke oft beym Brüten ihre eignen Eyer aus dem Neste wirft, oder sich so wenig um sie bekümmert, daß sie faul werden. Zwey oder drey Grasmückeneyer werden nur gewöhnlich mit dem Kukukskey ausgebrütet, auf dem sie nicht länger als auf ihren eignen Eyern sitzt. Nie sah ich, daß die Grasmücke das Kukuksey aus dem Neste warf.

Hat

Hat sie Grasmücken ihre gehörige Zeit gesessen, und sind der junge Kukuk und einige ihrer Jungen dem Ey entschlüpft, so werden ihre eignen Jungen und die unausgebrüteten Eyer aus dem Neste geworfen, und der junge Kukuk wird allein von ihr im Neste geduldet und versorgt. Die jungen Grasmücken werden nicht vorher getödtet noch die Eyer zerstört, aber sie werden doch durchaus vernichtet, indem sie im Busche, wo das Nest ist, hängen, oder unter demselben liegen bleiben.

Diese Thatsache hat man zwar wohl gekannt, aber doch aus irrigen Ursachen abgeleitet. Einige glaubten, der alte Kukuk zerstöre die Eyer und Jungen; andre, der junge Kukuk ersticke, durch seine Größe, seine Gefährten das Nest zu verlassen. Da aber ein Kukukey nicht viel größer ist als ein Grasmückeney, so kan der Unterschied zwischen den kaum ausgekrochnen Vögeln nicht sehr groß seyn. Herzach findet man, daß viele Kukukseyer erst dann in den Nestern andrer Vögel ausgebrütet werden, wenn der alte Kukuk schon in andern Gegenden sich aufhält. Ehe ich mich aber auf diese Dinge einlasse, wird es nöthig seyn, etwas über das Ausbrüten und die Erziehung des Kukuks beyzubringen.

1) Der Kukuk legt sein Ey oft in das Nest der Heidelerche, aber man entdekt das Nest dieses Vogels nicht oft, da er ungeselliger als die andern ist.

Doch

Doch hat man mir zu Zeiten Eyer aus solchen Nestern gebracht. Auch fand ich einmal einen Kukuk im Neste der Heidelerche, der zu mehrernmalen von seiner Pflegemutter gefüttert wurde. Ich schoß beyde Vögel, um mich zu überzeugen, daß ich recht gesehen hätte.

2) Der Kukuk legte sein Ey ins Nest einer Bachstelze, unter das Dach einer alten Hütte. Die Bachstelze saß ihre Brütezeit durch, und brachte alle Eyer, eins ausgenommen, aus. Dieß warf sie hernach mit allen Jungen zum Neste hinaus und behielt nur den Kukuk darinn. Ich fand diese fünf Jungen nebst dem Ey auf einem Haufen Dünger, der vom Dach abtrift, unbeschädigt. Die junge Bachstelze im Ey war ohne Fehl und eben im Begriff durchzupicken. Der Kukuk wurde, bis er flügge war, von den Bachstelzen aufgezogen, da er durch einen Zufall getödtet ward.

3) Eine Grasmücke baute ihr Nest in einem Hagedornbusch auf einem Zimmerhofe. Nachdem sie zwey Eyer gelegt hatte, legte der Kukuk das dritte hinzu. Die Grasmücke legte, ohne sich stören zu lassen, wie gewöhnlich, fünf Eyer, und fieng dann an zu brüten.

Am 20 Junius 1796 fand ich im Nest, daß die Vögel am Morgen ausgekrochen wären, und daß

daß alles andere, den jungen Kukuk ausgenommen, aus dem Neste vertrieben waren. Unter dem Neste fand ich ein todtes Junges der Grasmücke und recht Ey an dem Neste hängend. Das Ey war an einer Seite aufgepickt und die junge Grasmücke darin lebte. Ich legte das Ey wieder hinein, aber es wurde gleich wieder hinausgeworfen, und blieb ganz, da es zum zweitenmal am Neste hängen blieb. Als ich den Kukuk herausnahm, und das Ey wieder hineinlegte, so kamen die alten Grasmücken wieder zum Neste, und eine viertel Stunde hernach war die junge Grasmücke ausgekrochen, warm und lebendig. An die drey Stunden blieb sie ungestört im Neste, da ich den Kukuk wieder hineinlegte. Der steté Wechsel mochte die Alten verwirrt gemacht haben, die erst nach einiger Zeit wieder dem Neste sich näherten. Wenige Minuten hernach lag die junge Grasmücke unter dem Neste und wurde wieder hinausgeworfen, als ich sie wieder hineinlegte.

Diese Versuche und die anscheinende Schwäche des jungen, eben erst der Schale entschlüpften Kukuks, machten mich glauben, daß die alten Grasmücken unnatürlich grausam genug wären, ihre Jungen aus dem Neste zu stoßen, bis ich denn endlich den jungen Kukuk auf der That ertappte.

Am 18 Junius 1787 besah ich ein Grasmückennest, worin ein Kukuks- und drey Grasmückeneyer

waren. Am folgenden Tage fand ich die Vögel ausgekrochen, aber nur den Kukuk und eine junge Grasemücke im Neste; da ich deutlich im Nest sehen konnte, so sah ich wie der eben ausgekrochne Kukuk die Grasemücke aus dem Neste warf.

Er bewerkstelligt dies so. Er geht rücklings auf die Grasemücke zu, schiebt seinen Rücken unter sie, so daß sie auf seine Flügelknochen zu liegen kommt, mit dieser Last klettert er rückwärts auf die Seite des Nestes und wirft sie weg, so verfährt er auch mit den Eyern, wie ich selbst sah. Als ich einen Vogel hereinsetzte, der ihm zu schwer war, ward er sehr unmuthig und rastlos. Ist er indeß zwey bis drey Tage alt, so läßt dieß Verlangen, seine Gefährten aus dem Neste zu werfen, nach, und hört ganz auf, wenn er zwölf Tage alt ist. Oder wirft er nicht mehr aus dem Neste, so bald er 9 bis 10 Tage alt ist. Zu diesem Behuf ist sein Bau sehr wohl eingerichtet, denn sein Rücken ist unterhalb der Schulterblätter sehr breit, und hat in der Mitte eine beträchtliche Grube. Wird er aber zwölf Tage alt, so füllt sich diese Grube aus, und sein Rücken wird wie der Rücken anderer Vögel gestaltet.

Da ich gefunden hatte, daß die alten Grasemücken gewöhnlich einige ihrer eignen Eyer aus dem Neste warfen, nachdem der Kukuk sein Ey in ihr Nest gelegt hatte, und nicht wußte, wie sie ihren

eignen Jungen beygesellt würden, wenn der junge Kukuk sie nicht aus dem Neste werfen könnte, machte ich folgenden Versuch.

Am 9 Julius. Ein Kukuk, der ungefähr erst vier Stunden alt und von einer Grasemücke ausgebrütet worden war, wurde im Neste so befestigt, daß er die jungen Grasemücken nicht herauswerfen konnte. Die Folge war, daß die alten Vögel alle auf gleiche Art fütterten, bis am 13 das Nest unglücklicher Weise ausgenommen wurde.

Wie ich glaube, haben wenige Ornithologen die Kleinheit des Kukukseys im Verhältnis gegen den Vogel beobachtet. Es ist gewöhnlich kleiner wie das Ey der Hausschwalbe, da doch die Größe beider Vögel sich verhält wie eins zu fünf. Indeß sind die Eyer nicht immer von einerley Größe, ich fand welche, die 43 Gran, andere aber die wohl 55 wogen. Ihre Farbe ist sehr verschieden, einige hatten eben den Grund und die Flecken wie die Hausschwalbeneyer, andere waren mit unregelmäßigen Rothfärbigen Flecken bedekt, noch andere aber mit schwarzen Linien bezeichnet, so daß sie den Eyern der Goldammer sehr glichen.

Den Umstand, daß die Natur die jungen Kukuke bestimmt hat, die kleinen Grasemücken aus dem Neste zu werfen, scheint die alten Kukuke zu nö-

thigen, ihre Eyer in die Nester so kleiner Vögel zu legen. Denn erstlich würden gröſsere Vögel dem jungen Kukuk an Stärke zu sehr überlegen gewesen seyn, und hernach würde auch ihr Geschlecht ohne groſsen Nachtheil schwerlich so viel Junge haben miſsen können, als die kleinern Vögel, welche immer noch in groſser Menge vorhanden sind, obgleich jährlich so viele durch den Kukuk umkommen.

Hier scheint es auch ein groſser Zug der Haushaltung der Natur zu seyn, daſs zu eben der Zeit, wo durch den Kukuk so viele Eyer und junge Vögel umkommen, vierfüſsige Thiere und Reptillien in Menge sich Nahrung suchen, und durch diese Opfer finden, die also nicht unnöthig umkommen.

Nur sehr selten finden sich zwey Kukukseyer in einem Neste, da eins davon nothwendig umkommen muſs, doch habe ich zweymal den Fall erlebt.

Am 17 Junius 1787. Die Kukuke und eine Grasemücke krochen zu gleicher Zeit aus, ein Grasemückeney blieb unausgebrütet. Wenige Stunden nachher erhob sich ein heftiger Streit zwischen den Kukuken, indem einer den andern immer wechselsweise bis zur Spitze des Nestes brachte, und dann wieder unter seiner Last zurücksank. Bis es endlich dem stärksten der Kukuke gelang, seinen Antagonisten nebst der jungen Grasemücke und dem Grasemückeney aus dem Neste zu werfen.

Ich will nun unterſuchen, warum der Kukuk kein eignes Neſt baut, ſeine Eyer ſelbſt ausbrütet und ſeine Jungen aufzieht.

Weder im äußern noch innern Bau des Kukuks ſcheint mir die Urſache davon zu liegen. Man hat geglaubt, ein großer Magen mit einer dünnen äußern Bedeckung hindere den Vögel am Brüten. Man hat nicht bedacht, daß auch andere Vögel, wie z. B. die Eule, ähnliche Mägen haben und doch brüten können. Ferner ſind die Mägen der brütenden Vögel immer mit Futter ausgefüllt, und dieſes unterſtützt ihnen, ſo lange ſie im Neſte bleiben, den größten Theil ihres Körpers, auch wird der Magen im Neſte ſo ſehr nicht gedrükt, da die Bruſt den größten Theil des Neſtes ausfüllt, welchemwegen ihre Converitat hierzu ſehr geſchikt iſt.

Im Sommer 1796 fand ich in einem Grasmückennest einen Kukuk, der mir, dem Gefieder und der Größe nach, ungefähr 14 Tage alt zu ſeyn ſchien. Unter ihm fand ich 2 Grasmückeneyer, von denen ich erſt glaubte daß ſie faul wären; allein ſie aber öfnete, traf ich einen lebendigen Fötus darin an. Dieſe Eyer mußten folglich wenige Tage nach dem Auskriechen des Kukuks gelegt ſeyn, der, da er das Neſt ganz ausfüllte, die Stelle der brütenden Mutter vertrat. Auch hatte wahrſcheinlich der Kukuk ſchon die Diſpoſition verloren, die Grasmückeneyer aus dem Neſte zu werfen.

Ich legte einen Bachſtelzeneyer einem jungen Kukuk unter, und am neunten Tage nachher brachte man mir die Nachricht, daß ſie ausgekrochen wären. Im Neſte fand ich nichts als die Schalen der Bachſtelzeneyer und den Kukuk, daher kann ich dies Factum nicht als Augenzeuge bewahrheiten. Doch ſetze ich in die Perſon, die mir dieſe Nachricht brachte, kein Mistrauen.

Vielleicht ſind die Urſachen, warum der Kukuk nicht ſelbſt brütet und ſelbſt, in ſeinem kurzen Aufenthalte in unſern Zonen, und im Lauf der Natur eine zahlreiche Nachkommenſchaft hervorzubringen, ſie ſuchen. Er kömmt bey uns erſt in der Mitte des Aprilmon. Vor der Mitte des Mays iſt ſein Eyerſtock zum Ausbrüten fertig. Vierzehn Tage hinaus hin, ehe der junge Kukuk ausgebrütet iſt, drey Wochen, ehe er alle ſeine Federn hat, noch gewöhnlich fünf Wochen, ehe er allein freſſen kann. Daher muß gewöhnlich der alte Kukuk ſo lange bleiben, ehe einer von den am erſten ausgebrüteten Jungen ihm folgen kann. In der erſten Woche des Julius ſuchet er andere Länder auf.

Hätte die Natur den Kukuk dazu beſtimmt, ſich ſo lange als andere Zugvögel bey uns aufzuhalten, welche nur ein Neſt voll Junge gebähren, und ſollte er demnach eben ſo viel Junge wie irgend ein anderer Zugvogel hervorbringen, ſo möchten dieſe

schwerlich zum Ausbilden hinlänglich. Allein da der Kukuk täglich von einem Neste zum andern geht, so ist sein Zustand mit dem Zustande des Vogels analog, dem man täglich ein Ey wegnimmt, und dessen Brütungstrieb man auf die Art verringert. Aehnliches Exempel dieser Art dessen wir benm gemeinen Hausgeflügel am Zwischen einem eyerlegenden Kukuk und einem Huhn in eben dem Zustande finden, der seine wesentlichen Unterschied hat. Die Gebährmutter beyder Thiere enthält ein zum Legen fertiges Ey, und der Eyerstok eine Traube von Eyern, deren Größe stufenweise zunimmt. Am 4ten Julius öffnete ich den meinen Kukuk, worin ich eine große Menge Corpora lutea antraf, deren Eyer schon in den Eyerweg übergegangen waren, eine dieser Membranen schien mit dem Ey am vorhergehenden Tage sich losgerissen zu haben. Am Eyerstok fand sich eine Traube großer Eyer, von denen das vorderste nur aber doch nicht größer als ein Schrotkorn war.

Ich habe nicht behauptet, daß jedes zu Ende stehende anschwellende Ey auch reif werden müsse, aber es ist klar, daß ein Vogel gewissermasen willkührlich oder bey gewissen Ereignissen in der thierischen Oekonomie das Eyerlegen entweder verzögern oder beschleunigen kann. Man kann dies erfahren, wenn man das Nest einer Schwanzdrossel, oder eines andern kleinen Vogels im Frühling zerstört, wenn es

seine gewöhnliche Anzahl von Eyern gelegt hat; da er dann in kurzer Zeit wieder von neuem eine gleiche Anzahl von Eyern gelegt hat, die nach dem Laufe der Natur gewiß nur alsdann erst würden zum Vorschein gekommen seyn, wenn die ersten Jungen ausgebrütet, und so lange genähret worden wären, bis sie ihre Nahrung sich selbst hätten verschaffen können. Suchet man den Vogel kurz nach der Verwüstung seines Nests, so findet man im Eyerstock eine Menge angeschwollener, und auf die gewöhnliche Art dem ovi ductus sich nähernder Eyer. Der Kukuk scheut nicht genau die Zeit des Legens, wie andere Vögel, was er auch seiner Einrichtung nach nicht brauche, vom ersten Tage seiner Ankunft an bis zum Tage seiner Abreise, legt er fort; denn obgleich alte Kukuke in der ersten Woche des Junius gewöhnlich wegziehen und ich nie welche noch den 5ten dieses Monats ansichtig werden konnte, so weiß ich doch, daß ein Kukuksey in einem Grasmückennester erst am 15 Julius ausgebrütet wurde; auch gehören hieher die, von mir bey einer Sektion des Weibchens am 3 Julius gemachten Beobachtungen.

Lange, ehe der junge Kukuk das Nest verläßt, nimmt er oft, wenn er gereizt wird, die Sitten eines Raubvogels an, blickt wild um sich, stürzt wüthend vor, pickt heftig auf alles was ihn verhält, und

 macht

nächte als dann ein hohendes schnalzendes Geräusch wie ein junger Falke. Wird er mündig gereift, so macht er zu Zeiten ein zischendes Geräusch und bewegt dabey seinen Leib heftig. Er wächst ungemein schnell.

Sein Girren ist klagend wie der Gesang der Grasmücke, aber es stammt nicht vom Pflegevater her, denn es ist ihm eigen, in welchem Neste er auch erzogen ist. Nie gleicht es dem Gesang des erwachsenen Kukuks, so lange er in unsern Gegenden verweilt.

Der Magen des jungen Kukuks enthält eine Menge sehr verschiedenes Futter. Als ich einen zergliederte, den Bachstelzen aufgezogen hatten, fand ich folgende Dinge im Magen, obgleich der Kukuk selbst schon fast die völlige Größe und das Gefieder eines alten Kukuks hatte. Alte Fliegen und Käfer verschiedener Art, kleine Schnecken mit unzerbrochenen Häuschen, Grashüpfer, Raupen, Stückchen von Pferdebohnen, eine vegetabilische Masse, die den Stückchen eines zähen, in eine Kugel zusammengerollten Grases glich, die Saamen der Pflanze, die den Saamen des Gänsegrases glichen.

In dem Magen eines von Grasmücken aufgezogenen Kukuks waren fast lauter Pflanzentheile, als Weizen, kleine Wicken u. s. w. Dies war der einzi-

gen Fall dieser Art, den ich sah, da sonst diese Vögel dem Kukuk kaum etwas anders als thierische Substanzen geben. Indessen dient er doch dazu, mir einen andern Fall zu erklären, da ich nemlich ein Kukuksey im Nest eines Grünlings (Grunlinnet) antraf, die sehr früh ihren Jungen Pflanzenspeisen geben, und dessen Pflege ich daher dem Kukuk nicht für angemessen hielt. Die Heidelerche füttert den Kukuk besonders mit Grashüpfern.

Aber die sonderbarste Substanz im jungen Kukuksmagen ist ein auf sonderbare Art zusammengewundner Haarball, den ich von verschiedener Größe, bald wie eine Erbse, bald wie eine Muskatennuß groß im Magen antraf. Da sie besonders aus Pferdehaaren und aus der Substanz, welche die innere Seite des Nests auskleidet, bestehet, so glaube ich, daß das Thier sie verschluckt, wenn es eben ausgekrochen ist. Im Magen eines alten Kukuks fand ich auch Haarmassen, aber diese gehörten augenscheinlich der haarigten Raupe, von welcher der Kukuk sich oft nährt.

Es scheint keine eigentliche Zeit zur Abreise der jungen Kukuks festgesetzt zu seyn. Ich glaube daß sie weggehn sobald sie im Stande sind für sich selbst zu sorgen, dann ob sie gleich an Größe und Gefieder dem alten Kukuk gleichen, so werden sie dennoch von ihren Pflegeeltern genährt. Ich habe den Ku-

kuk so groß wächst, daß die Grasmücke sich auf seine Schultern oder den ausgestreckten Flügel setzt, um ihn zu ätzen. Wenn er zu dieser Größe gekommen ist, so glaube ich, daß er, wie die jungen Dohlen, schon zur Hälfte sich selbst ernährt, und nur zur Hälfte von der Grasmücke gefüttert wird. Zögen nicht die jungen Kukuks, so wie sie sich nähren können, nach einander weg, so müßte man im August, wo sie Nestkükchen sind, eine große Menge derselben erblicken, aber man sieht deren nicht mehr als im Junius oder Julius von den alten.

Derselbe Instinkt, welcher die alten Kukuke antreibt, ihre Eyer in die Nester anderer Vögel zu legen, treibt die jungen an, die Eyer und die Nachkommen der Eigner des Nests aus dem Neste zu treiben. Ohnedies wäre das Schema der Natur unvollkommen, denn es würde den kleinen Vögeln schwer, wo nicht unmöglich seyn, zu gleicher Zeit den Kukuk und ihre eignen Jungen zu ernähren, sobald beyde mehr herangewachsen wären, auch hätten beyde im Neste nicht Raum.

Der vorstehende Aufsatz erschien zuerst im 78sten Theile des 78. Bandes der Philosophical transactions, und wurde in England so gut aufgenommen, daß ihn sechs englische Journale, wenigstens abgekürzt, das historical, literary und new London magazine mußten.

Aus dem Februar,

Bauer, März und Aprilſtück der letztern habe ich ihm überſetzt, weil es mir es werth ſchien bekannt zu werden.)

F. A. A. Meyer.

VI.

Ueber eine gediegne Eiſenmaſſe, die in Südamerika gefunden worden iſt, von Don Miguel Rubin de Celis, Ritter des Santjago Ordens, Fregattencapitän in ſpaniſchen Dienſten, Correſpondent der K. franzöſiſchen Academie der Marine und der K. Spaniſchen der Geſchichte. Aus dem Spaniſchen überſetzt. (Philoſ. Transact. Vol. 78. P. I. p. 37.)

Es iſt ſchon länger als 30 Jahre her, daß die in den Provinzen von groß Chaco-Gualamba ſich aufhaltenden Spanier von den angrenzenden Indianern davon vertrieben worden, und von der Zeit an iſt der ſüdliche Theil des Fluſſes Bermejo und der öſtliche des großen Paſſanitha faſt wüſt. Die wenigen Indianer, die ſich im Gerichtsſprengel von Santjago del Eſtero aufhalten, und ſich davon nähren

nährten Honig und Wachs von den Bergen zu sammlen, welche Produkte sich dort in erstaunlicher Menge in den Bäumen finden, entdeckten in der Mitte eines Feldes einen Block, den sie für gediegnes Eisen ausgaben, der beinahe von einer Seite einen Fuß hoch hervorstand, und dessen Oberfläche fast ganz sichtbar war. Dem Vicekönige von Peru wurde die ganze Sache als eine seltne Entdeckung angepriesen, und sie schien es mit Recht zu seyn, weil es in der dasigen Gegend keine Berge, ja nicht den kleinsten Stein auf 100 Meilen im Umkreise giebt; es schien als müßte man diese Begebenheit zu den wunderbaren rechnen, obgleich bekanntlich in Europäischen Minen von gediegnen Eisen nicht selten sind. Es fanden sich Privatpersonen, die mit großer Lebensgefahr, sowohl des Mangels der Nahrungsmittel und des Wassers wegen, (welches letztere in der dortigen Gegend, ausser dem was nach Regengüssen in natürlichen Höhlungen zurück bleibt, ganz fehlt) als auch der wilden grausamen Indianer, wilden Thiere, als Leoparden, Tyger und Antas (Tapirs) wegen, wie nicht weniger wegen der giftigen Insekten, und der endlosen Waldungen, durch Liebe zum Gewinn verführt, die Reise wagten, um etwas von dem Metall zu bekommen; einiges davon brachten sie nach Lima und Peru, wo man nichts weiter entdekte, als daß es zum besten (mui dulze) und reinsten Eisen gehörte. Da es aus politischen Absichten in die-

ser Provinz verboten ist, auf Eisen zu bauen, obgleich mehrere Eisenminen dort sich finden, und da man sich versichert, daß die Eisenader mehrere Meilen (leguas) fortläuft, und daß das sichtbare blos der Kamm (creston, Ende) war der zu Tage stand, und der als man ihn rund um ausgegraben hatte, drey Varas von Norden nach Süden, und eine halbe von Osten nach Westen hielt, und ein Drittel einer Vara*) hoch war; so gab mir der Vicekönig von Rio de la Plata den Auftrag, die Masse zu untersuchen, damit, wenn sich eine ergiebige Mine fände, eine Colonie errichtet werden könnte. Ich reiste also mit hinreichender Escorte im Februar 1783 von Rio Salado, einem alten Wohnort der Vilela-Indianer, dahin ab; ich segelte von Ost ¼ Nord Ost, obgleich ich nach genauerer Untersuchung fand, daß ich den Lauf von Ost ¼ Süd Ost gehalten hatte, welches nun verbessert.

Der Anblick des Landes, was in der Mitte des Flusses und der Mine 70 Meilen von der Colonie entfernt liegt, ist sehr sonderbar; eine unermeßliche Ebene, auf der zu Zeiten majestätische Gebürge mit den fruchtbarsten Gefilden abwechseln, giebt eine sehr angenehme Perspective ab.

Die Breite der Mine fand ich 27°. und 28'.

Der

*) Vara, ungefähr 3 Fuß. Mr.

Den ganzen Weg hin finden sich keine Colonien wegen Mangel des Wassers. Das wenige, was die Honigsuchenden finden, die dort den größten Theil des Jahrs hindurch auf den Bergen mit Honigsuchen zubringen, und in kleinen Caravanen leben, ist so eben aufgelöste, Regenwasser. Auch wohnen da einige Stämme wilder Indianer, deren herumirrendes Leben dem Leben der nomadischen Tartarn gleicht, die zu gewissen Jahreszeiten von den Ufern des Flusses Dara nach herkommen, um eine gewisse wilde Wurzel zu suchen und auszugraben, die sie Amara nennen, und die sie beständig aufsuchen, weil sie ihnen gegen die giftigen Einflüsse der Luft und gegen die Biche giftigen Thiere große Dienste leistet. Dies sind die einzigen Menschen, die in diesen weiten angenehmen Gefilden leben.

Am 15 Februar kam ich zu Olaritiba an, wo die Masse gleichsam in bloßer Kreide und Asche verborgen war.

Das äußere Ansehn glich vollkommen dem festen gediegnen Eisen; nicht so das innere, denn nachdem ich Stücke vom Block hatte abnehmen lassen, fand ich inwendig viele Höhlungen, welche mich fast glauben machten, das Ganze sey ehedem in einem flüßigen Zustande gewesen. Diese Idee wurde mir durch eine Anzahl von Spuren am äußern obern Theile noch wahrscheinlicher, ich bemerkte nemlich darauf sowohl

Ein-

Eindrücke von den Füßen und Händen groſſer Menſchen, als auch von den Füßen verſchiedener groſſer Vögel, die in dieſen Gegenden leben. Indeß glaube ich dieſe Spuren, ohngeachtet ihrer Vollkommenheit, dennoch nicht von dieſen Urſachen ableiten zu müſſen, indem ſie von einem Naturſpiel oder ſonſt von einem natürlichen Zufall herrühren können, ſie vielleicht ſchon auf dem Erdboden befindlich waren, ehe dieſe Maſſe herausgeworfen wurde, und die, wie dieſe noch flüſſige Maſſe bey der Erderſchütterung hervorbrach, ſich ihr aufdrükten. Am ähnlichſten iſt der Block einer Brodteigmaſſe, die in Eiſen verwandelt worden, nachdem man ſie mit Händen und Füßen durchknetet, und ihr ein Zeichen mit dem Zollmaaß (Dedo) aufgedrückt hatte.

Ich fieng an vermittelſt des Meiſſels den Block zerſtücken zu laſſen, und um 25 bis 30 Pfund davon abzubringen, mußte ich alle meine 79 Meiſſel anwenden. Ich befahl rund um den Block herumzugraben, unter dem ich eine 4 bis 6 Zoll dicke Schicht von Eiſenocher fand, die wahrſcheinlich die Feuchtigkeiten des Bodens hervorgebracht hatten, denn die obere Erdfläche war ganz rein. Nachdem ich die Erde hatte wegnehmen laſſen, ließ ich den Block, vermittelſt der Hebel halb umwenden, und die Erdſchichte in hinreichender Menge wegnehmen. Damit noch nicht zufrieden, ließ ich ihn mit Pulver zer-

sprengen, und untersuchte so die tiefer belegenen Erdschichten, die ich den obern vollkommen gleich fand. Auch war sie nicht von dem Erdreich der umliegenden Gegend und der zwey Brunnen verschieden, die ich in einer 70 bis 100 Schritt weiten Entfernung vom Block ab, nach der Richtung von Ost West hatte graben lassen.

Daß ich hier kein Gebürge oder irgend eine Spur vegetabilischer Generation antraf, rief mich zu großer Bewunderung hin, und veranlaßte mich zu folgenden Schlüssen.

Diese Masse mußte entweder da, wo sie lag, entstanden, oder durch Menschen, oder durch Naturkräfte dahin gebracht worden seyn. Den Naturgesetzen gemäß konnte sie da nicht entstanden seyn; ist sie durch Menschenkräfte dahin gebracht, so fragt sich, woher kam sie, durch wen, oder wie? Auf hundert Meilen in der Runde finden sich keine Eisenminen, noch weniger hat man Nachricht im Königreiche, daß darauf gearbeitet worden wäre. Wer sollte die Masse dahin gebracht haben, die so wenigen Werth und Nutzen hat, da diese Gegend die unzugänglichste und aus Mangel an Wasser die unbewohnteste in ganz Chaco ist. Wie sollte sie dahin gekommen seyn, da die Indianer gar keine Idee von Fuhrwerken haben. Es bleibt nur die sichere Muthmaßung übrig, irgend ein Vulkan habe die Masse dahin gebracht.

Verſchiedene Gründe bewegen mich dazu dies zu glauben. Die Vulkane laſſen gewöhnlich nach ihrem Ausbruch entweder heiße oder warme Brunnen zurück, und ungefähr 2 Meilen öſtlich vom Block befindet ſich eine ganz vollkommen ſalzigte Quelle, die einzige der ganzen Gegend. Im ganzen von mir bereiſeten Chacoſchen Diſtrikt, ſah ich beſtändig unverändert die Ebne, nur allein in dem Umfange der Quelle befindet ſich eine kleine, nordſüdwärts laufende Anhöhe, die mir, ihres unterſcheidenden wegen, noch ehe ich den Eiſenblock geſehen hatte, auffiel. Vier bis ſechs Fuß iſt dieſe Anhöhe ungefähr über dem Reſt der Ebne erhaben; die Gegend um die Maſſe herum, ſowohl wie um die Quelle, iſt mit einer der Aſche gleichen dünnen Erde bedekt. Das Gras dieſer Gegenden, Ahuvi genannt, wächſt niedrig, iſt mager, wird von den Thieren nicht gefreſſen; hingegen iſt das entfernt von der Quelle wachſende Gras höher und bekömmt ihnen wohl. Nicht tief unter der Erde ſind Quarze von einer angenehmen Fleiſchfarbe *), deren ſich nur allein die Hottentotten ſammler zum Feuerausſchlagen bedienen. Ich erfuhr, daß ſie einige wenige davon wegen ihrer ſonderbaren Farbe, und einige beſonders, weil ſie goldne Flecken hatten, mitgenommen hätten. Einer dieſer Steine, der

*) Of a beautifabred colour ſagt der engliſche Ueberſetzer, aber wenn druckte man je dies durch encarnado hermoſo aus? M r.

den magnet eine Unze mag, kam in die Hände des Commendanten von Santiago del Estero, der ihm, wie er mir erzählte, stehlen ließ, und mir mehr als eine Drachme Gold zeigte, die er daraus gewonnen hatte. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß in diesen unermeßlichen Waldungen ein Baum existirt, dessen Aeste und Stamm von gediegnen Eisen sind *). Mehrere Indianer haben ihn gesehn, und die aus der Colonie der Aviponer wissen seinen wahren Aufenthaltsort. Ein Europäer von Stande, ein Einwohner der Stadt Salta, hat ihn berührt. Die Neigung oder der Winkel der Masse ist von Ost nach West, nachdem er schon östlich ein Stück zurückgelassen hat, dessen Richtung nordsüdwärts ist, und von dem die Metallstücke wahrscheinlich haben abgemeißelt werden können. Wenn man alles gehörig mit einander vergleichen will, so ist meine Hypothese nicht im geringsten schwierig **).

*) Wäre dies nicht mit Don Miguels Erlaubniß vielleicht ein ähnlicher Scherz? Dies glaubt der englische Uebersetzer, und ich mit ihm. Mr.

**) Dies letzte möchte wohl nicht jeder deutsche denkende Leser zugeben. Einen Vulkan als einen Deus ex machina ein Stück Eisen herwerfen zu lassen, ohne daß sich etwas mehr von Vulkanität in der Gegend findet, als eine Salzquelle und etwas Asche, die vielleicht am Ende gemeiner Staub ist, das ist mehr als je ein Vertheidiger der Vulkanität gewagt hat. Mr.

Gesetz der Vulkan hatte sich in der Gegend der Salzquelle erhoben, und eine Anzahl Erde ausgeschleudert, die wegen ihrer Leichtigkeit im Umfange der Quelle niederfiel; im Anfange hatte der Hügel mehr Höhe, aber der beständige Regen, der drey Theile des Jahrs in Chaco anhält, haben ihn nun fast der übrigen Erde gleich gemacht. Ein Theil der ausfließenden Eisenmaterie floß von Osten nach Westen, und häufte sich wegen ihrer Schwere da an, wo man sie noch findet. Ein anderer kleinerer und deswegen flüßigerer Theil der Materie, trennte sich vom ersten Strom, und nahm einen andern Weg, und bildete sich Canäle, wie das aus einem dergleichen strömende Wasser. Nachdem diese letztere Masse kalt geworden, und die darunter befindliche Erde weggespühlt war, mußte natürlich der heutzutage so benannte Eisenbaum entstehn. Die salzigen und Kalkmonialtheile, welche in jedem Mineral vorhanden sind, mußten gleichfalls sich verbreiten, und die Gegend umher fruchtbar machen.

Im Königreich Santa Fe De Bogota findet sich Platinakalk mit Gold gemischt. Jedermann kennt die große Verwandschaft, welche beyde Metalle mit einander haben, und deswegen wird es niemanden befremden, der alle diese Gründe erwägen will, daß das vulkanische Feuer die Platina losriß, und sie als vortreflicheres Metall mit dem geringern

des

des Goldes verband. Diese vulkanischen Gründe erklären noch am besten die berühmten einzelnen Silberwaffen von Guamaxaca, über deren Bildung man so viel ungereimtes lächerliches Zeug in die Welt geschrieben hat.

Nach dem etwas mehr oder minder berechneten Cubikfuß, und dem etwas höher angenommenen specifischen Gewichte, als das Eisen gewöhnlich hat, mag die ganze Masse ungefähr 300 Quintalen wiegen.

M. Isle de Lyon am 2 Junius 1786.

Der Ritter Miguel Rubin de Celis.

Der Ritter de Celis scheint gern Hypothesen zu machen, aber er macht sie wenigstens auf eine so gute Art, daß er jedem die völlige Freyheit läßt, denn zu glauben was er will. Sein Block scheint mir sehr mit dem übereinzukommen, den Pallas im Jahr 1770 auf einem Gebirge am Jenisei fand, und der 9 Pud wog. Seine Form, ich sah ein Stück davon in Herrn Hofrath Blumenbachs Naturalienkabinet, gleicht völlig einer Schlacke. Ich habe des Ritter de Celis Abhandlung lieber aus dem Spanischen, als aus dem Englischen übersezt, weil mir der englische Uebersezer oft sehr flüchtig gewesen zu seyn schien. Die langen Perioden habe ich nicht im-

mer abkürzen wollen, um dem Ganzen nicht das Originelle zu rauben; was immer ein Beweis mehr für das Richtige der Angabe ist, ist daß ein Augenzeuge und Seemann diesen Aufsatz versichert.

Fr. A. A. Meyer.

VII.

Ueber den Einfluß der Luftelektricität auf das Wachsthum der Pflanzen; vom Hrn. Ingenhouß I. de ph. Mai. 1788.

Man weiß, daß sich Hr. J. viele Mühe gegeben hat, um über die Wirksamkeit der künstlichen Elektricität auf das Gedeihen der Gewächse etwas zu entscheiden; in der Folge hat er mit gleicher Sorgfalt Versuche über ebendenselben Gegenstand in Rücksicht der Elektricität unsers Dunstkreises angestellt, wozu ihm die Bemerkung des Senators Quirini Gelegenheit gegeben hat, welche Toaldo dem Abt Cotholon mittheilte, der sie auch in seiner Electricité des Météores T. II. S. 371 erzählt, nemlich Quirini hatte hinter seinem Landhause zu Altiquiero am Ufer der Brenta eine Reihe wilder Jasminen pflanzen lassen, die innerhalb 2 oder 3 Jahren bis zur Höhe des obersten Stockwerks heranwuchsen, so daß sie

den ganzen Raum vom Boden bis an den Sims bedeken. Zwey von diesen Jasminen, die dicht an der Kette eines hoch in die Luft ragenden Blizableiters und besonders an der Stelle standen, wo diese Kette in die Erde eingelassen war, erhoben sich zu einer ganz ausserordentlichen Höhe, so daß sie innerhalb 2 Jahren auf 30 Fuß über das Dach hervorstanden; inmittelst die übrigen mit eben der Sorgfalt gepflanzten kaum eine Höhe von 4 Fuß erreicht hatten. Ausserdem war auch die Dicke jener beyden Gewächse, die sich ganz um die Kette des Leiters geschlungen hatten, auf dreymal stärker als die übrigen, blühten auch früher, reichlicher und längere Zeit als jene. Diese Erscheinung schrieb nun Toaldo ohne Umstände dem Einfluß der Luftelektricität zu, und Bertholon hält diese Erfahrung für völlig entscheidend. Hr. J., ohne in Toaldos Nachricht überhaupt ein Mistrauen zu setzen, findet doch in der Nachricht selbst einige Dunkelheit, ja, wegen der 4 Fuß, wenn in der Urschrift kein Schreibfehler, oder im Bertholon kein Druckfehler war, gar einen Widerspruch) zumal da Toaldo nicht sagt, ob er die Sache selbst gesehen, oder ob sie ihm nur von einem andern sey mitgetheilt worden; auch ist der Umstand darinn nicht berührt, ob der Blizleiter isolirt, oder nicht isolirt gewesen sey, welchen aber Hrn. J. von grosser Erheblichkeit zu seyn scheint. Aus diesen und andern Gründen sieht nun Hr. J. die Quirinische

Bemerkung für nichts weniger als entscheidend und Eben so wenig mag er auf einen andern gleichfalls vielversprechenden Versuch des Doctor Gardini bauen. Dieser hatte vor etwa 14 Jahren über einem Kloſtergarten zu Turin verſchiedene Eiſendräte aufgeſpannt, um zur Zeit der Gewitter die Luftelektricität daran zu beobachten. Die drey Jahre über, wo dieſe Dräte hier geweſen waren, ſiengen die Gewächſe dieſes Gartens, die ſonſt Blüthen und Früchte getragen hatten, an ganz matt zu werden (tabeſcebant) und nichts mehr zu tragen. Die Mönche ſchrieben dieſe Unfruchtbarkeit den Dräten zu und nahmen ſie weg; ſo wie dies geſchehen war, zeigte ſich auch wieder das vorige Leben und die vorige Fruchtbarkeit. G. der dieſen Mönchen geradezu Glauben beymißt, ſieht die Sache ſo an, als ob durch die Dräte den Pflanzen alle die elektriſche Materie ſey entzogen worden, die ſie zu ihrer Fruchtbarkeit nöthig gehabt hätten. Hier ſind alſo zwey einander gewiſſermaßen widerſprechende Erſcheinungen; einmal ward durch die Nachbarſchaft eines Blitzleiters das Wachsthum befördert, und das andremal durch eben dieſe Nachbarſchaft gehindert. Die Stellen ſolcher künſtlichen Ableitungen pflegen oft ſtarke Regengüſſe zur Zeit der Gewitter zu vertreten, und man glaube wirklich, daß die Fruchtbarkeit, welche man nach ſolchen Gewitterregen bemerkt, von der Elektricität herrühre, die ſie mit ſich aus den Wolken zur Erde bringen

Hr. J. hält indessen auch auf diese Meynung nicht viel. Wäre die Elektricität so wichtig, so müßten die Früchte aus den Gewächshäusern, die durch keinen Tropfen elektrischen Wassers befeuchtet werden, und aus Egypten, wo es nur sehr selten regnet, den in Gewitterregen gewachsenen weit nachstehen, welches aber gegen die Erfahrung ist. Wäre die Luftelektricität zum Wachsthum der Pflanzen bestimmt, so müßte sie wohl im Sommer am stärksten seyn. Allein die Erfahrung lehrt, daß der Schnee weit länger elektrisch bleibt als der Regen; auch müßte das Wachsthum am stärksten seyn, wenn die Luftelektricität am stärksten wäre, welches man aber gleichfalls nicht so findet; nach Saussüre steigt die Luftelektricität an heitern Tagen von früh morgens nach und nach immer höher und kommt gegen den Mittag zu einem gewissen Maximum, von da scheint sie wieder abzunehmen bis zum Fallen des Thaues, wo sie wieder vorwärts geht. Auf die Art wäre also die Elektricität gerade zu der Zeit am stärksten, wo man an Pflanzen die wenigsten Fortschritte bemerkt; ja bisweilen pflegen sie um diese Zeit so gar zurück zu kommen, und dies zumal unter den Umständen, wo eine Reihe einzelner Wolken den Apparat sehr elektrisch machten.

Dem sey nun wie ihm wolle, so hat Hr. J. nach Lesung der Schrift des D. Cardini selbst einige Versuche

ſuche über dieſen Gegenſtand angeſtellt. Er hatte einen an beyden Enden iſolirten Meßingdrat über ein Stück eines botaniſchen Gartens geſpannt, ganz auf die Art, wie der P. Beccaria dieſes zu Turin gethan hatte. Dieſer ſollte zu Beobachtungen der Luftelektricität dienen, und es war Hrn. J. nie in den Sinn gekommen, daß die Gegenwart dieſes Drates einigen Einfluß in die zahlreichen, unter demſelben wachſenden Pflanzen haben könnte. Itzt erkundigte er ſich aber ſehr genau nach dem Zuſtande derſelben, indeß wollte niemand die mindeſte Veränderung an denſelben bemerkt haben, und er ſelbſt fand auch nichts.

Auſſer dieſem Drat, der immer an ſeiner Stelle blieb, wurde nun noch ein anderer in einer gröſſern Höhe über einen andern Theil des Gartens geſpannt. Dieſer Drat war etwa 250 Fuß lang und ebenfalls an beyden Enden iſolirt; allein auch hier bemerkte man an den unter ihm wachſenden Pflanzen verſchiedener Art, nicht die mindeſte Veränderung. Nun brachte Hr. J. an den Bäumen ſelbſt metallene Ableiter an, damit die dadurch aufgefangene Elektricität auch mit durch den Baum nach der Erde geführt würde. Im Februar 1787 nemlich befeſtigte er an die Gipfel verſchiedener Bäume hölzerne Stangen, um welche Dräte gewickelt waren, die über das Ende der Stange noch etwa einen halben Fuß, deren ſehr ſpitziges Ende über den oberſten Zweig des

Baums

Bäume aber mehrere Fuß weithinaus ragten. Jeder mit einem falschen Eisen verschene Baum wurde numerirt und eben diese Nummer auch an einen andern von ihm der Art und wo möglich, von ebener Größe bemerkt, um vergleichende Beobachtungen machen zu können. Auch mußte dafür gesorgt, daß die beyden einander zur Vergleichung dienenden Bäume sich nirgends berührten. Die mehresten waren Linden und wilde Kastanienbäume, wozu aber auch einige Pflaumen-Birn- und Mandelbäume genommen wurden. Das Frühjahr war sehr kalt und spät, so daß zu Anfang des May kaum ein einziger Baum ausgeschlagen war. Ob man gleich im ganzen Merz und April kein einziges Gewitter sich gezeigt hatte, so war doch der zur Beobachtung dienende Leiter fast jeden Tag dergestalt mit Elektricität überladen, daß die Karte, welche Hr. J. auf ein Isolirgeräthe zwischen zwey metallenen, einige Linien von einander entfernten Kugeln, gelegt hatte, geschwärzt und von mehr als 50 Löchern durchbohret war. Von der Mitte des May, da die Bäume ausschlugen, bis zu Ende des Sommers kamen so wenig Gewitter, daß die Karte diese ganze Zeit über kaum so stark angegriffen wurde, als es in den beyden Monaten Merz und April allein geschehen war.

Das Resultat von allen diesen Versuchen war nun im Ganzen das nemliche, was sich aus den ehe-

mali-

mäßigen Versuchen bald der Hinfälligkeit ergeben hatte. Es schien ganz klar, daß die Reiter nichts zum schnellen Anschlagen oder Blühen der Bäume beygetragen hatten. Einige gewundene Bäume, unter welchen sich auch ein wilder Nußbaum befand, wurden auf eben diese Art behandelt, und auch diese hatten keinen Erfolg. Ja bey Mitreiten des Gartens bemerkte Hr. J. unter andern einen wilden Kastanienbaum, der oben mit einem Edelreis versehen zu seyn, alle andere überwachsen hatte. Hätte Hr. J. meine Abhandlung mit bemerkt, so würde er ihn mit einem Reis versehen haben, und dieß vielleicht der einzige gewesen seyn, welches er ihn angebracht hätte, so würde sein schneller Schuß vielleicht einige Täuschung haben verursachen können. Indeß kann diese Bemerkung vielleicht einigen Aufschluß über die beym Jäzmiße gesehen, wenn Hr. Bertholon gedenkt.

Zu eben der Zeit, da Hr. J. diese Versuche in Wien anstellte, nahm auch Hr. von Bleua zu Delft in Holland auf sein Ersuchen ähnliche Vorsuch erhielt auch das nämliche Resultat wie Hr. J., das heiße, die Bäume, die sich von ohngefähr unter seinen horizontalen Röhren befanden, zeigten sich weder besser noch schlimmer als die übrigen, und eben dies war auch der Fall bey denen, die mit einem spizigen über sie empor ragenden metallenen Ruthen versehen waren.

Im Sommer 1780 machte Hr. J. unter andern Folgenden Versuch: er ließ in seinem botanischen Garten einen sehr hohen Stander setzen, so daß dessen Spitze etwa 8 bis 9 Fuß über die umstehenden Bäume hinweg ragte. An diesen befestigte er einen Messingdrat, dessen oberes ganz fein zugespitztes Ende noch über einen Fuß höher als der Stander war. Von diesem Drat ließ er in gleicher Entfernung noch drei andere solche Drate herunterlaufen. Diese dreifache befestigte er an einem hölzernen mit Drat umwundenen und etliche Schuhe tief in die Erde eingelassenen Fuß. Diese vier Füße bildeten ein Quadrat, und ließen einen viereckigten Raum zwischen sich, der über und über mit Bergminze (Mentha montana) besäet worden war, die damals nur aus sehr kleinen Pflanzen bestand. Vom Ende dieser vier Füße und andern, zum Schutze über die Erde hervorstehenden, spannte Hr. J. runden Drat in verschiedener Richtung, wodurch dieses Viereck völlig eingeschlossen wurde. Diese Drate bedeckte er mit einem andern feinen Drat, der die Pflanzen im Gerüst hin und her gezogen, so daß sie eingeschlossen wie in einem Vogelbauer eingeschlossen waren. Dieses ganze Gerüste hatte in sehr keine Verbindung mit dem Bergminzpflanzen, und folglich mit allen Elektrizität, welche die Spitze des Konduktors aus der Luft saugen konnte, unmittelbar in die Erde geleiten, ohne daß die Pflan-

zen

gar das mindeste davon erhalten konnten. Um auch noch die sonst noch an den Pflanzen sich aufhaltende Elektricität völlig zu zerstreuen, wurde in einiger Entfernung vom Gitterwerk ein starker Stab Eisen in die Erde gesetzt, und dieser mit dem Draht des Gitters verbunden. Auf die Art war wohl alles mögliche, wenigstens weit mehr als in Turiner Klostergarten geschehen, um die über der Erde im Freyen befindliche Elektricität zu zerstreuen. Auch hier stimmt nun das Resultat ganz mit denen zusammen, welche Hr. J. aus den andern bereits erwehnten Versuchen erhalten hatte. Alle diese der Elektricität gänzlich beraubten Pflanzen wuchsen, blüheten und trugen Saamen wie die übrigen der Art, die an ganz andern Stellen des Gartens standen.

Eben dieser Versuch, der eine Nachahmung des von Bardini beschriebenen war, gab Hrn. J. zugleich Gelegenheit, die Wirkung der metallenen Leiter auf die mit ihnen in Verbindung stehenden Pflanzen, und welche Hr. Bertholon für völlig entscheidend hält, zu beobachten. Jenes metallene Gitterwerk, welches keine unmittelbare Verbindung mit den Bergmünzpflanzen hatte, war gleichwohl wie Pflanzen von verschiedenen andern Gattungen in unmittelbarer Berührung, und die in einiger Entfernung vom Drahtgitter in der Erde steckende eiserne Stange befand sich mitten unter Pflanzen, von welchen sich

einige

nichts so gar kurz hervorgeschlungen hatten. Diese verschiedenen Pflanzen waren dennoch in eben der Lage, als die beyden wilden Jasmine im Garten des Senators Quirini; diese Pflanzen wuchsen indeß nicht besser und nicht schlimmer, als alle übrigen im Garten.

Noch ein anderer in eben dem Sommer angestellter Versuch war folgender: Hr. J. füllte vier der größten Blumentöpfe voll sehr guter Erde. In jeden streute er 50 Senfkörner in gleichen Entfernungen. Jeden Topf setzte er in ein irdenes Gefäs, das beständig voll Wasser gehalten wurde, und auf diese Art vermied er alles Begießen. In zwey von diesen Töpfen befestigte er einen etwa 4 Fuß hohen Stab, dessen Spize einen metallenen Ring trug, von welchem eine große Menge meßingener Dräte herabgiengen, die durch ihr auseinanderlaufen unten auf dem Rande einer in die Erde versenkten Tonne, in deren Mitte der Blumentopf stand, einen großen Kreis bildeten. Am Rande dieses Tonnenkreises steckte Hr. J. ein spizziges Eisen in die Erde, um dadurch die Elektricität, welche sich in diesem Apparat angesammelt hatte, abzuleiten. Auf diese Art waren Töpfe und Pflanzen vor aller Luftelektricität verwahrt, wenigstens viel besser als die im Turiner Garten; aber die Pflanzen unterschieden sich nicht im mindesten von denen in den andern beyden Töpfen, die ihnen zur Vergleichung dienen sollten.

Noch

Noch zwey ähnliche Töpfe setzte ich zu eben der Zeit in einen andern Garten, in deren jeden ich 30 Körnchen von Kresse gelegt hatte; einer von diesen wurde mit einem Draigniro versehen, aber auch konnte keinen Unterschied im Wachsthum der Pflanzen zwischen beyden bemerken.

Wer diese genauen Nachrichten von so vielen durchgehends abfällig ausgefallenen Versuchen für langweilig halten möchte, der mag bedenken, daß es hier darum zu thun ist, ein allgemein angenommenes System auf seinen wahren Werth zurückzubringen; ein System, das bereits die Basis von endlosen Theorien, Arbeiten und kostbaren Unternehmungen gewesen ist, die nun auf einmal alle Fruchtlos würden, wenn das System selbst etwa auf schwachen Füßen stünde.

Mit allem dem will nun Hr. J. nicht geradezu behaupten, daß die Elektricität gar keinen Einfluß auf die Gewächse habe; er will nur durch seine Versuche zeigen, daß diejenigen, die man bisher zum Beweis jenes Satzes angeführt hat, nicht das Ansehen haben, welches man ihnen zugestehen so herzwillig schien. Werden andere Physiker, die mehr Geschicklichkeit haben, als er, seine Versuche entkräften, so wird er sich allemal in so fern freuen, als die Wahrheit und Wissenschaft dabey gewinnt, nur bittet er sich aus, daß man ihn nicht etwas gelehrt,

re, was man nur von Hörensagen, oder aus der zweiten und dritten Hand hat, sondern sich blos mit dem befasse, was man selbst gesehen und umständlich untersucht hat.

VIII.

Ueber den Gebrauch der Flußspathsäure zum Aetzen in Glas und Porcellan.

Man weiß, daß bereits im Jahr 1786 Hr. Prof. Klaproth in Hrn. Bergrath Crells chemischen Annalen einen Versuch, mittelst der Flußspathsäure in Glas zu ätzen, bekannt machte, und wovon das einfachste Verfahren in folgendem besteht: Man macht zuerst einen Ueberzug von Kupferstecher-Firniß oder auch von bloßem Wachs auf das Glas, und radiert sodann mit einer Nadel die Zeichnungen hinein, dann umgiebt man sie mit einem Rande von Wachs und übergießt sie mit einer so eben erst angerührten Mischung aus gleichen Theilen Flußspathpulver und Vitriolöl, bedeckt sie mit einer Schale und läßt sie einige Stunden ruhig stehen. Reinigt man alsdann die Fläche von dem Ueberzug, so findet man die Züge eben so eingeätzt, wie in einer Kupferplatte. Eine andere, jener vorzuziehende Verfahrungsart, besteht darinn, daß man, statt die zu ätzende Fläche mit

dem vorhin erwehnten Gemisch in wirkliche Berührung zu bringen, selbige nur dem Angriff des von solcher Mischung aufsteigenden Dunstes bloßstellt, wodurch die Züge zugleich reiner und tiefer werden. Man legt zu dem Ende die Glasplatte mittelst 3 aufrecht stehender Stäbchen über einen Teller, worauf die Schale mit der Mischung steht, in solcher Höhe, daß sie von derselben etwa 1 Zoll entfernt ist. Kehrt man die radierte Seite nach oben, so fallen die Schraffirungen noch feiner aus, man muß aber in solchem Fall den ganzen Apparat mit einer umgekehrten und mit Wachs überzogenen Schüssel bedecken.

Mit dieser Arbeit hat sich späterhin, und ohne vom obigen Verfahren etwas zu wissen, Hr. von Puymaurin der jüngere aus Toulouse viel Mühe gegeben, und einen Aufsatz darüber ins Iournal de phyſ. Iun. 1788 einrücken lassen, wo er auch zugleich die ganze Entdeckungsgeschichte der Flußspathsäure und eine Menge Versuche über die Auflösbarkeit verschiedener Edelsteine in dieser Säure, mit beygebracht hat.

Zum Aetzen in Glas hat er zwar den Radiersiß der Kupferstecher ganz tauglich befunden, allein er bemerkte doch auch, daß sich derselbe bey der geringsten Unachtsamkeit hin und wieder schuppte, und die Stellen, wo dieses geschah, wurden hernach, wie natürlich, von der aufgegossenen Spathsäure (Hr. de

P. ätzt nemlich nicht durch Dämpfe, sondern durch die Säure in flüssiger Gestalt) angegriffen und matt gemacht. Der in der Encyklopädie beschriebene starke Firniß, welcher aus gleichen Theilen trocknenden Oel und Mastix in Tropfen, besteht, that ihm die besten Dienste, nur daß er mühsam aufzutragen und besonders im Winter schwer zu trocknen war, so daß man ihn einer beträchtlichen Hitze aussetzen mußte, wenn er sein klebrichtes Wesen verlieren sollte.

Ehe man den Firniß aufs Glas trägt, muß man es sorgfältig reinigen, und es so stark erhitzen, daß man es nicht mehr in der Hand halten kann. Den Firniß trägt man anfangs ganz nachläßig auf, gleicht ihn hierauf mittelst kleiner kattunen und mit Baumwolle ausgestopften Kugeln aus, und läßt ihn dann von Pechdampf anlaufen. Sobald er nun völlig getrocknet und geebnet ist, kann man ihn kalkiren, oder die einzuradirende Zeichnung auf ihn bringen. Wegen der Schwärze wird man nun viele Mühe haben, die radirten Streiche zu erkennen, deshalb hat Herr P. eine Tafel so eingerichtet, daß sich das Blatt derselben wie ein Pult erheben und eine Glastafel in der Mitte einschieben läßt, auf welche man die zu radirende Glasplatte legen kann; da sich nun solche auf diese Art von unten herauf erleuchten läßt, so kann man seine Arbeit mit aller Bequemlichkeit verrichten.

Noch einige Vorsichtigkeitsregeln empfiehlt Hr. de P. bey dieser Arbeit. 1) Man muß die Beschaffenheit des zu brauchenden Glases wohl kennen. 2) Die Stärke und Reinigkeit der Spathsäure. 3) Den Grad der Temperatur unserer Atmosphäre. Das böhmische Glas ist nicht durchaus von gleicher Güte; seine Bestandtheile sind nicht genug im Fluß gewesen, um aufs genaueste mit einander vermischt zu seyn. Die Säure wirkt also auch ungleich auf daſſelbe, die Züge werden höckricht und nehmen sich blos auf der glatten Seite des Glases erträglich aus. Das englische Glas, worunter viel Bleykalk kommt, wird sehr leicht von der Säure angegriffen, allein das geringste Bläschen im Firniß läßt die Säure durch; der Bleykalk wird zuerst angegriffen, und seine Auflösung verursacht dem Glas eine unangenehme Farbe. Man wählt am vortheilhaftesten solche Glasarten, wo der Widerschein weiß und nicht grünlich ist, weshalb das von den kleinen Spiegeln den Vorzug zu haben scheint. Die Säure, deren sich Hr. de P. bedient, ist in einer bleyernen Retorte destillirt und von der Stärke, daß das Aräometer von Baumé auf 5 Grad steht. Diejenige, welche in gläsernen Retorten destillirt wird, hat wegen der ihr beygemischten Schwefelsäure und Kieselerde, welche letztere sich von der Retorte losgemacht hat, weit geringer Stärke und ganz ungleiche Wirkung.

a. Wenn das Reaumürsche Thermometer bey reiner und heiterer Luft 16 Grad im Schatten zeigt, und alsdann eine radirte und mit Säure begossene Glasplatte der Sonne ausgesetzt wird, so ist die Gravirung nach 5 bis 6 Stunden vollständig; man bemerkt dies auch sehr bald an dem weissen Pulver, das auf den radirten Zügen sitzt. Im Winter hingegen wird kaum nach 4 Tagen das Glas ein wenig angegriffen, und man würde seine Absicht gar nicht erreichen, wenn man der Wirksamkeit nicht durch die Wärme einer Stube oder eines Ofens zu Hülfe käme. In diesem Falle darf man aber das Glas ja nicht von unten her erhitzen, weil sonst der Firniß weich wird und sich schuppt, wodurch die ganze Arbeit verdirbt.

Man kann sowohl in erhabner als hohler Manier ätzen; im ersten Fall nimmt man mit einem Spatel den Firniß vom Grunde des Glases zwischen den Zügen hinweg und übergießt alsdann die Platte mit Scheidsäure, welche man mittelst eines Pinsels gleichförmig ausbreitet. Mit Hülfe der Sonne überdeckt sich das Glas bald mit einem weissen Pulver, welches man abnimmt und von neuen Säure aufträgt, bis man die Figuren so hoch hat, als man sie wünscht. Um ganzen Glasscheiben den Glanz zu nehmen, und ihre Fläche matt zu machen, verfährt man auf ähnliche Weise. Bey dem Hohlätzen umgiebt man die

Platte mit einem erhabnen Rand von Wachs und verfährt im übrigen wie der Kupferstecher bey seiner Radierarbeit.

Hinzu setzen, ob die Arbeit so ausgefallen ist, wie man wünscht, nimmt man sodann einen Theil dem Zuviel hinweg, und sieht ob die Züge tief genug sind; ist dies, so reinigt man die Säure ab, welche man nicht mehr gebraucht werden kann, und reinigt das Glas mit Weingeist und am Ende mit feingeschlämmter Kreide.

Maschinen.

I.

Beschreibung eines Werkzeugs den geringsten Grad vorhandenen Elektricität bemerkbar zu machen. Von Tib. Cavallo.

Siehe Taf. III.

Der Condensator des Herrn Volta, den in dem 72sten Bande, und das Werkzeug des Herrn Bennet, das in dem 77sten Bande der philosophischen Transactionen beschrieben ist, haben dem Herrn Ca-

vallo

wollo zu der Absicht, geringe Grade der Elektricität bemerkbar zu machen, nicht ganz ausreichend zu seyn geschienen, ob sie gleich gegen die geringste Elektricität empfindlich genug sind, aber den Beobachter immer in der Ungewißheit lassen, ob nicht die Elektricität des Werkzeugs selbst sehr oft mit im Spiele sey, und folglich schon schwankende Resultate bewirke. Das Instrument, wovon wir hier eine genaue Beschreibung mit beygefügter Abbildung geben, ist nach den vielen damit angestellten Versuchen von dem eben bemerkten Fehler vollkommen frey.

Dieses neue Werkzeug, dem der Erfinder den Nahmen eines **Elektricitäts-Sammlers** (Collector of Electricity) giebt, hat folgende Eigenschaften.

1) Wenn es mit der Atmosphäre in Verbindung gebracht wird, so sammelt es die entweder durch den Regen oder einen andern Körper in denselben erregte Elektricität, macht sie bemerkbar, zeigt ihre Eigenschaft, und theilt sie dem Elektrometer mit.

2) So wie die Größe des Werkzeugs vermehret wird, steigt auch seine Wirkung, zumal wenn man ein zweytes viel kleineres Werkzeug gleicher Art damit in Verbindung bringt, welches von dem ersten die Elektricität aufnimmt.

3) Kann es ohne große Mühe und Aufwand gut und dauerhaft befestigt werden.

4) Giebt es in allen Fällen sichere Resultate.

Die Kupfertafel zeigt dieses Werkzeug in zweyen Stellungen. Fig. 1, wie es die Elektricität sammlet, und Fig. 2, wie es die gesammelte Elektricität bemerkbar macht. Bey jeder dieser Stellungen ist das Elektrometer angebracht, und die Buchstaben bezeichnen dieselben Theile bey beyden Stellungen.

a b c d ist eine Zinnplatte 13 Zoll lang und 8 Zoll breit. An jeder der schmalen Seiten ist eine Röhre von gleichem Metalle a d, b c, angelöthet. d e und c f sind Säulen von Glas, die mit durch Wärme und nicht durch Weingeist flüßig gemachten Siegellacke wohl überzogen sind. Die obern Enden dieser Säulen sind in die innern Oeffnungen der zinnernen Röhren eingekittet, so wie die Füße der Säulen in den hölzernen Rahmen bey e h befestigt sind. Hierdurch kommt die Zinnplatte vertikal zu stehen, und wird zugleich vollkommen isolirt. g h i k, l m und n o p v sind zwey hölzerne Rahmen, die an ein Bodenstück mittelst meßingener Gelenke dergestalt angemacht sind, daß sie nicht nur mit der Zinnplatte vollkommen parallel, wie Fig. 1, gestellt, sondern auch auf die Tafel, worauf das Werkzeug steht, wie bey Fig. 2, von beyden Seiten niedergelassen werden können. Die gegen die Zinnplatte gekehrten Sei-

von der beyden Rahmen ist mit vergoldetem Papier x y überspannt, besser aber ist es, statt dieses Papiers viele feine Zinnfolie zu gebrauchen. Wenn die Rahmen in ihrem vertikalen Stande sind, so berühren sie die Zinnplatte nicht, sondern bleiben vielmehr einen Zoll weit davon entfernt. Auch sind sie etwas schmäler als die Länge der Zinnplatte beträgt, damit sie die zinnernen Röhren nicht berühren. In der Mitte der obern Seite der beyden Rahmen befinden sich kleine Brechen von Holz l und t mit einem Schlieskaken von Messing. Durch diese Zurichtung werden nicht allein beyde Rahmen in ihrem vertikalen Stande fest erhalten, sondern auch verhindert zu fallen oder die Zinnplatte zu berühren. Man sieht übrigens, daß, wenn das Werkzeug in der Stellung Fig. 1. ist, das vergoldete Papier, das die innere Seite jedes Rahmens bedeckt, sich in der Nachbarschaft der Zinnplatte und mit ihr vollkommen parallel befindet.

Will man sich nun dieses Werkzeuges zu Versuchen bedienen, so setzt man es auf einen Tisch, oder in ein Fenster, oder sonst an einen beliebigen Ort. An dessen Seite bringe man eine Glasflasche, worin sich ein Elektrometer befindet, das mittelst eines Metalldrats mit einer der zinnernen Röhren a b c d in Verbindung gebracht ist. Weiter bringt man durch eine zweyte Zurichtung den elektrischen

Körper mit der Zinnplatte, die die Elektricität sammlen soll, gleichfalls in Verbindung. Wollte man zum Beyspiel die Elektricität des Regens oder der Luft sammlen, so würde man das Werkzeug an ein Fenster setzen, und von einem langen Drathe ein Ende in die obere Oefnung einer der beyden Röhren a, b befestigen, und das andere in der freyen Luft wohl isoliren. Sollte die Elektricität, die durch Ausdünstung bewirkt wird, gesammlet werden, so setzt man eine metallene Schaale auf eine der mehrerwähnten Röhren, mit Hilfe eines metallenen Zwischensatzes, so daß die Schaale von der Kugel einige Zolle über die Zinnplatte erhaben ist, legt eine glühende Kohle in die Schaale, und gießt endlich etwas Wasser auf die Kohle; so wird dadurch eine zu diesem Versuche hinlängliche Ausdünstung bewirkt.

Will man nun die gesammelte Elektricität bemerkbar machen, so läßt man die beyden Rahmen nieder, und bringt sie in die Lage wie bey Fig. 2, in diesem Augenblick werden sich die Kugeln des Elektrometers von einander entfernen, und die Art der Elektricität läßt sich dann leicht mittelst einer geriebenen Siegellackstange erforschen. Hebt man die Rahmen in die Höhe, und bringt sie in die Lage wie bey Fig. 1, so verschwinden alle Zeichen vorhandener Elektricität, kommen aber sogleich wieder zum Vorschein, wenn die Rahmen niedergelassen werden. Berührt man end-

lich

lich die Platte mit dem Finger, so ist alle Elektricität zerstört und aufgehoben.

Die Menge von Elektricität, die die Zinnplatte fassen kann, wird vorzüglich durch folgende Umstände bestimmt.

1) Je geringer die Entfernung der leitenden Belegung der beyden Rahmen von der Zinnplatte selbst ist, desto größer ist das Vermögen Elektricität zu sammlen.

2) Je größer das Werkzeug an sich selbst ist, um so merklicher ist die Wirkung.

3) Je stärker die Elektricität in dem elektrisirten Körper selbst ist, in einem um so höhern Grad wird sie dem Werkzeuge mitgetheilt.

II.

Nachricht von einer neuen Luftpumpe des Herrn Cuthberson.

Der wichtigste Theil einer Luftpumpe besteht bekanntermaßen in derjenigen Vorrichtung, durch welche die vorher im Recipienten enthaltene Luft ins Freye geschaft wird. Die Hauptsache bey derselben war entweder ein Hahn oder ein Ventil. Der Hahn

hat

hat den Vortheil, daß er keine ausgezogene Luft im Stiefel zurücklässt, die bey einem folgenden Zuge wieder in den Recipienten zurück treten könnte, allein er schleift sich mit der Zeit aus, und verliert dadurch seine Brauchbarkeit. Das Ventil ist dieser Unvollkommenheit nicht unterworfen, allein es kann auf andere Art leicht wandelbar werden, und seine Schwere hindert die wirkige Hebung, sobald die Luft in beträchtlichem Grade verdünnt ist, so daß die Herren Hurter und Häas diesem Mangel bey der Smeatonischen Luftpumpe bereits durch eine Art von Pedal abzuhelfen gesucht haben. Hr. Cuthbertson wollte deshalb seiner Luftpumpe eine Einrichtung geben, wobey sie weder Hähne noch Ventile brauchte, und welche die Vortheile von beyden vereinigte, ohne die Unbequemlichkeiten derselben zu haben. Das Mittel, welches er hiezu wählte, bestand darinn, daß er eine metallene Stange für das Innere der Kolbenstange anbrachte, deren Ende beym Herabgehen des Stempels die Oeffnung, welche mit dem Recipienten in Verbindung steht, verschließen, und sie beym Aufziehen des Stempels wieder öffnen sollte. Uebrigens hat die Luftpumpe selbst mit der Smeatonschen ganz einerley Einrichtung, und man kann sie auch eben so wie jene gebrauchen. Sie ist für alle drey Proben, die Heber-Barometer, und Birnprobe eingerichtet. Für letztere ist ein eigner Teller angebracht, den man abschraubt, wenn man sich ihrer nicht bedienen will,

und

und das Loch mit einem Schraubenknopf verschließt. Der Zylinder der Pumpe hat oben einen ledernen Hals und ein hohles zylindrisches Gefäs, welches das Oel aufnimmt. Mit ihm ist noch ein anderes Oelgefäs verbunden, welches dasjenige Oel aufnimmt, welches die aufsteigende Luft von sich hertreibt. Die bereits ermähnte Stange, welche diese Maschine hauptsächlich vor den andern auszeichnet, wird von dem Durchgange der Luft gehoben, und fällt sogleich durch ihr eignes Gewicht wieder zurück; wenn diese Luft aber ihren Ausgang gefunden hat, verschließt sie die untere Oeffnung so genau, daß nicht die mindeste Luft aus dem Zylinder wieder unter den Recipienten zurück treten kann. Es sind deswegen an einer gewissen Stelle zwey meßingene Platten befestigt, welche die Stange in einer solchen Richtung erhalten, daß sie die Oeffnung allemal sicher verschließen kann. Der zylindrische Stab, an welchem der Kolben festsitzt, ist hohl ausgearbeitet, um die auf und nieder spielende Stange in sich aufnehmen zu können. An dem untern Ende dieser Stange ist eine Vorrichtung angebracht, wodurch sie gehindert wird allzuhoch hinaufzusteigen. Wo die Stange durch den Kolben geht, da ist eine Lederbüchse angebracht, die durch Oel beständig schlüpfrich erhalten wird, damit sich die Stange bequem genug und doch luftdicht auf und nieder bewegen könne. Der Kolben selbst besteht aus zweyen Theilen; der äussere ist zylindrisch ausgehöhlt,

aus

aus mehr als 60 ledernen Ringen, die durch eine Meßingplatte dicht an das Bodenstück gepreßt sind, der innere ist konisch und paßt von unten hinauf genau in den äussern Theil. Mit der Kolbenstange ist der Kolben durch eine Schraube verbunden, wird er nun aufgewunden, so drückt sich der konische Theil mit seinem Vorsprung so fest in den zylindrischen ein, daß in den untern Theil des Stiefels keine Luft aus dem obern treten kann, beym Niederwinden giebt sich dagegen das konische Stück etwas von dem zylindrischen ab, und läßt die Luft aus dem untern Theil des Stiefels in den obern, aus welchem sie dann weiter in die Atmosphäre übergeht. Dasjenige Ventil, welches die Stelle des im obern Boden der Smeatonischen Luftpumpe befindlichen, vertritt, besteht ebenfalls aus einer dünnen Stange, die hier zugleich in der Kapsel hängt, in welche das überflüssige Oel getrieben wird. Dieses Stängelchen wird auf die Art gehoben, wie bey der Smeatonischen Luftpumpe die Blase oder der Taft durch die beym Aufheben komprimirte Luft gehoben wird. Das oben erwähnte Oelgefäß muß immer über die Hälfte voll Oel gehalten werden, und wenn die Pumpe einige Zeit ungebraucht gestanden hat, so muß man ein paar Eßlöffel voll Oel durch das mittlere Loch der Recipientenplatte einlaufen lassen, wenn der Stempel ganz auf dem Boden sitzt; beym Auf- und Niederwinden dringt alsdann das Oel durch alle Theile

der

der Pumpe, und das überflüßige wieder ins Oelgefäß. An dem obern Ende der Kolbenstange befindet sich ein Loch, durch welches etwas Oel aus dem Gefäs in die Lederbüchse dringt und sie schlüpfrig erhält. Die Recipienten werden übrigens ohne Leder blos an ihren abgeschliffenen Rändern mit Schweinfett bestrichen, auf den glattgeschliffenen Teller gesetzt, nachdem sie vorher etwas erwärmt und so sauber abgewischt worden, daß sie Elektricität zeigen. Auf die Art läßt sich bey günstiger Witterung die Verdünnung bis auf 2400 treiben. Eine solche Maschine mit 2 Stiefeln und äusserer Verzierung kostet ohne Apparat 330 fl. holl. oder 176½ Rthl. in Gosde. Mit einfachem Stiefel 180 fl. oder 96½ Rthl. mit doppeltem Stiefel aber geringerm Holzwerk und weniger Verzierung, übrigens aber gleicher Güte, 123 Rthl. mit einfachem Stiefel von gleicher Art 75 Rthl. ein vollständiger Apparat dazu 100 fl. oder 53⅓ Rthl. Hr. C. hat diese Maschine beschrieben und abgebildet, auch manches von ihrem Gebrauch gesagt in einem kleinen Schrift unter dem Titel: Description of an improved Air-pump and an account of some experiments made with it, by which its superiority above all other air pumps is demonstrated, by John Cuthbertson Math. Instr. maker 1787. 43 S. 8. 2 Kupfer. Quer-fol. deutsch übers. vom Hrn. Hofrath Succow, Mannheim 1788.

Nachricht

III.

Nachricht von dem kugelähnlichen Erdkörper des Herrn Prof. Funk

Der verstorbene Hr. Geh. R. v. Segner schlug, wie man weiß, in den Berliner Ephemerid. für 1781. S. 42 zu Verhütung der Fehler, denen die auf Kugeln aufgezogenen Netze unterworfen sind, eine Aenderung der Kugel in einen Körper von einer andern Gestalt vor, welche von der Kugel nicht viel abweicht, weil sie nur ein Netz zuläßt, das aus einem einzigen Stück besteht. Ein solches Netz kann man denn leicht auf eine ebene Fläche von Pappe ziehen, und den ganzen Körper zusammen biegen und kleben.

Schon 1780 gab der seel. Funk solche Körper heraus; allein theils weil sie zu klein waren, indem sie nur 3½ Zoll im Durchmesser hatten, theils weil ihnen das Gestell fehlte, konnten sie nicht füglich zur Darstellung aller Länder, Inseln ꝛc. und eben so wenig zur Auflösung der Aufgaben aus der mathematischen Geographie, gebraucht werden. Der s. Funk dachte also auf etwas größere Körper der Art, wozu er die Karte selbst zeichnete, die auch bey seinem Tode fast völlig in Kupfer gestochen war. Der Durchmesser des Zylinders, auf dessen äusserer Fläche der heiße Erdstrich verzeichnet ist, beträgt 10 Leipziger

oder faſt 83 pariſer Zolle. Die Ekliptik iſt in ihre 12 Zeichen, und jedes wieder in ſeine 30 Gr. getheilt. Auch auf den 3 Kanten des Körpers, welche die Wende- und Polar-Kreiſe vorſtellen, ſind alle einzelne Grade angegeben. Der Mittags-Kreiſe ſind 24, und der erſte geht durch das weſtliche Ende der Inſel Ferro. Er iſt in 2mal 90 Gr. getheilt, und durch jeden 15ten Gr. deſſelben ſind auf beyden Seiten mit dem Aequator Parallelen gezogen. In dieſem Netz ſind nun die Oerter ꝛc. nach richtigen Projectionslehren entworfen, nach den neueſten Entdeckungen eingetragen, und nach den beſten Karten korrigirt, auch ſind Magelhans, Anſons und Cooks Reiſen darauf verzeichnet. Aus dem Punkte, wo Leipzig liegt, ſind 8 Linien gezogen, welche ohngefähr für ganz Deutſchland die Hauptweltgegenden angeben können. Die Illuminationsmethode iſt ſo, daß erſtlich die 5 Welttheile nebſt zugehörigen Inſeln mit 5 verſchiednen Farben ſchwach überzogen, die Grenzen der einzelnen Länder hingegen mit einem ſtärkern Strich von andern Farben bedekt ſind, wo die Beſitzungen Eines Staates in den verſchiedenen Welttheilen auch allemal Eine Farbe zur Grenze haben.

Das Geſtell beſteht aus einem hölzernen auf 3 Füßen ruhenden Reifen, der zugleich den Horizont abgiebt, und dieſer hat wieder einen feſten und einen beweglichen Theil. Der erſtere, der inwendig liegt,

ist mit einem Kupferstich überzogen, auf welchem zwey konzentrische Kreise verzeichnet sind. Der innere derselben ist in 2mal 12 Stunden, und jede Stunde wieder in einzelne 4telstunden abgetheilt; auf dem äussern hingegen sind die 32 Weltgegenden angegeben. Der bewegliche Reifen läßt sich um den vorigen so herumschieben, daß er immer in Einer Ebne bleibt. Auf dessen ebner Fläche ist die Ekliptik mit ihren Zeichen und Graden gestochen. Unter dem Horizont läuft aus dem Ostpunkt nach dem Westpunkt ein Halbkreis, auf welchem der hölzerne in seine Grade getheilte allgemeine Mittagskreis ruht. An 2 einander entgegengesetzten Punkten dieses Mittagskreises ist der Erdkörper mittelst 2 metallener Stifte, welche aus den Polen hervorkommen und die verlängerte Erdachse vorstellen, so an demselben befestigt, daß die wahren Achsen dieser Stifte genau in der Ebne liegen, welche auf der einen Seite den allgemeinen Mittagskreis begrenzt. Diese Ebne ist durch einen darauf gezogenen in Kupfer gestochnen Kreis in 4mal 90° getheilt, bey den beyden Polen steht 0; oben an dem Nordpol ist an der hintern Seite dieses Reifens ebenfalls ein kleiner Gradbogen verzeichnet. Auf diesem sind die Entfernungen des Pols der Erde von der Grenze der durch die Sonne erleuchteten Halbkugel für jeden Stand der Sonne in der Ekliptik, von Grad zu Grad angegeben.

Rechtwinklicht, so wohl mit dem allgemeinen Meridian, als mit dem Horizont, läuft ein anderer hölzerner Reifen von gleicher Größe, mit dem Meridian nur an 2 entgegengesetzten Punkten, wo dieser letztere Reifen durch den ersteren hindurch geht, etwas breiter um den Erdkörper. Er durchschneidet den Horizont in dem Ost- und Westpunkte, und sondert, wenn der Körper für die jedesmalige Jahrszeit gehörig gestellt worden, die von der Sonne erleuchtete Halbkugel von der im Schatten liegenden ab. Parallel mit der Erleuchtungsgrenze, und in einer Entfernung von 18° von derselben nach dem Nordpunkt des Horizonts hin, läuft noch ein ähnlicher kleinerer Reifen, die Dämmerungsgrenze, um den Körper; sie schneidet den ganz im Dunkeln liegenden Theil der Erde von der Zone ab, wo Dämmerung ist. Beyde Reifen können übrigens auch nach Belieben vom Gestelle abgenommen werden.

Ausser diesen befinden sich bey dem Gestelle noch einige kleinere Theile, als der Stundenkreis, welcher zwischen dem Erdkörper und dem allgemeinen Mittagskreis, über dem Nordpol an der Achse so angebracht ist, daß er unbeweglich steht; der ihm zugehörige Zeiger dreht sich mit der Achse und auch ohne dieselbe. Im Südpunkte des Horizonts und also im Pol der Erleuchtungsgrenze ist ein Sonnenbild von Messingblech befestigt, unter den Augen

über das Ab- und Zunehmen der Tage und die verſchiedenen Jahreszeiten die Vorſtellung von dem Stande der Sonne zu erleichtern. Auch werden noch 7 Planeten, mit den Zeichen der übrigen Hauptplaneten und des Mondes bemerkte Scheiben von Meßingblech dazu gegeben. Sie haben ſämmtlich Stiele, womit ſie zwiſchen dem beweglichen und dem feſten Bleche des Horizonts in den gehörigen Punkten eingeſteckt werden, um den Stand der Planeten gegen einander an einem gegebenen Tage ſogleich überſehen zu können. Eine ſorgfältige und umſtändliche Beſchreibung des Gebrauchs dieſes Erdkörpers nebſt den dazu erforderlichen Tafeln findet man in einer kleinen Schrift: Beſchreibung und Gebrauch des Funkiſchen Erdkörpers, oder der Erde nach ihren Zonen ꝛc. Berlin und Leipzig 1788, wo zugleich die Titelvignette gute Abbildungen von dieſer Maſchine liefert, die ſich noch dadurch empfiehlt, daß ſie nur halb ſo viel als ein gleich großer ordinärer Globus koſtet.

IV.

Nachricht von einer neuen, von Hrn. Ramsden verfertigten Waage.

Die Vorzüge, welche dieſe Waage hat, beſtehen in einer beſondern Einrichtung des Waagbalkens und

in der Axe derselben aufzuhängen. Der Wagbalken ist gleichsam aus zwey abgekürzten Kegeln, die mit ihren größern Grundflächen in der Mitte vereinigt sind, zusammengesetzt. Die Grundfläche eines jeden beträgt 3 Zolle, und die Länge seiner Axe 1 Fuß. Das abgekürzte Ende beträgt $\frac{25}{100}$ Zolle.

Jeder Kegel hat 2 Schiedwände, welche die Axe senkrecht schneiden; die eine liegt einen halben Zoll von der gemeinschaftlichen Basis, und die andere um den 4ten Theil der Axe von der Mitte gegen das Ende zu.

An der Basis geht senkrecht mit der Axe ein rautenförmiges stählernes Stäbchen durch die Kegel, bey welchen der eine Winkel 80 und mithin der andere 100 Grade beträgt. Dieses Stäbchen ist etwa 4 Zoll lang. Ein Theil desselben läuft am Ende in eine zugerundete Spitze aus, und ruht auf zwey Stäbchen; der andere Theil ist viereckig, und der Winkel von 80 macht die Schärfe der Pupfen, welche auf sehr fein polierten und harten Steinen sitzen. Senkrecht an diesem Stäbchen ist noch ein anderes Stäbchen befestigt, welches ebenfalls durch die Basis der Kegel gehe und ein Gewicht trägt, das sich unterwärts der Axe befindet, um durch seine Last die Empfindlichkeit der Waage zu bestimmen. Dieses Stäbchen hat am obern Theil eine Schraube, wodurch man das Gewicht heben und senken kann, je

nachdem man die Wage mehr oder weniger empfindlich haben will. An den Enden des Waagbalkens befinden sich stählerne Platten, durch welche Stifte für die Haken der Waagschalen gehen.

Um die Arme vollkommen gleichlang machen, ist an dem Ende des einen eine Stellschraube angebracht, wodurch man diesen Theil nach Belieben verlängern und verkürzen kann. Auf gleiche Weise ist am Ende des andern Arms ein Stückchen Meßing an die aus diesem Ende hervorgehende Axe so angebracht, daß es sich hin und her schrauben läßt, und die Gleichheit der Waagschalen bewirken hilft. Auch noch eine dritte kleinere Schraube ist angebracht, um die Axe der Kegel in ihrer gehörigen Lage zu erhalten.

Die beyden Haken, an welchen die Schalen hängen, sind halbe elliptische Reifen von Stahl, und die Schalen hängen an stählernen Drähten, weil die Schnuren leicht Feuchtigkeit in sich ziehen. Der wagrechte Stand wird durch ein paar getheilte Kreisbögen bemerkt, die sich in der Nähe der beyden Enden des Waagbalkens befinden, so daß die halbe Axe desselben in ihrer Verlängerung die Halbmesser dieser Bögen vorstellen könnte.

Das ganze Werkzeug befindet sich in einem Gehäuse, dessen Länge auswendig 33 und inwendig 31, die Breite 9 und die Höhe 17 Zoll beträgt. In der

beyden gröſsern Rahmen befinden sich Glastafeln, in den übrigen aber Breter von Mahagonyholz. Unten im Fuſse sind Schubläden für die Gewichte. Der Fuſs selbst ruht wieder auf 4 Säulen, die mit Schrauben und Spitzen versehen sind, um das Instrument nach Gefallen zu erheben, und es auf einem Tische zu befestigen. Noch andere Theile lassen sich durch blose Beschreibung nicht deutlich machen, sondern kaum die Zeichnung, (die sich im Iourn. de phyſ. Aug. 1788 findet,) reicht dazu hin. Die Waage giebt auf 1 Milliontheilchen des Totalgewichts einen Ausschlag, und sie kann ein Gewicht von 10 ℔ tragen. Man kann sie auch leicht zu hydrostatischem Gebrauch einrichten.

Zur nähern Prüfung aufgestellte Muthmaſsungen.

I.

Ueber den Granit der Alten.

Ich habe mir Mühe gegeben, etwas über den Granit der Alten aufzufinden, um die in diesem Werke vorkommenden Nachrichten vom Granit theils damit

zu ergänzen, theils aber auch um etwas gewisseres, als man bis jetzt davon wußte, festsetzen zu können. Folgende Stelle im Briefe eines meiner Freunde, der Alterthumstudium mit dem Studium der Naturkunde verbindet, den aber zu nennen mir nicht erlaubt ist, kann dazu beytragen, vieles über diese Steinart aufzuklären.

„Unser Granit ist unter dem Porphyrites des Plinius l. XXXVII. c. II. versteckt. Theophrastus de Lapidibus §. 14. editio Hillia erwähnt einer λιθοτομίας ἐν Βαιτῶν, und dieser Steinbruch enthielt nach der Philologen Meynung wirklichen Granit. In der Stelle beym Theophrast geht kurz vorher Parischer Marmor, was bey den Begriffen der Alten vom Marmor sehr natürlich ist *). Granit scheint auch der Syenites Plinii Libr. XXXVII, 13. zu seyn **). Er scheint auch dem πυρροποικιλον der Griechen nahe zu kommen, den ich für Porphyr halte. Wenigstens scheint es so aus einer Stelle beym Aristides. In der λιθικῆ des Orpheus, den ich eben durchsehe,

*) Marmor enim omne durum esse debet et politi aptum ad splendorem. V. C. Gesner de figuris lapidum p. 24.

**) Nach einer Analogie, die Agricola im 7ten Buche de rerum fossilium natura zwischen dem Syenit und Basalt festsetzt, ist Syenit vielleicht eher Basalt. conferat. C. Gesner l. c. p. 25.

he, ſteht nichts, was ſich auf Granit beziehen könnte, denn unter dem räthſelhaften Geſtein vom σκοπιος und κορυφιδης kann er wohl nicht verſtanden werden. Bey Iſidor, Pollux und Suidas ſtehe, denke ich, nichts; vor einigen Wochen ſchlug ich ſie über ähnliche Steine nach.“

So weit der Brief meines Freundes, der ſehr viel über den Granit der Alten enthält, nach müſſen ſich im Blaſius Caryophyllatus de marmoribus antiquis Nachrichten vom Granit der Alten finden, dies Buch aber habe ich nicht gleich zur Hand.

Herr Hofrath Blumenbach ſcheint gleichfalls (ſ. Handb. d. Naturg. 3te Ausgab. S. 610.) irgend eine noch nicht ſehr bekannte Steinart für den Granit der Alten aufzuführen, oder wenigſtens ſehr feine Granitarten darunter zu verſtehen. Er führt einen weiſſen und ſchwarzen, und einen roth und weiſſen antiken Granit auf, die beyde aus Oberägypten kommen, und daſelbſt meilenlange Gebirge, das Nilbette in der Gegend von Syene *), die dortigen Inſeln u. ſ. w. bilden. Auch ſind viele Denkmähler des Alterthums aus dieſem granito antico verfertigt. In Kennedys Nomenclatura rerum foſſilium, quae in Misnia praecipue, et in aliis regionibus inveniuntur, ſind S. 54 dieſe ägyptiſchen Gra-

*) Hier hält vielleicht Herr Hofrath Blumenbach den Syenit für den Granit der Alten.

nie unter den rothen Marmorarten beschrieben; 1) Porphyrites Aegyptius uniformis; 2) Porphyrites Aegyptius candidis punctis distinctus. Aus Kronstedts Magnetisgeschlecht (l. c. p. 27.) scheinen mir noch folgende Mineralien zu den Graniten zu gehören. 1) Lapides rubri rotundi, qui in magnetide globosa, argentei coloris reperiuntur. 2) Mica candida in corio saxorum. 3) Mica nigra lapidi plumbi candidi similis, sed rarior et levior.

Wallerius beschreibt im ersten Theile seiner Mineralogie (Leskesche Ueb. S. 377) einen orientalischen Granit, der ohne Zweifel antiker Granit ist. Er besteht, sagt er, 1) aus röthlichem Feldspat, trocknem Quarz, und hin und wieder eingesprengtem Glimmer. Die weitläuftige Beschreibung mag man dort nachlesen, ich will hier nur die Arten anführen; 2) roth mit halbdurchsichtigem fetten Quarz. Granito rosso. Diese letztere Art findet sich jetzt auch in Europa in mehrern Ländern.

Den Ursprung des Nahmens Granit muß man in alten italiänischen Mineralogien aufsuchen, weil wahrscheinlich Italiäner zuerst diese Benennung brauchten, die Wörter grano, granito und granita sind wenigstens ächt italiänisch.

Es würde mir leicht geworden seyn, weitläuftiger vom Granit der Alten zu handeln, ich durfte nur

nur die angeführten Stellen abschreiben und commentiren, aber dazu war mir meine und meiner Leser Müsse doch zu lieb. Uebrigens wünsche ich sehr, daß das wenige, was ich hier sagen konnte, die Aufmerksamkeit meiner Leser reizen und sie zum Nachsinnen und Erklären bewegen möge.

Fr. A. A. Meyer.

II.

Ueber die Beutelratte (Didelphis marsupialis) aus einem Schreiben des Herrn Bergraths Wiedemann an den Herausgeber.

„Während meines Aufenthalts in Wien, hatte ich vorzüglich auch das Glück, den mir höchst lehrreichen Umgang des vortrefflichen Hrn. Bergraths Jacquin zu genießen. Unter andern merkwürdigen Erscheinungen, die er mir von seiner amerikanischen Reise erzählte, war mir folgende besonders wichtig. Neben dem Hauptzweck seiner Reise, welcher blos botanische Gegenstände betraf, wurde ihm noch der Auftrag von dem verstorbenen Kaiser Franz gegeben, auch zugleich auf die Bevölkerung der Menagerie Bedacht zu nehmen. Da er nun einige mehrere Thiere bey-

beysammen, und zwar jede Art in besondern Behältnissen in einem Zimmer hatte, so meldete ihm sein Bedienter, der die Thiere füttern mußte, daß das Zimmer schon einigemal, bey dessen Eröffnung, voller Mäuse gewesen sey, die sich aber plötzlich entfernt hätten, ohne daß er habe wahrnehmen können, wohin sie gekommen wären. Das Zimmer war nemlich mit Platten ausgelegt, und nirgends ein Spalt oder Loch zu sehen. Der Hr. von Jacquin gieng deshalb selbst hin, um diese Mäuse zu sehen. So wie er das Zimmer öffnete, erblickte er auch sogleich mehrere derselben, die aber so plötzlich verschwanden, daß es ihm ohnmöglich fiel zu bemerken, wohin sie sich versteckten. Er blieb daher ganz ruhig in einer Ecke des Zimmers stehn, und gab genau Acht, ob sie nicht wieder zum Vorschein kämen, welches auch sehr bald geschah, und zwar aus dem Behältniß, in welchem er ein paar Beutelratten aufbewahrte. Er sahe ganz gleich, daß es junge Beutelthiere waren, welche durch den Drat des Behältnisses, worinn sich die Alten befanden, durchschlüpften und sich bey dem mindesten Geräusche wieder in die Tasche oder den Beutel ihrer Mutter verbargen. Der Hr. von Jacquin nahm die ganze Familie mit sich auf das Schiff, und ließ sie recht gut füttern. Allein es währte nicht lange, so verlor er eins nach dem andern von diesen Thieren, und zwar auf die Art, daß nach und nach immer eins an dem Schwanz des andern zu nagen oder zu

fressen

fressen anfieng, bis es todt war, ohne daß sich das angenagte im mindesten widersetzte. Auf diese Art machte Hr. v. A. von 19 nur noch die zwey Alten nach Wien in die Menagerie. Der Kaiser Franz, dem diese Geschichte unglaublich vorkam, wurde nach einiger Zeit von ihrer Wahrheit dadurch überzeugt, daß das eine von diesen Alten sich das andere am Schwanz zu fressen anfieng, ohne daß sich jenes im geringsten vertheidigte. Das sonderbarste aber von allem war, daß das letzte, welches nun noch allein am Leben war, sich nach einigen Tagen selbst den Schwanz zu benagen anfieng, und bald darnach seinen Geist aufgab. — Was mag nun wohl die Ursache dieser sonderbaren Begebenheit seyn? Vielleicht der Verdruß über die verlohrne Freyheit? Es wäre sehr zu wünschen, daß man beym Studium der Zoologie mehr auf die Kunstriebe der Thiere Rücksicht nehmen möchte, als bis itzt geschehen ist, der Reiz der Naturgeschichte würde gewiß ungemein dadurch erhöhet werden."

III.

Nachricht von der großen Fruchtbarkeit einer Frau.

Herr Gartshore erzählt im 77 Vol. der phil. Transactionen eine glaubwürdige Geschichte von einer Frau

von

von 21 Jahren, die im 9ten Monat ihrer zweyten Schwangerschaft binnen 50 Minuten 5 Kinder gebahr, wovon jedoch nur zwey lebendig waren; 21 Tage nach der Entbindung war sie schon wieder im Stande, einen zwey Meilen langen Weg zu Fuß zu machen. Ihr Mann war schon seit 3 Jahren kränklich, und um diese Zeit entschieden schwindsüchtig. Hr. G. glaubt, daß der Grund solcher ergiebiger Geburten im Zustand der weiblichen Geschlechtstheile zu suchen sey. Unter 100000 Geburten pflegt nur eine von 4 Kindern vorzukommen.

Nachricht von Naturaliensammlungen, und andern zum Behuf der Naturkunde getroffenen Anstalten.

I.

Die Herren Franz von Wendt, Domherr; und Franz de la Tour, Kanonikus in Hildesheim, haben im Frühling des Jahrs 1789 einen Plan zu einer naturhistorischen, vorzüglich entomologischen Reise nach Surinam im südlichen Amerika, entworfen, davon wir das wesentliche aus einer deshalb im Druck erschienenen kleinen Schrift hier mittheilen.

Ein

Ein junger Mann, der Entschlossenheit, Muth, lange geprüfte Beständigkeit, guten moralischen Charakter, hinlängliche Kenntnisse bey einer dauerhaften blühenden Gesundheit in seiner Person vereinigt; der, obgleich kein Gelehrter von Profeßion, doch durch naturhistorische Bücher, mündlichen Unterricht von mehreren Freunden, Betrachtung mancher Naturalienkabinetter auch durch eignes Sammlen viele Kenntnisse und Fertigkeiten sich erworben hat, und dabey nach der Natur treu und richtig zeichnet, ist nicht allein bereit, eine Reise nach Surinam zu machen, um Naturmerkwürdigkeiten für Liebhaber aus unsern Gegenden dort zu sammlen, sondern hat sich überdem auch unabänderlich dahin bestimmt, diese Reise mehrmals zu machen, und sein ganzes Leben dazu anzuwenden.

Surinam ist aus doppelten Gründen vor einem andern Lande gewählt worden; einmal weil jenes Land mit Naturseltenheiten hauptsächlich aber mit Insecten allerley Art, reichlicher und mannichfaltiger, als irgend ein anderes, versehen ist. Zweitens aber hat man sehr gute Addressen und Empfehlungen nach diesem Lande; man hat hier einen Freund in der Nähe, der dreymal eine Reise glücklich dahin gemacht hat, der sich Bekanntschaften und Kenntnisse des Landes erworben und mit dem man sich öfters unterredet hat.

Die Reise wird übrigens auch nicht blos der Entomologie wegen unternommen, sondern auch um Liebhabern und Freunden der übrigen Naturreiche Befriedigungen zu verschaffen. Es werden deshalb

1) Insecten aller Arten in größter Anzahl nach den brauchbarsten Anweisungen gesammelt und aufs Beste nach eignen Erfahrungen behandelt, und zwar so, daß nicht blos große Insecten, sondern auch jedes noch so unansehnliche kleine Käferchen mitgenommen werden soll. Raupen werden sorgfältigst aufgesucht, und zufolge vieljähriger Erfahrung, auf die sicherste Art zur Verwandlung gebracht. Die Zeit ihrer Erscheinung, und die Gewächse, welche der Raupe zur Nahrung gedient haben, werden nicht nur angemerkt, sondern auch Raupe und Pflanzen gleich jedesmal gezeichnet und ausgemahlt, auch überdies eine Raupe in Spiritus gesetzt, und die dazu gehörige Puppe, nebst der Pflanze, aufgetrocknet mitgebracht. Die Verwandlungsart, der Zeitraum des Puppenstandes bis zum Schmetterling, wo er sich aufhält, welches seine Eigenschaften, Lebensart und Naturtriebe sind, — dies alles wird nicht ausser Acht gelassen.

2) Conchylien und Seeproducte.

3) Thiere, am mehresten Vögel und Fische, weil schon einige Liebhaber hierauf kommittirt und Stücke nach Linnee benannt haben.

4) An-

4) Amphibien, die größtentheils in Spiritus mitgebracht werden.

5) Pflanzen und deren Saamen.

6) Mineralien.

Das also, was schon mancher Naturforscher, unter andern Hr. Römer, im 1 St. des Fueslyschen neuen Magazins für die Liebhaber der Entomologie angemerkt hat, ist itzt der wirklichen Ausführung ziemlich nahe. Dieser sagt dort bey Gelegenheit, da er der Mad. Merian erwehnt, welche aus Liebe zur Naturgeschichte die Seereisen nach Surinam und Ostindien gewagt, und freylich mangelhafte, aber noch immer die brauchbarsten Abbildungen dasiger Raupen und Schmetterlinge geliefert hat, folgendes: „Was für eine reichliche Erndte hätte wohl der zu hoffen, der dieser Holländerin nachahmen wollte? Zur Schande der Entomologie hat es noch keinen Reisenden gegeben, der seine vornehmsten Beobachtungen auf die Insecten eingeschränkt hätte, und zwar in Ländern, wo zu vermuthen ist, daß man fast nirgends einen Fuß hinsetzen könnte, ohne auf etwas neues zu kommen. — “

Liebhaber, die eine solche Erndte begünstigen wollten, sollten vor Johannis des erwehnten Jahres 3 vollwichtige Louisd'or an die Herren Unternehmer frankirt einsenden, wogegen sie sich versichert halten konnten, daß bey der Rückkehr jedem Interes-

senten wenigstens 150 bis 200 verschiedene Species der Insecten nebst vielen Dubletten und andern daher gebrachten Naturalien zu Theil werden würden.

Sollten einige Liebhaber nicht blos auf Insecten, sondern auf alle oder auch auf einzelne vorerwähnte Zweige des Naturreichs Bestellungen machen, so sollen sie alles gegen Einsendung der 3 Louisd'or und längstens nach Verlauf von 2 Jahren, richtig erhalten. Nach glücklicher Retour und wenn die Interessenten wohl zufrieden sind, zahlt jeder dem Reisenden für seine Mühe noch 1 Louisd'or nach, und behält dafür das erste Recht zu weiteren Bestellungen auf eine zweite Reise.

Endlich wird es den Unternehmern auch noch sehr angenehm seyn, wenn sie Anmerkungen und Räthschläge in jeder Hinsicht, sowohl in Absicht des Reisenden selbst, als der Art wie er reiset, der Behandlung verschiedener Naturalien ꝛc. demselben *mitgeben* und postfrey an sie senden wollen.

II.

Es hat sich zu Frankfurt am Mayn im Sommer des 1789ten Jahres eine kleine Gesellschaft von Gelehrten vereinigt, zum Besten der Naturkunde überhaupt und der Experimentalphysik und Künste besonders,

des, verschiedene Niederlagen von allen den Hülfsmitteln, die das Studium dieser Wissenschaft erleichtern können, mitten im deutschen Vaterlande zu errichten; Frankfurt am Mayn ist deswegen hierzu erwählt worden, weil es als der Mittelpunkt angesehen werden kann, wo sich alles Gewerbe kreuzet oder zusammenlauft.

Ihre erste wird sie darauf bedacht seyn, ein Magazin von allen denen Instrumenten zu errichten, die zu den mechanischen, optischen, astronomischen und andern Zweigen der Experimentalphysik erforderlich sind. Einem Mitglied dieser Gesellschaft ist es gelungen, den Herrn Hurter, dessen Verdienste in diesem Fach durch ganz Europa vortheilhaft bekannt sind, für dieses Institut zu interessiren. Dieser hat sich bereit gefunden, bereits für die Herbstmesse des erwehnten Jahres in Frankfurt die Besorgung dahin zu übernehmen, daß alle Instrumente, die zu London in den berühmtesten Werkstäten verfertiget werden, in einem eignen beständigen Waarenlager bey den Herren Buchhändlern Varrentrapp und Wenner zu finden wären. Dieses Läger wird auch ausser den Messen beständig fortdauren, und Liebhaber, welche Bestellungen dahin zu machen gedenken, addressiren sich: An die Societät für Naturkunde und Physik in Frankfurt am Mayn bey den Herren Buchhändlern Varrentrapp und Wenner. Man wird in

Absicht der Zeit aufs genaueste Wort zu halten, bemüht seyn, so daß die Liebhaber nicht fürchten dürfen, daß man sie nach sonst gewöhnlicher Weise, Monate und Jahre aufhalten werde. Da aber die Societät nicht Credit nimmt, so giebt sie auch keinen; das heißt, der Liebhaber legt zur Bestellung sogleich die Addresse und Assignation an das Handlungshaus in Frankfurt mit bey, welches die Artikel annehmen, bezahlen und weiter spediren soll. Auf keine andere Weise wird Bestellung angenommen.

Die Preise aller Instrumente werden die nämlichen, wie in London, seyn, mit dem Unterschied, daß der Käufer die mäßigen Transportkosten und die Ausgangsspesen trägt. Uebrigens ist die Societät im Stande, alle Monate regelmäßig Bestellungen anzunehmen und deren Besorgung sicher zu versprechen. Auch erbietet sie sich kostbare Bücher und Charten zu verschreiben.

Die sämmtlichen Instrumente werden ohne Unterschied unter Aufsicht des Herrn Hurter bestellt und zum Theil verfertigt; in Ansehung ihrer Güte und Vollständigkeit von ihm garantirt auch viele mit seinem Namen bezeichnet. Von Instrumenten deutscher Künstler hingegen wird nichts in diesem Institut zu finden seyn.

Was die Societät zum Besten der Naturkunde und der Künste weiter zu unternehmen gedenkt, da-

von wird sie nächstens dem Publikum Nachricht gegeben.

Preisaufgaben.

Die königliche Akademie zu Lissabon hat in einem Programm vom 17ten Jan. 1789. 14 S. gr. 8. Preisfragen aus verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit aufgegeben, die man auch im Intelligenzblatt der A. L. Z. no. 46. 1790 abgedruckt findet, und wovon die dem Plan dieses Magazins entsprechenden folgende sind:

1. Für 1790: a) Ueber die Verbesserung des Einsalzens der Fische, in Absicht ihrer Erhaltung und Gesundheit.

b) Mit verdoppelten Preise: Ueber den Bau des Weins, die Weinlese, das Pressen des Mostes, die Gährung des Weins u. s. w.

c) Verbesserung der gewöhnlichen Werkzeuge zur Landarbeit.

d) Mit verdoppelten Preisen, Angabe der leichtesten und sichersten Mittel auf der See zu finden, wie weit und in welchem Strich man in einer gegebenen Zeit fortgerückt sey.

2. Für 1781: a) Ueber das leichteste und wohlfeilste Mittel, das Alkali aus dem gemeinen Seesalz zu ziehen, so daß es von den Säuren getrennt in den Fabriken und zum Handel diene.

b) Ueber den Nutzen und Schaden des Schwendens und die Verbesserung der gemeinen Verfahrungsart.

c) Vergleichung der Wagen und Fuhrwerke mit den bey andern Nationen gewöhnlichen zu Vervollkommung der Einheimischen.

d) Bestimmung der vortheilhaftesten Oberfläche eines Schiffes, nach dem wassergleichen und senkrechten Durchschnitt in Absicht der Wirkung des Windes auf die Seegel und des Widerstandes vom Wasser und umgekehrt des Winkels jener beyden Flächen nach der Gestalt und Größe des Schiffes.

3. Für alle Jahre: Physische und ökonomische Beschreibung einer Provinz oder eines beträchtlichen Kreises des Reichs mit Bemerkungen zum Nutzen der Landwirthschaft und des Nationalfleißes.

Der gewöhnliche Preis besteht in einer goldenen Denkmünze von 50000 Reis. Die Abhandlungen müssen portugiesisch, von Inländern geschrieben, und im Jenner jedes Jahrs mit versiegelten Namen eingeschickt werden, weil man den einheimischen Fleiß zu ermuntern suche; dürfen auch nicht ohne Erlaub-

niß

niß der Akademie bekannt gemacht werden. Doch macht sie in Absicht der Sprache wohl eine Ausnahme zum Besten der Ausländer. Dieses hat ein älterer Vorfall von 1781 gezeigt, und wenn daher über Vermuthen auch Deutsche um den Preis über manche Fragen arbeiten wollten, so können sie durch die Expedition der A. L. Z. nähere Nachricht von den Bestimmungen derselben erhalten.

Anzeige neuer Schriften und Auszüge.

Leipzig. Lord Mahons Grundsätze der Elektricität, a. d. E. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Seeger. 1789. bey Crusius.

Diese wichtige Schrift, welcher der Hr. Uebersetzer durch seine mathematischen Anmerkungen, in welchen er des V. Sätze meist analytisch behandelt, noch mehr Vollkommenheit gegeben hat, beschäftigt sich vornemlich mit drey Gegenständen, 1. mit den elektrischen Atmosphären; 2. mit der Natur des Rückschlags, und 3. mit der Wirksamkeit der Blitzleiter, in wiefern sie entweder spitzig oder zugerundet sind. Es liegen übrigens durchaus die Franklinischen Begriffe von positiver und negativer Elektricität zum

Gründe; Symmers Meynung von zweyerley Materien hat der V. nicht einmal berührt. Die elektrischen Atmosphären sind nach dem V. nichts anders als ein Theil positiv oder negativ elektrisirter Luft. Das Elektrometer bestand aus Korkkugeln von höchstens $\frac{1}{20}$ Zoll im Durchmesser. Diese wurden an so feinen leinenen Fäden, als ohne Zerreißung möglich waren, an einem Haken parallel aufgehangen. Man isolirt sie am sichersten mit einer Stange Siegellack, oder wenn man Glas braucht, so muß man die Feuchtigkeit lieber durch Feuer als durch Abreiben entfernen, weil im letztern Fall zu fürchten ist, daß das Glas elektrisirt worden sey. Statt der Kügelchen bediente sich der V. auch sehr feiner Streifen von Stroh, ebenfalls an leinenen Fäden, und wie die vorigen unter einem gläsernen durch Feuer sorgfältig getrockneten Recipienten aufgehängt. Nach Elektrisirung eines kleinen Leiters, der unmittelbar mit dem Teller des Recipienten verbunden war, giengen die Kügelchen etwa $2\frac{1}{2}$ Zoll von einander. Nachdem 116 bis 117 Theile von der im Recipienten enthaltenen Luft ausgepumpt waren, wurde die Sehne des Winkels, um den die Kügelchen auseinander fuhren, von $2\frac{1}{2}$ bis auf weniger als $\frac{1}{4}$ Z. vermindert. Hieraus schließt der V., daß der Quersinus des Winkels, um den die Kügelchen von einander entfernt werden, sich wie die Dichtigkeit der Luft im Recipienten verhalten würde, wenn alles im

gehö-

gehörigen Stande wäre. Aus des B. Untersuchungen über die Atmosphären ergiebt sich der Schluß, daß die Eigenschaft der hervorspringenden metallischen Spitzen, die elektrische Materie allmählich abzuführen, nicht von ihrer kegelförmigen Figur, sondern davon herkomme, daß sie sich über die elektrisirten Körper, mit denen sie verbunden sind, erheben, und mit einer kleinen Oberfläche die Luft berühren. Wenn deshalb eine solche Spitze zwischen zwey runde Körper gesetzt wird, so ströme sie nicht mehr aus. Die Größe der Elektricität in dem einen und andern Theil eines isolirten Leiters, in welchem die Elektricität durch Annäherung eines andern durch Mittheilung elektrisirten Leiters vertheilt ist, drückt der B. durch das Produkt der mittlern Dichtigkeit in die Höhe und Grundfläche jenes Leiters aus. Die Stelle des neutralen Punkts, der sich bey jedem Leiter findet, welcher durch Vertheilung seiner natürlichen Elektricität beraubt worden, hat der B. nach zweyerley Hypothesen zu bestimmen gesucht, einmal, daß sich die Dichtigkeit der elektrischen Materie in einer Atmosphäre verkehrt wie die Entfernung, und dann, daß sie sich wie das Quadrat dieser Entfernung verhalte. Bey diesen Bestimmungen ist die Theorie der Hyperbel gebraucht worden. Die Versuche zeigten nachher, daß diejenige Stelle die richtige war, welche sich aus der letztern Hypothese ergab; bey diesen äusserst delikaten Versuchen darf

der Faden am Elektrometer nicht über $\frac{3}{4}$ Zoll lang, und nicht wohl an etwas anderm, als an einer Stange Siegellack befestigt seyn. Es war oft schwer, die Stelle des neutralen Punkts bis auf $\frac{1}{100}$ oder $\frac{1}{50}$ der Länge des isolirten Leiters genau anzugeben, indem die positive Elektricität auf der einen und die negative auf der andern Seite desselben überaus schwach war, indeß gelang es doch dem V. so viel zu sehen, daß Versuch und Rechnung übereinstimmten. Es war immer T. III. Fig. 3. $BC + AC : AC = BD + AD : AD$, wenn PC den durch Mittheilung und AB den durch Vertheilung elektrisirten Leiter und D den neutralen Punkt bedeutet. Auch die Umstände sind nicht übergangen, unter welchen die Versuche über den neutralen Punkt mißlingen; nemlich wenn AB an einem Ende berührt wird, oder gar mit der Erde in Verbindung steht, oder von feuchter Luft umgeben ist, oder ein spitziger Leiter in den empfindlichen Theil der elektrischen Atmosphäre gebracht wird.

Nun die Versuche, welche einen Rückschlag beweisen. Der V. untersucht hier, was geschehen muß, wenn nicht blos ein, sondern zwey und mehrere Körper in fast ähnlichen Lagen in der elektrischen Atmosphäre sich befinden. Sobald PC positiv geladen war, giengen eine Menge schwacher purpurrother Funken aus B nach E über; manchmal gieng auch die Elektricität aus E nach B in Gestalt eines Stroms über.

Wenn

Wenn sich die Elektricität von C jählings auf das nicht isolirte L entlud, so gieng in demselben Augenblick die Elektricität aus EF nach AB zurück, und dies ist es, was der V. einen Rückschlag nennt. Wenn unter ähnlichen Umständen dem C eine unisolirte Metallspitze W, genähert wurde; so gieng ebenfalls die Elektricität aus EF in mehrern raschen Funken nach B zurück, so daß diese Funken einem weissen Strome glichen. Wenn man zur Zeit des geladenen PC den Leiter AB im isolirten Zustande aus der Verbindung wegnahm, so zeigte ihn das Elektrometer ganz negativ, EF aber unter eben den Umständen positiv. Ein paar messingene 2 Zoll dicke Kugeln G und H, etwa $\frac{1}{30}$ Zoll von einander, und 20 Zoll von PC gebracht, schlugen vor der Entladung von PC keine Funken gegen einander, thaten aber dies im Augenblick der Entladung gegen L; also auch wieder ein Rückschlag. Wurde statt der Kugeln ein Leiter IK und neben ihm ein anderer MN mit einer Spitze M genommen, so gieng während der Ladung von PC eine Menge Elektricität aus K gegen M; wiewohl ganz unmerklich. Bey der Entladung des C auf L fuhr ein starker, 3mal längerer Funke aus M nach K zurück; die Spitze hatte nemlich dem N mehr Elektricität zugeführt als das stumpfe Ende E bey dem vorigen Leiter dem F, folglich war auch der Rückschlag heftiger. Ward M etwas weiter abgerückt, so gieng im finstern Zimmer bey der Entla-

dung

dung von C auf L, der Rückschlag in Gestalt eines feurigen Pinsels nach K und an M ließ sich ein Stern sehen, folglich saugte M itzt Elektricität ein. Sobald eine Spitze W gegen C gehalten würde, verwandelte sich der vorige Stern in einen Pinsel. M strömte also itzt aus. Ward K mit einer Spitze versehen, und die bey M weggenommen, so strömte bey der Ladung von PC auch Elektricität still nach N über. Bey der Entladung aus C fuhr aus N ein sehr starker Funke in die Spitze K zurück; das Uebrige war umgekehrt, an der Spitze zeigte sich unter den Umständen ein Stern, unter welchen sich zuvor ein Pinsel gezeigt hatte ꝛc. Waren Spitzen bey K und M zugleich, so gieng ein Strom aus einer in die andere, wenn PC geladen wurde. Bey der Entladung des PC gieng auch ein Funke aus einer Spitze in die andere, der noch stärker war als damals, wo nur Eine Spitze vorkam.

Zwey Leiter YZ ganz so wie oben AB und auch eben so weit in die Atmosphäre von PC gestellt, nemlich 20 Zoll weit und die von PC entfernten Enden beynahe in Berührung, gaben weder bey der Ladung noch Entladung von PC irgend einen Funken; sie bekamen nemlich wegen der gleichen Entfernungen, auch gleichen Druck von der Atmosphäre des PC. Um auch durch die menschliche Empfindung die Wirklichkeit des Rückschlags zu beweisen, stellte der V. statt

der Körper AB, oder EF, ist ein paar Menschen isolirt neben PC, die sich einander die Hände reichten, welche etwa noch $\frac{1}{4}$ Zoll weit von einander blieben. Der entfernteste von PC hatte eine Spitze in der Hand gegen die Luft hingestreckt. Die Erscheinungen waren ganz so wie vorhin. Bey den Körpern. Standen die Personen nicht isolirt, so war der Rückschlag weniger stark. So oft die entferntere Person die Spitze in der Hand hatte, war allemal der Rückschlag stärker. Die entferntere Person konnte nemlich unter diesen Umständen von der nähern stärker positiv, und die nahe von PC mehr negativ elektrisirt werden. Wenn sich, alles übrige gleich gesetzt, die entferntere Person auf einen Strohsack Bey stellte, so war der Rückschlag noch stärker, weil das Bey noch mehr ableitete, als vorhin die Spitze in der Hand. Auch an sich allein hat der V. den Rückschlag versucht, und die Stelle der andern Person vertrat wieder ein Körper wie EF, der nicht isolirt wurde. Eins der wirksamsten Mittel, die Kraft des Rückschlags zu vermehren, oder die Entfernung gröſſer zu machen, in welcher ein solcher Rückschlag in Rücksicht auf den elektrisirten Körper statt findet, besteht in der Vergröſſerung der Oberfläche der leitenden Körper, welche sich in der Atmosphäre des ersten gröſſern Leiters befinden. Die Versuche sind hier so sehr vermannichfaltigt worden, daß kaum noch ein möglicher Umstand übergangen worden ist. Um das Daseyn

der

der Rückschläge während eines Gewitters und die Gefährlichkeit derselben zu beweisen, setzt der B. eine Wolke an die Stelle von BC; in D einen Menschen statt des Körpers AB, und in E ein Haus statt der Kugel L, so kan es Meilenweit von A bey Einschlagen, und doch kan der Mensch bey D, der in der Atmosphäre von A steht, durch den Rückschlag getödtet werden; so wie hingegen jemand bey F, der nicht in der elektrischen Atmosphäre ist, unverletzt bleibt. Viel falsche Rückschläge sind ohne Zweifel als Hauptschläge angesehen worden, weil man sonst von Rückschlägen gar keine Begriffe hatte; besonders ist dieß der Fall wohl bey solchen Personen gewesen, die unter freyem Himmel getödtet wurden, und an denen unten Theilen ihres Körpers, als Füssen verbrannt waren.

Was endlich den dritten Hauptgegenstand dieser Schrift anlangt, so stützet der B. den gemein angenommenen Satz, daß hervorragende Spitzen den Blitz anzögen, bey seinen Versuchen ungegründet, vielmehr thun solches die zugerundeten, die er deshalb für sehr unsicher hält. Die Spitze läßt blos die Elektricität einer Wolke leicht in sich einströhmen, wenn sie ihr nahe ist. Eine jede, besonders hochhervorragende Spitze, macht die Schlagweite der Wolke allemal kleiner, welches dagegen eine Kugel nicht thut; dies machte der B. mittelst einer krummen Li-

nie

sehr begreiflich. Da auch kalt Seiten- oder Rückschlag ohne Hauptschlag geschehen kan, so erhellt schon hieraus, daß alles, was den Hauptschlag verhütet, auch den Seiten- und Rückschlag verhüten müsse, es ist aber dies auch noch durch besondere Versuche und selbst für den Fall gezeigt worden, wenn ein Hauptschlag nicht zu vermeiden ist. Werden hingegen runde Ableiter gebraucht, so erfolgt der Rückschlag allemal. Gegen das Ende kommen noch auch sonst schon bekannte Regeln vor, welche bey Anlegung der Blitzleiter zu beobachten sind, wobey der V. auch eine Anmerkung in Rücksicht jener beyfügt, die zu Versuchen bestimmt sind. Er widerräth das Isoliren derselben durch Glascylinder *), weil sie dem Winde nicht Widerstand genug leisten, und schlägt vor, lieber alle Theile des Ableiters, wo er das Gebäude berührt, oder welche sich in der Nähe der Stange, wo er aufgerichtet wird, befinden, mit einer sehr dicken Schicht von Wachs, welches mit Harz vermischt ist, zu überziehen, und den Obertheil dieses Ueberzugs durch ein Dach vor dem Regen zu verwahren. Im letzten Abschnitt beweißt der

V.

*) Daß aber dieß wenigstens nicht allemal der Fall sey, weiß der H. dies. Mag. aus eigner Erfahrung. Ein sehr schwerer Blitzleiter auf dem hohen Thurm eines hohen Gebäudes, das wieder auf einem beträchtlichen Berge steht, ist ganz auf soliden Glascylindern isolirt, und hat nun schon mehrere Jahre den heftigsten Stürmen Trotz geboten.

K. noch auf eine zwar sehr künstliche aber eben so sinnreiche Art, daß sich sehr hohe spitzige Ableiter verhältnißmäßig mehr bestreben eine größere Gefahr abzuwenden, als eine kleinere.

Berlin. Joh. Hieron. Schröters K. Grosbr. Oberamtmanns, Beyträge zu den neuesten Astronom. Entdeckungen. Herausgegeben von J. Elert Bode, Astr. der K. Pr. Ak. d. W. mit 8 Kupf. 1788. bey Lange, 288 S. gr. 8.

Von des Hrn. Oberamtm. Verdiensten um die neuere Sternkunde hat das Publikum bereits rühmliche Beweise in verschiedenen Zeitschriften, besonders in den astron. Jahrb. des Hrn. Bode gefunden, und auch in diesem Magazin ist das mehreste davon nachrichtlich mitgetheilt worden. Hr. Schr. wendet uns berufen und unbesoldet seine Nebenstunden auf astronomische Beobachtungen und Verbesserungen nützlicher, dahingehöriger Werkzeuge, hat auch einen beträchtlichen Theil seines Vermögens auf die Erbauung einer Sternwarte zu Lilienthal bey Bremen, dem Ort seines Aufenthalts, und auf die Anschaffung verschiedener zum Theil kostbarer Instrumente von der neuesten Erfindung, verwandt. Die 1. Abhandlung enthält Beobachtungen und Folgerungen über die Rotation und Atmosphäre des Jupiter, aus deren erstern Abschn. das wesentlichste in dies. Mag. 4 B. 3 St. S. 172 mitgetheilt worden ist. Im 2. Abschn.

ergiebt

ergiebt sich aus Messungen mit dem von Hrn. H. erfundenen Scheibenlampenmikrometer, daß nach der dermaligen Lage der Jupitersäquatorie 30° südlich vom Mittelpunkte entfernt seyn, und weil alle Flecken sich den Streifen parallel bewegen, mit diesen eine parallele Lage haben müsse. Das Resultat aus einer Menge in den folgenden Abschnitten gelieferter Beobachtungen ist, daß Jupiter eine im Ganzen unserer Erde ähnliche Atmosphäre habe, daß in derselben aber viel gewaltsamere Bewegungen vorgehen, als in der unsrigen; von Revolutionen auf der Oberfläche des Planeten selbst hingegen, welches aus den Beobachtungen folge, daß in dieser Atmosphäre Winde nach allen Gegenden wehen, besonders aber Westwinde, die in 1 Sek. 17, 32 Par. gar 348 Fuß und drüber zurücklegen. Auf die Art gebe wieder alle die ältern und gegenwärtigen Beobachtungen nicht die Rotation der Jupitersvögel, sondern nur die Revolutionen der vom beständigen Ostwinde zurückgehaltenen atmosphärischen Massen an, und die wahre Rotationsperiode ist nach dem Verhältniß der Geschwindigkeit dieses beständigen Ostwindes merklich kürzer, als es die Beobachtungen ergeben. II. Ueber das Herschelsche Lampenmikrometer. Es liegt zwar hier die englische Beschreibung des genannten Werkzeugs zum Grunde, was aber Hr. Eichh. darüber sagt, ist eigentlich die Nachricht, wie er sich eins verfertigen lassen, und wie

dem man nemlich nun auch den wahren Winkel, in welchem beyde Punkte nördlich oder südlich gegen einander belegen sind, in Graden und Minuten erhalten kan, welches nach den Herschelschen Angabe nicht thunlich war. Das Instrument ist übrigens aus dem 3 St. des Götting. Mag. von 1783, wo der Herr Hofr. Kästner eine Theorie davon geliefert hat, schon unter uns bekannt. Von dem neuen Scheibenlampen-Mikrometer, und dem Herschelschen Teleskop, davon Beschreibungen nun in III und IV folgen, ist im dies. Mag. V. Bandes 4. St. ausführliche Nachricht gegeben worden. V. Beschreibung einer neuen, bey Abzeichnung der Sonnen- und Mondflecken nützlichen Projektionsmaschine. Bey dieser singt obngefähr dieselbe Theorie und Praxis zum Grunde, als bey dem Lampen- und Projektionsmikrometer; kan auch sehr geschwind am Teleskop selbst befestigt werden. VI. Entwurf einer Mondestopographie, sammt allgemeinen Bemerkungen über die Beschaffenheit der Mondesfläche. Da einerseits die Herschelschen Teleskope so vieles Licht, Schärfe und Vergrößerung gewähren, und andertheils auch kleinere Plätze der Mondsfläche oft noch beträchtliche Veränderungen wahrnehmen mögen, als auf unserm Erde, so glaube Hr. Schr., daß es wohl der Mühe werth sey, daß man jeden Mondesfleck insbesondere als eine kleine Landschaft nach allen einzelnen Theilen, nemlich nach ihren Gebirgen, Thälern, Abhöhen und Vertiefungen über

Mondern sorgfältig untersuchte, unter verschiedenen Erleuchtungswinkeln verzeichnete, und so eine Sammlung kleiner Charten zusammen brächte, nach welcher man die Mondsfläche im feinsten Detail durchmustern, und was sich von Zeit zu Zeit verändert hätte, genau bemerken könnte. Hr. Schr. zeigt, daß er unter günstigen Umständen im Stande ist, mit seinem 7füßigen Reflektor noch Gegenstände im Monde, die nicht mehr als 188 Fuß im Durchmesser haben, als schwirrende Punkte vorüberlaufen zu sehen. Hr. Schr. hat bereits einen Anfang solcher Projektionen mit dem Plato gemacht und sie auf einer Kupfertafel mitgetheilt, auch eine Klassifikation der verschiedenen Mondberge als ein Beyspiel zur Topographie geliefert. Zeigt auch beyläufig, daß sie zum Theil 1 ganze deutsche Meile hoch sind. Hevel, der weniger angiebt, setzt voraus, daß die waagrechte Fläche, über welche die Sonnenstralen einen im dunkeln Theile liegenden Berg erleuchten, völlig eben und nicht selbst gebirgig sey, welches aber gewiß nur selten der Fall ist. Hr. Schr. hat noch keine völlige Ebne gefunden, die über 5 deutsche Meilen im Durchmesser betrug. Am meisten scheinen ihm die grauen Mondsgefilde die Aufmerksamkeit der Naturforscher zu verdienen, weil sich hier 1, 2 und mehrere Meilen große Stellen finden, welche auf eine etwanige Kultur lebendiger Geschöpfe Beziehung haben könnten. Der größte vom V. bemerkte Fleck dieser Art befindet sich ohn-

weit das Postulat im mani. subiit. Aus einer allgemeinen Uebersicht, besonders der Lage des kleinern fortlaufenden Bergadern, getraut sich Hr. Sch. den physischen Bau des Mondkörpers ziemlich genau zu beurtheilen; höchst wahrscheinlich bestehe das Gerippe desselben aus einer eben so festen und felsenartigen Masse, als das unsers Erdkörpers, und wahrscheinlich habe dieses Gerippe ungeheure Klüfte, in welches die Natur auf ähnliche Art, als in unserer Erde, den Stoff zu den heftigsten Erschütterungen und Eruptionen zubereitet, und da habe dies alles wohl eine andere Bewandniß, wie auf der Erde. Auch daß der Mond überhaupt eine Atmosphäre um sich habe, sey nicht zu bezweifeln, wenn man nicht einen eigentlichen Dunstkreis, sondern blos einen dichtern Luftkreis darunter verstehen wolle. VII. und VIII. enthalten die Uebersetzung von 2 Abhandlungen des Hrn. Herschel aus dem Englischen, über starke teleskopische Vergrösserungen und die Parallaxe der Fixsterne.

Paris. Observations sur l'arc-en-ciel, suivies de l'application d'une nouvelle théorie aux couleurs de ce phénomene, par Mr. l'Abbé P**** 8. 1788.

Der Verf. bestreitet in dieser Schrift die allgemein angenommene Theorie des Regenbogens, die sich bekanntermaßen auf den Versuch des Erzbischofs

von Spalatro, Antonio de Dominis, gründet, wo dieser eine mit Wasser gefüllte Glaskugel an eine Schnur befestigte, und solche in einem Zimmer, wo sie von der Sonne beschienen wurde, mittelst einer Rolle so lange auf und nieder bewegte, bis er die verschiedenen prismatischen Farben des Sonnenlichtes darinn erblickte. Man weiß, daß dieses sinnreiche Versuch hernach von Descartes und Newton ist weiter erhöhlt, weiter ausgebildet und zur Erklärung des Regenbogens angewendet worden. Den Umstand, daß bey den Regentropfen, welche blos aus Wasser bestehen, die Erscheinungen nicht ganz so erfolgen können, wie bey der mit Glas umgebenen Wasserkugel, bemerkt der P. nur im Vorbeygehen; allein wasser weiter sagt, ist erheblicher. Nemlich nach der angenommenen Theorie müssen sich die verschiedenen Farbenstreifen des Regenbogens unter Winkeln von 42° 19′ bis 40° 57′ in das Auge des Beobachters brechen, und diesen muß, um das Phänomen zu sehen, sich mit der Sonne, und dem Mittelpunkte des Regenbogens in ein und derselben Linie befinden, wobey sein Auge die Lage hat, daß die Spitze des Kegels, welche die zusammen fahrenden Farbenstralen bey ihrem Zusammenfluß bilden, genau auf dasselbe treffen kann; der Hr. A. versichert aber, daß er sich bey 30 verschiedenen Beobachtungen niemals in einer solchen Lage, sondern allemahl rechts oder links neben der Axe des Bogens befunden habe. Gewiß zuweilen sogar

sogar an einem der beyden Füsse des Regenbogens gestanden, welcher im Hofe des Hauses, wo er wohnte, aufstand, inmittelst sich der andere Fuß in der Vorstadt St. Anton endigte; wobey er die richtige Bemerkung macht, daß derjenige Fuß, welcher sich nahe vor seinem Fenster endigte, sehr merklich das Dach und die Wand des benachbarten Hauses färbte, obgleich die Regentropfen ausserordentlich einzeln fielen. Er hat auch theils selbst beobachtet, theils von anderen Personen erfahren, daß zuweilen zwey bis 3 Regenbogen in verschiedenen Stellen des Horizonts zugleich erschienen, die manchmal 3 bis 4, ein andermal aber auch nur etwa $\frac{1}{4}$ franz. Meilen von einander entfernt waren, und dabey wirft er die Frage auf, wie sich dieses mit dem System des Erzbischofs vertrage? — Im November 1787 sah er zwey sehr stark gefärbte Regenbogen zu gleicher Zeit; die Farben waren bey beyden in einerley Ordnung, wiewohl der Durchmesser des einen doppelt so viel, als der des andern betrug; und der Umkreis des grössern gieng durch den Mittelpunkt des kleinern; auch dergleichen Erscheinungen erklärt die gläserne Kugel nicht. Bey seinen Reisen in die Gebirge der südlichen Provinzen Frankreichs, hatte er oft Gelegenheit, Regenbögen über dem Niveau der Erdfläche zu beobachten, und wenn er bey der Rückkehr die Bewohner des Thals darüber fragte, so vernahm er aus ihren Antworten, daß sie ganz den nämlichen

Bogen im Thale gesehen hatten, der ihm auf der Höhe des Berges erschienen war. Noch eins, er hat sich versichert, daß ein und derselbe Regenbogen allen den Beobachtern, die sich in einem Raume von 3 bis 4 Quadratmeilen zwischen der Sonne und demselben bey einander befanden, sichtbar seyn konnte, und daß alle diese Zuschauer die Grenzen desselben an eben diejenigen Punkte des Horizonts referirten, wo sie der im Mittelpunkte des Bogens stehende, auch hin bezog. Alles dies verträgt sich nicht mit der gewöhnlichen Theorie. Ausser diesem eigentlichen Regenbogen hat man bekanntlich auch den bisweilen sich zeigenden äusseren, bey welchem sich die Farben in umgekehrter Ordnung befinden, aus der Erscheinung mit der Glaskugel, erklärt, wo die Winkel der Farbenstralen zwischen den Grenzen von 50 bis 54° sind; hieraus folgt, daß der äussere Bogen nicht immer um 8° 30' abstehen muß; allein der V. kann den jeden seiner Leser auf, diesen Abstand, wenn wirklich zwey solche Bögen erscheinen, selbst zu beobachten, wo er dann finden werde, daß derselbe nicht kleiner seyn, als der eine Bogen an den andern beynahe unmittelbar gränzen würde. Er sagt mit Fleiß, wenn zwey solche Bögen erscheinen —, denn dies geschieht nicht immer, welches man doch nach der angenommenen Theorie allerdings immer erwarten sollte, indem die Tropfen, die den einen bilden, auch wohl den andern hervorbringen können; der Umstand

alle, daß solches nicht immer geschehe, kann ebenfalls einen Zweifel gegen die Theorie erregen. Zur Erklärung des zweiten Bogens und besonders der an demselben bemerkten schwächern Farben, nimmt man eine doppelte Refraction und Reflexion des Strahls an; dies ist auch geometrisch und auf dem Papier, allerdings richtig, allein wie nun, wenn man auch auf ähnliche Art von der Erscheinung des dritten beobachteten noch schwächern dritten Bogens Rechenschaft geben soll?

Unser Verf. glaubt nun, daß die wahre Ursache der Farben des Regenbogens in der, der Stelle des Horizonts, wo sich der Regenbogen zeigt, entgegenstehenden Wolke, durch welche die Sonne alsdann zu stehen scheint, gesucht werden müsse.

Um diese Erklärung weiter zu entwickeln, schickt er zwey unbezweifelte Grundsätze voraus. 1. Die Lichtstralen, welche im finstern Zimmer am Rande irgend eines Körpers vorbeygehen, lenken sich bey ihrer Annäherung an diesen Körper von ihrem vorigen Wege ab, und diese Lichtbeugung bringt alle Farben des Sonnenbildes hervor. Diese von Grimaldi 1660 gemachte Beobachtung ist nachher von Newton und mehrern Physikern bestätigt worden. 2. Das Licht, das man in ein finsteres Zimmer läßt, bildet allemal einen kreisförmigen Schein an der Wand, worauf es fällt, und diese Projektion ist allemal

kreisförmig und desto bestimmter, je weiter die Wand von der Oeffnung entfernt ist, durch welche das Licht eindringt. Nach diesen Voraussetzungen reflectirt nun der Mond, so z. B. so oft die Sonne eine Wolke durchsticht, oder durch eine Oeffnung in einer Wolkenmasse scheint, müssen die Strahlen, welche nahe an den Grenzen dieser Oeffnung hinfahren, sich beugen und der Wolke sich nähern, und demnach diejenigen immer desto mehr, die dem Rande am nächsten sind, da die ganz in der Mitte befindlichen ihre Richtung völlig beybehalten. Eine solche Oeffnung in der Wolkenmasse bringt also alle Wirkungen des Prisma hervor, und es entsteht daraus eine Reihe von Farben streifen. Da nun die Beugung nur am Rande der Oeffnung statt hat, so wird auch das gegenüber projicirte Sonnenbild nur am Rande gefärbt seyn. Man weiß nun ferner, daß das Licht in einem finstern Zimmer allemal ein kreisförmiges Bild auf der Wand entwirft, wenn auch gleich die Oeffnung, wo es eingedrungen, selbst nicht kreisförmig ist; auf die Art muß also auch auf einem undurchsichtigen Grunde in der Luft ein rundes Bild entstehen, das einen ganzen Kreis darstellen würde, wenn es nicht die Erdfläche durchschnitte. Hartsoeker hat zuerst den Schatten bemerkt, der an der äussern Grenze des Regenbogens erscheint, und giebt zur Ursache desselben an, daß die Strahlen, welche auf die ausserhalb des Bogens befindlichen Regentropfen fielen, nicht in das

Auge des Beobachters gelangen könnte; wenn aber dies richtig wäre, so müßte alles, was sich auf dieser Scharten befände, unsichtbar seyn. Unser V. hat diesen Schatten gleichfalls beobachtet, und seine Theorie erfordert ihn auch, denn wenn der Regenbogen nichts anders ist, als der Rand eines auf der Wand des finstern Zimmers entworfenen Sonnenbildes; wenn der unterschichtige Theil der Atmosphäre, auf welchem man den Regenbogen erblickt, die Stelle an der Wand vertritt, und die Oeffnung in der Wolkenmasse das Loch im Fensterladen vorstellt, so muß auch am erhabenen Theile des Regenbogens ein ebenso dunkler Schatten entstehen, als am Rande des Sonnenbildes an der Wand des Zimmers, und so wie dieses Bild in der Mitte hell ist, so muß auch der innere Raum der Atmosphäre zwischen dem Bogen viel heller, als der äussere seyn.

Was den schwächern äussern Regenbogen betrift, so leitet ihn der Verf. aus einer ordentlichen Abspiegelung des Hauptbogens im dunkeln Hintergrunde ab; auf die Art müssen auch die Farben eben so in umgekehrter Ordnung erscheinen, wie das Bild eines jeden Gegenstandes im Spiegel nach seinen einzelnen Theilen erscheint, wo ebenfalls derjenige Theil, der vom Spiegel am nächsten beym Glase ist, auch sein Bild hinter dem Glase an einer Stelle macht, welche näher, als die eines jeden andern, beym Glase

se

ſe liegt. Ein ſolcher Bogen kann ſich nicht eher zeigen, als wenn der Hintergrund, der es auffängt, ſehr dicht und undurchflechtig iſt; und um dies deſto begreiflicher zu finden, muß man ſich an die Nebelſenden erinnern, die bey ihrem Aufenthalt auf hohen Bergen ſich gar oft in den, neben dem Berg hinziehenden Wolken beſpiegelt haben, von welchen der V. die Akademiker, welche die Berge in Auvergne beſtiegen haben, zum Beyſpiel anführt. Encyclop.

J. Jakob Hemmer Verhaltungsregeln, wenn man ſich zur Gewitterzeit in keinem bewaffneten Gebäude befindet. Dem Rathe der Stadt Frankfurt am Mayn, der alle dasigen öffentlichen Gebäude bewaffnen läßt, gewidmet. Mannheim 1789. 3½ Bogen, 8. nebſt einer Kupfertafel.

Mit Vergnügen erſehen wir aus dieſer kleinen Schrift, daß man anfängt, die ſchon ſo lange ohne gehofften Erfolg angeprieſenen Verwahrungsanſtalten gegen die ſchädlichen Wirkungen des Blitzes, einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen, und gewiß trägt der Eifer und die Thätigkeit des Herrn Verfaſſers nicht wenig dazu bey, einem ſo wirkſamen Mittel immer mehr Beyfall zu verſchaffen. Die hier bekannt gemachten Verhaltungsregeln beziehen ſich auf vier beſondere Fälle, worinn man vorzüglich auf ſeine Sicherheit Bedacht zu nehmen hat.

1) Be-

I) Befindet man sich in einem nicht bewaffneten Hause, so meide man niedrige Stuben, man halte sich entfernt von Wänden, Pfeilern, Metallen und überhaupt von allen leitenden Körpern, man stelle sich nicht unter einen Schlot, man bleibe nicht im Bette, gehe nicht in Ställe, auch nicht in Keller. Wenn der Verf. den Luftzug in Stuben für unnachtheilig hält, so hat er zwar in so fern recht, daß der Blitz durch Luftzug nicht geleitet werden kann, daß er oft den grösten Sturmwinden entgegen wirkt, wenn aber der Luftzug die bey einem Donnerwetter häufig niedergehende elektrische Materie einem mit Dünsten erfüllten Zimmer nahe bringt, so wird sie sich mit Ungestüm in die Dünste als gute Leiter ergiessen, mithin dem Blitz einen Weg zur bequemen Niederfahrt öffnen. II) Ist man auf den Gassen einer Stadt oder eines Dorfs, so ist die Mitte der Gasse der sicherste Ort. III) Befindet man sich auf freyem Felde, so ist die gröste Vorsicht nöthig, weil die Gefahr die gröste ist. Man meide Wässer, Sümpfe, trete nicht unter einen Baum, oder nehme wenigstens seinen Platz 10—12 Schritte davon, so daß der Baum gegen das Wetter hin steht. Man rette sich nicht in Hütten, nicht unter Fuhrwerke, sondern bediene sich dieser zur Sicherheit wie der Bäume. Eben so mit benachbarten Mägden. Ist man zu Pferde, so steige man ab und bleibe in keiner Kutsche, auch auf keinem Wagen, sondern

verhal-

verhalte sich nicht bey Bäumen. IV. Ist man endlich zu Wasser, so kan man das Schiff als ein Gebäude zu Lande ansehen, und sich der bey dem ersten Falle angezeigten Vorkehrungen bedienen. wäre man aber auf dem Verdeck, so hätte man die Nachbarschaft der Maste und Stricke sorgfältig zu meiden. Zum Beschluß lehrt der V., wie man einen Reisewagen bewaffnen, und Stöcke und Regenschirme als Leiter einrichten und gebrauchen könne.

Dresden und Leipzig, bey Waltherischen Kunst- und Buchhandlung. Herrn Wassili Stujewitz, K. Russ. Hofrath, Assess. und Mitglied der Petersburg. Acad., Beschreibung seiner Reise von St. Petersburg bis Cherson, in den Jahren 1781 und 1782. Aus dem Russischen übersetzt. Erster Theil. Mit Kupfern. Bey Breitkopf, 1789. 1 Alphab. 2 Bog. 4.

Herr S. schließt sich mit seiner Reise an die alten, von der Akademie ausgeschickten, Reisenden, die Gmelins, Pallas, Lepechin, Müller u. s. w., wenn auch nicht immer mit ähnlichem Glücke, an. Er sollte, dem Auftrage der Akademie gemäß, die neuerworbenen Landschaften zwischen dem Bug und Dnieper, die Mündung des letztern und seinen Limans nebst der umliegenden Gegend, als noch wenig bekannt, untersuchen. Ihn begleiteten der Student Mirsäk, ein Zeichner und ein Schütze. Dem Zwecke dieser Blätter gemäß, will ich nur das anfüh-

Cherson noch fort, obgleich der Ufern ihr ausgeschnitten war. — Am Tscherenischea sah Hr. S. Fürchen, die den Maulwurfshügeln glichen, und welche ein Insekt oder Larve, dessen Nahmen die Bauren nicht wußten, aufwerfen soll. — Das übrige, was diese Reise noch für die Naturgeschichte enthält, sind magere mineralogische Nachrichten, deren Resultat darauf hinausläuft, daß der Boden von St. Petersburg bis Cherson größtentheils kalkartig ist, zu Zeiten mit Leim oder farbigtem Sande abwechselt, daß sich die gewöhnlichen Kalchversteinerungen und zu Zeiten der gemeine Feuerstein (eine Art petrosilex s. Kirwan's Mineral. v. II. S. 122.) darin finden, und was der Dinge mehr sind, die keinen Mineralogen interessiren, und an deren Statt Hr. S. lieber einige botanische Notizen hätte geben sollen, an denen es ihm nicht gefehlt haben kan, und deren er doch nur gar sparsam und mangelhaft gedenkt. Vielleicht wird uns der zweite Theil dieser Reise, der wir übrigens einen großen Werth für den Statistiker, Geographen und Antiquar nicht absprechen wollen, für das Magere des ersten entschädigen, indem er die Reise nach der Krimm enthalten soll.

Kurze

Kurze vermiſchte Nachrichten.

Der Abbe Hervieux hat zu Falaiſe eine ſehr ſeltene elektriſche Erſcheinung beobachtet, die die Aufmerkſamkeit der Phyſiker verdient. Am 15 Febr. dieſes Jahres regnete es den Tag durch fort, der Schnee naſſe verſchwand beſtändig; auf 27 Zolle Linien. Der Wind kam aus Süden, öfters traten heftige Windſtöße ein, und der Regen fiel in großer Menge. Abends gegen halb 9 Uhr kam der Wind aus Nordoſt, und die Luft war ziemlich ruhig. Herr Hervieux befand ſich in einem Zimmer nahe bey einer ſehr hellbrennenden Wachskerze. Plötzlich fiel durch die Fenſter ein ſo heller Schein in das Zimmer, daß dadurch der Schimmer des Lichts beynahe verdunkelt wurde. Er begab ſich ſogleich ins Freye, um die Urſache zu entdecken. Gegen Mittag hin war der Himmel hell, nur gegen Nordoſt zeigten ſich Wolken, die Luft war ſehr feuchte, und es fiel ein feiner Staubregen. Man konnte nicht ſehen, woher der helle Schein gekommen war; es währte aber nicht lange, ſo zeigte dieſes ſeltene Phänomen ſich von neuem. Gegen Nordoſt entſtanden einige Blitze von ſolchem Glanze, dergleichen Hr. H. niemals beobachtet hatte, und die von ſtarken, aber entfernten Donnerſchlägen begleitet

waren. In der Zwischenzeit von zwey Blitzen, sahe man an dem untern Theile der Kirche des heil. Gervasius, die in der Nähe lag, ein sehr lebhaftes Licht. Plötzlich erhob sich eine leichte Flamme, die das Dach der Capellen, die wider den Thurm gebauet sind, bedeckte, und bis zur Spitze des Thurms sich erhob. Diese Erscheinung dauerte wohl drey Secunden, so daß sie hinlänglich beobachtet werden konnte. An der Spitze des Thurms verschwand die Flamme zuerst, man bemerkte nur noch auf dem Dache der Capellen ein schwaches Licht, und mit einem darauf folgenden heftigen Blitze, der von einem entfernten Donner begleitet war, verschwand die ganze Erscheinung. Die Ursache hiervon war sicher ein elektrischer Strom, aber warum sich diese Materie in so großer Menge und ohne Schlag in die Luft ergoß, davon wird folgende Erklärung gegeben. Der Wind hatte den Regen in großer Menge gegen den Thurm getrieben, und dadurch eine sehr bequeme Leitung bewirkt. Die in der Erde gehäufte Materie hat sich dieses gebahnten Wegs bedient, um zu den negativen Wolken zu gelangen *). Um und über den Capellen befinden sich mehrere steinerne mit vielen dergleichen Spitzen versehene Säulen von gothischer Bauart. Diese Spitzen haben eine große Menge elektri-

*) Ein sehr einleuchtender Beweis für die Wirksamkeit der Blitzleiter, auch bey solchen Blitzen, die aus der Erde gegen die Wetterwolke schlagen.

chen Materie zerstreut, allein da sie den ganzen Vorrath von Materie nicht schnell genug abführen konnten; so war es nichts unerwartetes, daß die Flamme bis zur Spitze des Thurms hinan stiegen mußte. Der Thurm hat ohnehin die Form eines sehr zugespitzten Kegels, und die große Anzahl von Windfahnen mußte den Zug der Materie noch mehr erleichtern. So bald der heftige Zufluß der Materie aus der Erde nachließ, so waren die Spitzen auf dem Capellen hinreichend, den Ueberrest zu zerstreuen, und dieses ist auch die Ursache, warum das Licht an der Thurmspitze verschwand, da es über den Capellen noch fortdauerte. Die negative Wolke ward durch diesen Zufluß positiv elektrisch, und konnte nunmehr gegen einen andern Gegenstand sich wieder entladen, wodurch der erfolgte Donnerschlag bewirkt wurde.

Herr Macors, Apotheker in Lyon, hatte in Königswasser, das aus 4 Theilen Salpetersäure und 1 Theil Salmiack bestand, Gold aufgelöset, und dieses mit Vitriolather niedergeschlagen. Diese Mischung geschahe in einem kleinen Fläschchen von Krystall, das, wenn es ganz angefüllt war, etwa ½ Loth einer Flüßigkeit faßte. Er trug dieses Fläschchen, das sich nebst einem andern mit flüchtigem Alkali, in einem Futterale befand, mehrere Tage bey sich, ohne daran zu denken. Den sechsten oder siebenten Tag nach-

her legte er das Futteral mit beyden Fläschchen, zu seinem größten Glücke, von sich auf einen Tisch. Kurz nachher hörte man in dem Hause einen schrecklichen Schlag, der nur mit einem Kanonenschuß verglichen werden konnte. Er fand das Futteral zerschmettert, und die Fläschchen in Staub verwandelt, obgleich beyde durch eine Scheidewand von einander getrennt waren, doch schienen die Stückchen des letztern Fläschchens nicht so klein zu seyn, als dessen, worinn der Mies durchschlag enthalten war. Herr Mc ist noch zweifelhaft, ob er den schrecklichen Erfolg mehr der reinen Luft in dem Goldkalk, oder der Entwickelung des Brennbaren in dem Aether zuschreiben soll; und warum sich dieses sonderbare Phänomen nur damit allein gezeigt hat, da die Mischung in Ruhen war, und nicht vielmehr, da sie in beständiger Bewegung zu halten wurde, da doch die Bewegung zur Entwickelung eines und des andern Grundwesens nicht wenig beytragen konnte.

Der Herr Major Hubert hat auf der Insel Bourbon die Luft untersucht, welche sich in den drey Bambusarten, welche daselbst wachsen, befindet. Ein Bambusbaum von 40 bis 50 Fuß Höhe und 4 bis 5 Zoll im Durchmesser enthält in seiner Hölung etwa 30 Pinten ungebundene elastische Luft. Ein Licht in einen solchen zerschnittenen und vertikal gehalte-

nen

neur Stamm gebracht, verlosch Lamgl hinterein ander. Die Hölung, worein es gebracht ward, enthielt etwa 2 Pinten.

Auf eben die Art steckte auch Hr. H. zu verschiedenenmalen eine Maus hinein; sie schien wenig zu leiden, nur eine einzige verlor auf etliche Sekunden die Bewegung, bald hernach aber erhielt sie ihre vorige Munterkeit wieder. Diese Luftart ist wirklich merkwürdig, weil sie nicht wie die vielen übrigen durch Gährung, Fäulniß, Auflösung, Zersetzung, Verbrennung ꝛc. entstanden, auch vorher nicht in gebundenem Zustande gewesen ist. Ihrer Natur nach scheint sie zur mephitischen oder phlogistischen Luft zu gehören.

Der Bambus schießt wie Spargel in die Höhe, und wächst in einer Zeit von 6 bis 8 Wochen 25 bis 30 Fuß hoch. In diesem Alter sind aber seine Seitenschößlinge noch nicht entwickelt, doch ist er dann schon hohl und mit der erwehnten Luftart erfüllt; ist er aber nicht höher als 1 Fuß, so ist er auch noch nicht hohl. Der Bambus ist unten an der Erde bis auf eine Höhe von 5 oder 6 Fuß nicht so hohl als weiter hinauf, so wie auch die Knoten an den niedrigen Theilen näher als oberhalb, über einander sitzen. Uebrigens bleibt die Dicke bis um die Mitte ganz einerley, und nur von hier an verjüngt sich der Stamm. Die Schiedwände, wodurch inwendig die

Räume zwiſchen den Knoten von einander geſondert werden, ſind nach der Erde zu, erhaben und nach oben hin, vertieft; wäre die Luft ſchwerer als ſie wirklich iſt, ſo ſollte man denken, daß dieſe Vertiefung von ihr herrühre. Die innern Wände des Bambus haben einen weichen und lockeren Ueberzug, der ſich ſehr leicht von ihnen losgiebt. Legt man den Bambus ins Feuer, ſo zerſpringt er wegen der Ausdehnung ſeiner Luft mit einem ſtarken Knall. Bomare ſagt in ſeinem Wörterbuche bey dem Artikel Bambus, daß das Holz deſſelben hohl und inwendig markigt ſey, und in der Folge ſetzt er hinzu: ſo lange ſeine Sprößlinge zart und jung ſind, haben ſie eine grünbraune Farbe, ſind faſt ganz dicht und enthalten ein ſchwammigtes Mark, welches die Indianer wegen ſeines angenehmen Geſchmacks begierig ausſaugen. Auf dieſe Art könnte man ſich die Entſtehung des Gaſes im Bambus und einer Abſonderung vom Mark, während ſeines Trocknens, erklären, ſo wie dies der Fall bey den Flaſchenkürbiſſen iſt, in deren Innern ſich auch, wenn das Mark verfault und die Frucht austrocknet, eine äuſſerſt mörderiſche Luftart erzeugt; allein Hr. H. bemerkt, daß ſeine Bambusarten gar kein Mark haben, ſowohl wenn ſie zart, als wenn ſie alt ſind. Ueberhaupt ſcheint Bomare von ganz andern Bambusarten zu reden, als Hr. H. vor ſich gehabt hat, indem auch der letztere niemals in-

gend

gend eine ſüße Flüßigkeit oder einen Zucker in Tropfen bey denſelben angetroffen hat.

In der Nachbarſchaft von Mazora in Sicilien, hat man vor kurzem eine reiche Bleymine entdeckt. Nach der Natur des Orts konnte man ſie da nicht vermuthen, denn es ſind hier nur kleine Hügel im Halbkreis, oder vielmehr nur Stücke von Erde, die mit kleinen Felſen abwechſeln. Das Produkt ſoll die ſpecies cryſtallina rubra haben, und ſcheint von derſelben Art zu ſeyn, worüber Hr. Lehmann 1766 einen intereſſanten Bericht an den Grafen von Büffon abſtattete. Zwey italieniſche Meilen weit von Como hat man auch eine reiche Alaunmine entdeckt.

Im Hafen von Meſſina hat man im Dec. 1789 einen Meerwolf (Requin) von auſſerordentlicher Größe gefangen; acht Barquen hatten ſich gegen dieſes Ungeheuer wie in Schlachtordnung geſtellt. Der Hafen von Meſſina wird bekanntlich von dieſen Thieren angegriffen, aber ſelten bekommt man ſie zu ſehen, und noch ſeltener ſind ſie ſo groß. Man hat das gefangene Thier dem Hrn. Spallanzani zum Gebrauch des Naturalienkabinets in Pavia beſtimmt.

Ein Naturforscher hat kürzlich auch in Thüringen Gyps und Quarz in Verbindung gefunden. Diese enthalten sehr reine Quarzkrystallen, welche gewöhnlich sechsseitig, säulenförmig, selten doppelt pyramidalisch krystallisirt sind, liegen hier kleinerhalben in der Gypsmasse zerstreut, und werden fest von ihr umschlossen. Der fleischrothe faserige Gyps selbst lag hier rauweise in grauen Letten, der in der dasigen Gegend fast ohne Ausnahme die übrigen Schichten des Gypsflözes bedeckt; und sonderbar ist es, daß er sich nur auf einem Platze von wenigen Quadratruthen fand. Der mühsamsten Nachsuchungen ohngeachtet, war er nirgends in der umliegenden Gegend, wo das Gypsflöz zum Vorschein kam, wieder aufzufinden; und das Ganze wurde deshalb bald erschöpft. Viele Stufen sind gleichsam mit Quarzkrystallen gespickt, eben so reichhaltig auf dem Bruche, und die Krystallen stechen wegen ihrer vorzüglichen Reinheit so schön gegen die Fleischröthe des Gypses ab, daß sie jedem Kabinete zur Zierde gereichen werden. Nur zu verhüten, daß der Besitz dieses Gypses nicht durch Mineralienhändler erschwert werde, bietet der erwähnte Naturforscher jedem Liebhaber den Tausch gegen andere Mineralien an. Es versteht sich, daß sie ausgesuchte Stücke postfrey überschicken. Die Adresse ist: An Herrn Sekretär Wekfeld zu Gräfentonna im Gothaischen.

Seit den Beobachtungen der beyden Herren Forster, des Kap. Cooks, und der auch vor diesen, bereits in den Jahren 1578 und 1585 von Forbisher und J. Davis angestellten, ist es eine gemeine Meinung geworden, und selbst in die physikalischen Lehrbücher gekommen, daß aufgehauetes Eis aus dem Meer süsses trinkbares Wasser gäbe; ja es hat in dieser Rücksicht ohnlängst jemand in Frankreich den Einfall gehabt, man solle an Orten, wo die natürliche Temperatur der Luft kein Eis gebe, die künstlichen Mittel anwenden, welche die Chemie in neuern Zeiten zur Hervorbringung des Eises geliefert hat, um allenthalben trinkbares Wasser zu erhalten. Indessen finden wir in no. 63 des Iourn. de Paris v. J. 1789, daß ein Ungenannter, um sich mit eignen Augen von der Wahrheit dieser Sache zu überzeugen, bey der strengen Kälte des vorigen Winters besondere Versuche darüber angestellt, und ganz das Gegentheil von dem gefunden hat, was er erwartete. Man schöpfte am 17 December zur Zeit der Fluth aus dem Ocean ohngefehr 8 Gefäße voll Wasser, und setzte sie in einen kleinen Kübel der freyen Luft aus; das Thermometer war zu der Zeit 8 Grad unter 0. Am 19 Dec. nahm man die Eisscheibe, die sich gebildet hatte, vom Wasser ab, und that sie in ein anderes Gefäs, das nahe beym Feuer stand; wie sie etwa zur Helfte geschmolzen war, versuchte man das Wasser, und fand es salzig und bitter. Das übri-

ge Stück von der Scheibe wurde in ein drittes irdenes und glasurtes Gefäß gethan, und wie es gänzlich aufgethauet war, fand man das Waſſer faſt zig und ſehr unangenehm von Geſchmack.

Man verſuchte etwas Seife in dieſem letzterm Waſſer, das reiner als das erſtere ſchien und vollkommen durchſichtig war, aufzulöſen, allein dies wollte nicht gelingen. Man lies das Waſſer ſieden, aber die Seife wollte ſich doch nicht auflöſen, und auch der Geſchmack ward nicht dadurch verbeſſert. Der Ungenannte verſichert, daß bey dieſen Unterſuchungen ein geſchickter Chemiker mit zugegen geweſen wäre.

Was iſt nun aber von jenen Zeugniſſen zu halten? Der Ungenannte verſichert, daß dieſe Perſonen ſchlechterdings nicht fähig geweſen wären, ihr Publikum abſichtlich zu täuſchen, ſo wie überhaupt dieſe ganze Sache auf ihren Ruhm gar keinen Einfluß habe. Sie müßten ſich alſo wohl in der Art des Eiſes, deſſen ſie ſich bedient, geirrt haben; dies müſſe nicht von gefrornen Seewaſſer, ſondern von ſüſſen geweſen ſeyn, welches durch die Ströme etwa bis auf eine beträchtliche Strecke ins Meer geführt und von der Fluth dann immer weiter fortgetrieben worden wäre.

Ueber dieſe Zweifel macht der Abt Jamin in no. 72 dieſ. Journ. die Bemerkung, daß die Sache gar

nicht

nicht dadurch ausgemacht sey, daß man etwas aus der See geschöpftes Wasser in einem Gefäs gefrieren lasse, daß dies hierdurch nicht versüßt werde, habe man vorher schon gewußt; allein es sey die Frage, ob nicht in der See selbst das gesalzene Wasser seine Salztheile an das benachbarte Wasser absetze, ehe es wirklich anfange zu gefrieren. Bis also dies ausgemacht sey, halte er sein Urtheil über die Beschaffenheit dieser Sache billig zurück.

Im 66 Bande der engl. Transactionen ist einer Versuchs erwähnt, dem Nairne mit beygewohnt hat, wo man etwas Seewasser zu einem Stück Eis 3½ dick und 6½ lang frieren und es wieder schmelzen lies, bis es nur 2 Zoll dick und 3½ lang war, da man es dann im süssen Wasser wusch, abtrieſen und in einem andern Gefäs vollends aufthauen lies; dieses letztere Wasser wurde vollkommen süß befunden.

Todesfälle.

Am 7 Febr. 1790 starb zu Islington John Hyacinth de Magelhaens, F. R. S. Mitglied ver-

schie-

schiedener auswärtiger Akademien, ehemaliger Augustinermönch zu Lissabon, und Urenkel des berühmten Weltumseglers Ferdin. Magelhaens. Er war ein fleißiger, talentvoller und gelehrter Mann, besonders in verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte, am meisten in der Mechanik; Verfasser und Uebersezer mancher gelehrten Werke, auch von Cronstedts Mineralogie. Unter seinen kleinern Schriften wurden besonders eine Abhandlung vom Schwängern des gemeinen Wassers mit fixer Luft und seine berühmte Erfindung, die Eigenschaften und Wirkungen mineralischer Wasser, z. B. des von Bath, Pyrmont, Spaa, Tunbridge u. s. w. nachzuahmen geschäzt. Er verstand Portugiesisch, Spanisch, Italiänisch, Französisch, Englisch, ein wenig Holländisch und recht gut Lateinisch; auch war er in verschiedenen Ländern mit jungen Reisenden gewesen, die katholische Religion hatte er verlassen. In Engelland lebte er 26 Jahre.

Am 17ten April 1790 starb in Bern an den Folgen einer langen und schweren Krankheit Hr. J. J. Ferber, Kön. Preußis. Oberbergrath, ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, St. Petersburg, Padua u. a. m., im 47. Jahre seines Alters.

Am 2 May 1790 starb zu Mannheim der geistliche geheime Rath und Direktor der Kurfürstl. physikalischen Kunstkammer, Hr. Hemmer, im 64 Jahre seines Alters.

Am 1 May 1790 starb der durch seine mechanischen Kenntnisse, und vorzüglich durch seine astronomische und Rechenmaschine verdiente M. Matth. Hahn, Pfarrer zu Echterdingen, und Mitglied der Churf. Mayntzischen Akademie zu Erfurt, im 51 Lebensjahre an einem hitzigen Gallenfieber. Seine beyden von ihm erfundenen Maschinen befinden sich in der Herzogl. Instrumenten-Sammlung.

Am 17 April 1790 starb der berühmte Benjamin Franklin in einem Alter von 85 Jahren.

In seinen jüngern Jahren war er Buchdrucker, und soll sich damals folgende Grabschrift verfertigt haben:

Hier liegt der Leib
von **Benjamin Franklin**, Drucker,
wie die Decke eines alten Buchs
dessen Inhalt herausgerissen und das seines Titels
und der Vergoldung beraubt ist,
als Nahrung für Würmer,

Das Werk selbst aber ist nicht verloren.
Es wird, wie er glaubte,
noch einmal in einer neuen schönen Ausgabe
herauskommen
vermehrt und verbessert
vom Autor.

Im May 1790 starb zu Zürich der berühmte Naturforscher Johann Geßner, d. A. D. im 81 Jahre seines Alters.

Druckfehler.

In des 5ten B. 2ten St. S. 90. Z. 8. statt: die Liebhaber, lese man: den Liebhabern. Des 6ten B. 2ten St. S. 130. Z. 2. v. unten: statt: die Ursache lese man: nicht die Ursache.

Register
über den 5ten und 6ten Band.

A.

	B.	St.	S.
Aal, elektrischer	5	3	163
Ableiter, Verbess. derselben	5	4	148
Absehen, Methode solche in die Mittagsfläche zu stellen	5	3	170
Acaju, über denselben	5	4	54
Adularia, chemische Unters. derselben	5	4	142
Aetna, Beschr. dessen Feuerauswurfes	5	4	9
— Klima an demselben	6	2	180
Aetzen in Glas ꝛc. mittelst der Spathsäure	6	4	81
Affe, langgeschwänzter, von Muskat	5	2	6
Ahornbaum, Zucker	6	2	172
Alabastetarten von Stollberg	5	2	79
Alcyonen	5	2	58
Alpen, Reisen dahin	6	1	179
Amalgama, zum elektr. Reibzeug	6	1	171
— —	6	3	104

Amei-

	B.	St.	S.
Ameisen, weisse Bemerkungen darüber	5	1	71
Amsel, Vorempfindungsvermögen derselben	6	3	135
Anacardium occid. L.	5	4	54
Anstalt, Pensions- für Naturwissenschaften	6	2	187
Apparat, Wasser mit fixer Luft zu schwängern	5	1	104
Aranea obtetrix	6	1	55
Asbestader, krystallinische	5	1	167
Asche aus der Salsola altiss.	6	4	165
Asphalt, im Karpath. Gebirge entdeckt	5	4	151
Astronomische Anstalten in Bagdad	5	2	128
Auerhahn in s. wilden und zahmen Zustande	6	1	129
Aufrechtsehen der verkehrt abgebildeten Gegenstände	5	3	240
Auge, darin zurückgebliebene Eindrücke betrachteter Gegenstände	5	1	122
Augen, unwillkührl. Bewegung derselben	6	4	34
Ausdünstung, System darüber	5	1	50
Auster, sehr dicke	6	1	167
Austern, Beob. darüber	5	1	73
Auswuchs an der Stirn einer Weibsperson	5	4	94
— sonderbarer am Kopfe	6	2	119
Axtomat von Erde und Mond	6	2	93

B.

	B.	St.	S.
Bären in Nordamerika	6	2	166
Bäume sie vor dem Frost zu sichern	6	2	146
— unter dem Wasser	5	2	177
Bambus, Luft in dems.	6	4	148
Barben und Karpfen, Bemerkung über einen Bastardart derselben	5	1	159
Barometer dess. Oscillation	5	4	121
— dessen Veränderungen	5	4	125
— Reise-Barometer Beschr. dess.	5	4	84
Basalt, dess. Ursprung	6	1	75
—	6	4	23
— über und unter Schiefer	6	1	179
Basrelief der Gebirgskette zw. Bern und Wallis	5	4	161
Beinfisch, neuer	6	1	177
Berchem, van, über Thiergeschichte	5	1	175
Beobachtungen, naturhistor.	5	3	89
— über den breitblätter. Wassermeer	6	1	72
— über die Erscheinungen bey Tagesanbruch	5	4	170
— über die Infusionsthierchen	5	2	111
— aus den Marmorbrüchen von Carrara	5	6	34
— über den trocken Nebel	5	4	119
— über den Reif ꝛc.	6	3	127
— über die Sonne und ihre Flecken	6	2	142

	B.	St.	S.
Beobachtungen über den Springhaasen	6	3	70
— See von Spallanzani	5	2	96
— —	5	3	23
Berge Beschr. derselben	6	1	147
— von Neuhampshiere	5	3	152
Bergkrystall im carrar. Marmor	5	4	40
Bergmann, Lebensnachr. von demf.	5	3	180
Bergöl in Nordamerika	6	2	176
Bernhard der Einsiedler	5	3	37
Bernsteinstücke am Rübenberge	6	1	174
Berthollon de l'electricité des météores	5	4	138
Beutelratte	6	4	107
— Fortpflanz. derf.	5	2	29
Bewegung bey Thieren und Pflanzen	6	3	44
Bildungstrieb, über denf.	6	2	156
Blätter, deren Veränderung	6	1	169
Blattläuse, braune Farbe davon	6	1	163
Bleymine, neuentdeckte	6	4	151
Bleyspath, Abart eines weissen	6	1	149
Blitz, in eine Grube geschlagen	6	1	174
Blitzleiter, Nachtheil der allzu dünnen	5	2	127
Blitzschlag ohne Knall	5	1	114
Blumen, feuriger Schimmer davon	6	1	175
Blumenbach über den Bildungstrieb	6	2	156
Botok, Vogel	5	2	24
Borax, dessen Production	6	3	39
Brachionus	6	2	54

	B.	St.	S.
Arzneybares Wesen deſſ. Verfälſchung			
Brennen	6	2	179
Brillen, Wirkung des Geſichts durch dieſelben	5	1	216
Büffon, Lebensnachr. von demſelben	5	4	121
C.			
Cambridge in Amerik. topograph. medicin. Beſchr. deſſ.	5	4	128
Carrara Marmorbrüche daſelbſt	5	4	36
Chanopodium	6		269
Cinchona angustifolia			167
Cochenillearten zu Madras	6		124
Coluber natrix, Beobacht. darüber			143
Crallinen			617
Corps d' Ingenieurs für phyſ. math. Inſtrumente	6		103
Cothera, Inſ. Beſchr. deſſ.			
D.			
Dampf, Waſſer, deſſen Hitze zu meſſen	5		102
Didelphis marſupialis	5	2	29
—	6		107
Dietrich, de, deſcript. des gites des minerai	5	1	196
Dinten der Alten	6	2	81
Dintenfiſch, deſſ. Behälter			50

	B.	St.	S.
Doppelblatt, Beschr. deſſ.	5	3	89
Doppelſpath, über denſ.	5	2	157
Dornhay, Glieder deſſ.	5	2	153
Dosen Schild-kröte	5	2	154
Dünſte	5	1	51
— deren Bewegung	6	3	133
— Waſſer-deren Aehnl. mit dem elektr. Fluidum	5	3	61

E

Egypten über deſſ. phyſ. Beſchaffenheit	5	3	60
Ehrhart, deſſ. Beyträge zur Naturkunde	5	2	170
Eidexe, neue	6	1	177
Eidexenfiſch aus Carolina	6	1	178
Einbildungskraft deren Wirkung	5	1	114
Eingeweide-Wurm, neues Geſchlecht derſelben	5	1	156
Einbergain Savoyen, Relief davon	5	1	174
Eiſenmaſſe, gediegene	6	4	60
Eisthal des Montanvert, Reiſe in daſſ.	5	4	20
Elektricität, atmoſphäriſche, deren Einfl.			
auf die Pflanzen	6	4	70
— den geringſten Grad derſelben bemerklich zu machen	6	4	86
— eines Körpers zu prüfen	5	4	176
— Luft-ſtarke	5	1	111
— Metalle dadurch geſchmolzen	5	2	118

	S.	St.	B.
—befördert das Wachsth. der Pflanzen nicht	5	1	162
— Wirkung derſ. auf die Pflanzen	5	2	34
— Wirkung derſ. auf Thiere u. Pflanzen	5	4	57
— Wirkung derſ. auf Hedyſarum gyrans	6	3	5
Elektriſche Erſcheinung, ſeltene	6	4	145
Elektriſche Flinte	6	2	107
— Verſuche	6	3	63
Elektriſcher Fiſch	6	2	78
Elektriſches Amalgama	6	3	104
Elektriſirmaſchine	5	4	89
Elektriſirmaſchinen Beſchr. derſ.	5	3	124
Elektrophor, neuer	5	3	96
Elektrometer, vergleichbares	5	1	80
Enkriniten	6	4	6
Entdeckungen vom Abt Hemmer	5	1	177
Entrochiten	6	4	14
Ephemerides ſociet. meteorol. palat.	5	4	166
Erde, Theorie derſ.	6	4	17
Erdbrand, großer Isländ.	5	3	128
Erdfläche, über deren Veränd.	6	1	78
Erdkörper, Funkiſcher	6	4	96
Erdſchichten, ſolche zu meſſen	6	3	102
Erhebung, Hägring	6	3	164
Erſcheinung, optiſche	5	3	169

	B.	St.	S.
Erze, neue Art sie zu probiren	5	4	159
Aether, Theorie dess.	5	2	95
Eule, kleine Horn-	5	2	21
Evdometer	6	3	99
F.			
Farbe, braune von Blattläusen	6	1	143
Feuchtigkeitsmesser	6	3	93
Feuer, dessen Natur	5	1	137
Feuer, natürliches von Pietra-Mala	5	4	99
Fisch aus der Ordnung der Cetaceen	6	2	75
Fisch, neuer elektrischer	6	2	78
Fische, Eintheil. ders. nach den Zähnen	6	3	28
Fixsterne, deren Lichtstärke zu messen	6	2	103
Flecken der Sonne	6	2	142
Fliehkraft, Wasser mittelst ders. zu erheben	6	3	100
Flinte neue elektrische	6	2	107
Fluidum elektr. dessen Aehnl. mit den Wasserdunsten	5	1	61
Fontana, dess. Abh. über das Viperngift	5	2	142
Forster, Enchirid. hist. nat. inservions	5	3	147
Frosch, neuer aus Carolina	6	1	176
Frost, Mittel die Bäume davor zu sichern	6	2	146
Fruchtbarkeit, große einer Frau	6	4	109
G.			
Gans, lachende	5	2	159

	B.	St.	S.
Gebäude, Botan. in Upsala	6	1	170
Gefäße, dem Feuer widerstehende	5	2	91
Gehler, phys. Wörterbuch	5	2	164
Gemsen, Naturgesch. derf.	5	4	143
Genien, verschiedener Künste sind Bos quets geweiht	5	2	181
Gerhard über die Umwandlung der Erd- und Steinarten	6	1	151
Gesellschaft in Edinburg	6	1	161
Gewitter, Beob. darüber	6	3	130
— Theorie davon	5	3	171
Glas, zweyerley Arten zusammenzusetzen	6	2	177
Gold, Knall	6	4	147
Gorgonen	5	2	57
Granit der Alten	6	4	103
Graptolith	6	4	81
Gregoire, mem. sur les Couleurs de bulles de Savon	6	3	152
Gruber, über die Gehirnbrüche	5	1	144
Gunnilas Oerar	6	3	167

H.

Hägring	6	3	164
Hagel, über dess. Bildung	6	1	126
— durch Elektricit. hervorgebracht	6	2	189
Harmattan, Erklär. dess.	5	2	108

	B.	St.	S.
Harz, elastisches, wird von Quecksilb. angegriffen	5	3	177
Harmonika, verbesserte	6	1	85
Haykopf, Zerglied. desselben	6	1	51
Hecht, neuer aus Karolina	6	1	178
Hedysarum gyrans	6	3	5
— oscillans	6	3	60
Heringe über deren jährl. Zug	5	3	165
Hermbstädt, Bibl. der neuesten phys. ꝛc. Litterat.	5	2	167
Herschel, Catalogue of Stars	5	1	144
— Nachricht von dessen Lebensumständen	5	2	171
Himmelskarte, nach einer Polarprojektion	5	3	175
Himmelssphäre, bewegliche	6	2	101
Hirsche in Nordamerika	6	2	167
Hitze des Wasserdampfs zu messen	5	1	105
Höhe des nordischen Gebirgrückens	6	1	143
Höpfner Magaz. für die Naturkunde Helvetiens	5	4	199
Holz, Versuche mit verkohlten und unverkohlten	5	1	154
Holzbibliothek des Herrn Schildbach	6	1	129
Horneule, kleine	5	2	91
Hygrometer, Vorschlag zu einem	5	3	171
— aus Goldschlägerhäutchen	6	1	99

	B.	St.	S.
— aus 8 mit einander verbundenen Haaren	6	1	103

J.

Jäger, wilder, Ursache dieser Erscheinung	5	2	178
Jamaika, Wärme dasiger Quellen	6	2	14
Illusion, aptische	5	3	169
Indianer, von Nordamerika deren Naturgeschichte	6	2	165
Infusionsthierchen	5	2	111
Insekten, deren Lebensdauer	6	2	58
Jungfergrotte, Beschr. derf.	5	3	5

K.

Kablian von Neuyork	6	1	178
Kälte, Beobacht. darüber	6	3	128
— künstliche Versuche darüber	6	1	166
Kakerlake, Beob. derf.	5	1	176
Kalköfen, deren Schädlichkeit	5	2	175
Kalmia, Poleyblättrige	6	1	146
Karpfen, aus Neuyork	6	1	178
Karstens phys. chem. Abh.	5	2	161
Katzensilber, Abart eines weissen Bleyspaths	6	1	149
Kiesel, egyptischer	5	1	157
Kind, Verstand- und Empfindungsloses	6	1	104
Kirwan, an Estimate of the temperature	6	1	156

	B.	St.	S.
Kleearten, zweyerley	5	4	14
Kügel, Beschr. der Wirkungen eines heftigen Gewitters	6	3	154
Knallsilber, neues	5	4	48
Knoppern, deren Gewinnungsart	6	1	149
Körper, thierischer, Künsteleyen oder Verstümel. an demf.	6	4	33
Komet, neuentdeckter	6	2	179
Krystall, Isländischer	5	2	157
Künsteleyen am menschl. Körper erbl. geworden	6	1	13
Kukuk, dessen Naturgesch.	6	4	45
Kukuke in Deutschland	6	1	60
L.			
Lampe, Argandische	5	1	93
Lamprete des Rheins, Naturgesch. derf.	5	1	155
Landriani, Ritter	5	1	173
Leichname, unverwesste	6	2	109
Leuchten, nächtliches der See	5	2	46
Licht, Wirkung deff. auf die Pflanzen	5	2	34
Lichtpunkte in der dunkeln Seite des Monds	6	3	175
Lichtstärke, deren Verhältniß bey Fixsternen zu messen	6	2	163
Löther am Gipfel der Berge in Folx	5	1	168
Löthrohr, deff. beste Form	6	3	190

	B.	St.	S.
Loskiel Gesch. der Mission der evangel. Brüder	6	2	164
Loys, de, abregé chronol. pour servir a l'hist. de la phys.	5	2	133
Luc, de, Idees sur la metéorologie	5	1	131
Luft, dephlogistisirte, Methode diese zu entwickeln	5	4	42
— entzündbare zu verfert.	5	4	52
— von mancherley Farben	5	4	89
— fixe, das Wasser damit zu schwängern	5	1	104
— freye, Wirkung derf.	6	2	185
— über deren Verderbniß	6	2	183
Luftarten durch Elektricit. verändert	5	2	129
— wie sich der Schall darinn fortpfl.	6	1	166
— Schauspiel mit entzündbaren	5	1	171
— in Wasser verwandelt	6	2	181
— Wirkung derselben auf das Wachsthum der Pflanzen	5	2	34
Luftelektricität, sehr starke	5	1	111
— Wirkung derselben auf das Wachsthum der Pflanzen	5	1	173
Lufterscheinung, merkwürdige	6	3	125
Luftkompressionsmaschine	5	3	93
Luftpumpe, Cuthbertsonische	6	4	91
— Hydraulische	5	2	81

	B.	St.	S.
— hydroſtatiſche	5	2	81
— neue	6	2	106
Luftreiſe von einem Frauenzimmer unternommen	5	4	173

M.

Madreporen	5	2	55
Magnetiſmus, über denſ.	5	3	166
Magnetnadel, deren Abweichung	6	1	172
Mahons, Lord, Grundſätze der Elektricität	6	4	119
Mandelkrähen, deren Sitten und Lebensart	6	1	145
Murat, mem. academiques ſur la lumiere	6	3	149
Marmorbrüche, von Carrara	5	4	36
Marivetz de, et Gouſſier phyſ. du monde	5	2	139
Marum, van, Erſte Vervolg der proefn.	5	2	116
Maſchine, Electriſir-	5	4	89
— den geringſten Grad der Elektr. bemerklich zu machen	6	4	86
— Erdſchichten zu meſſen	6	3	102
— Waſſer zu heben	6	3	100
Meer, todtes, deſſ. Beſchaffenh.	5	3	75
Meerkatzel, deren fortſchreitende Bewegung	5	3	27

Meer-

	B.	St.	S.
Meerwolf, sehr großer	6	4	151
Meloe, Vögel von Makassar	5	2	28
Merrem, Entwurf der Naturlehre	5	1	168
Metalle, durch Elektr. geschmolzen	5	2	118
Meteorologische Erscheinung	5	3	197
Miesmuscheln, Steinzernagende	5	3	40
Mikrometer, Verbess. desselben	5	1	116
— Scheiben-Lampen-	5	4	77
Mikroskope, zusammengesetzte	5	2	162
Milleporen, netzförmige	5	2	55
Mineralien, der hess. Darmstädtischen Lande	5	1	76
— aus Rüsselsheim	5	2	77
Mißgeburt, Beschr. ders.	6	2	109
— achtmonatliche	6	1	164
Mond, Erscheinung an demselben	5	4	177
— über dess. Lauf	5	2	185
— Lichtpunkte in dess. dunklen Seite	6	3	175
Mondberge, deren Höhe zu messen	6	3	181
Mondstopographie, Entwurf dazu	6	4	131
Montblanc, Reise nach dem Gipfel des.	5	1	24
Mücken, Mittel dieselben zu vertreiben	6	1	144
Müller, Konferenzr. Nachr. v. dess. Leben	5	3	182
Museum Carlsonianum	5	4	129

N.

Natter, coluber natrix	5	1	3

	B.	St.	S.
Natter von Pensacola	6	1	17
Naturalienkabinett, Fürstl. Rudolst.	6	3	14
Naturgeschichte Beyt. zu derer Normals	6	4	1
— der Gegend von Santa-Fé	5	4	92
Naturkunde, Mittel zur Erhöhung des Studiums derselben	6	4	114
Naturmerkwürdigkeiten in Virginien	6	3	115
Naturwissensch. Freyschule dafür in Spanien	5	4	127
Nebel, trockner, Buch darüber	5	4	119
Nebensonnen, ungewöhnliche	5	4	125
Neger, deren Geistesкräfte	6	2	186
— deren Gesichtsbildung	6	1	47
Negerin, weißgewordene	5	2	94
Nicholson, Einleitung in die Naturlehre	5	2	167
Niederschlag, Bestimmung dess. zu Berl.	5	1	159

O.

Observations sur l'arc-en-ciel etc.	6	4	132
Orangutang großer von Borneo	6	2	1
— Weibchen des großen	5	2	1

P.

Phlogiston	5	2	18
Platina, feuerbeständige Gefäße daraus	5	2	91
Polypen in süßen Wassern	6	2	48
— und Polypengehäuse	5	2	69

	B.	St.	S.
Ponks, eine Art Fliegen	6	2	174
Präparate vom menschlichen Körper aus Wachs	5	3	177
Prehnith, dess. chemische Zergliederung	6	1	150
Preisaufgaben, über Alkali aus dem Seesalz zu ziehen	6	4	118
— über Apparat-Versuche mit verdickter Luft zu machen	6	2	151
— über die Atmosph. in Holland	6	2	152
— über Aufrechtsehen der Gegenstände	5	2	116
— über den Basalt	5	3	156
— über Bewegung der Jupitersstrabanten	6	2	153
— über Einsalzen der Fische	6	4	117
— über die Theoria des Feuers	6	2	148
— über Verfertigung des Flintglases	6	1	134
— über Grunderden	5	2	116
— über Kometenbahnen	5	3	157
— über Luftarten	5	2	115
— über Lufteinsaugen der Pflanzen	6	2	151
— über Meereslänge	6	4	117
— über Mineralien der Generalitätslande	6	2	152
— über die Oberfläche eines Schiffs	6	4	118
— über Nahrung der Pflanzen	6	2	151
— über den neuen Planeten	5	3	157
—	5	4	106

	B.	St.	S.
Preisaufgabe über Beschreibung einer Provinz	6	4	118
— über astronom. Refractionen	6	2	150
— über das Schwenden	6	4	118
— über Sekularrechnungen	5	1	125
— über Sternwelten	6	3	147
— über Stufenfolge der Geschöpfe	6	2	149
— über Kenntniß einheimischer Thiere	6	2	149
— über Wagen und Fuhrwerke	6	4	118
— Wasser schneller laufen zu machen	6	2	150
— Weinbau	6	4	117
— Weinstockarten zu vervollkommnen	5	2	115
— Werkzeuge zum Landbau	6	4	117
— Wetterabwechselungen	5	4	105
— Wiederstand der Flüssigkeiten	6	3	147
— schiefen Wiederstand	6	1	135
— Wirksamkeit der Luftarten und Elektric. auf Mineralisation	6	1	133
Preisschrift, über Thonschiefer, Hornschiefer ꝛc.	5	4	154
—	5	4	156
Prismen, Farben von zweyerley Glasarten	6	2	181
Pulex penetrans	6	3	168
Pulver zu Bestreuung des elektr. Reibzeugs	6	1	170
Puy de Dôme, Beschreibung dess.	5	4	1

	B.	St.	S.
Pyramiden, egyptische über deren Steinarten	5	4	175
Q.			
Quarzkrystallen, Gipsartige	6	4	152
Quelle, merkwürdige	5	4	96
R.			
Racen, Menschen- und Schweine-	6	1	1
Räderthiere	6	2	52
Rat de Maree, Beschr. davon	5	4	123
Regenbogen, neue Theorie darüber	6	4	132
Rehwildpret, dess. Begattungszeit	6	1	147
Reis, Beobachtungen darüber	6	3	128
Reise in die Alpen	6	1	179
— ins Eisthal des Montanvert	5	4	20
— Naturhistorische	6	4	110
— nach dem Gipfel des Montblanc	5	1	24
— um die Welt, neueste	5	3	47
Reizbarkeit der Vegetabilien	6	2	34
Röslers Handbuch der praktischen Astronomie	6	3	172
S.			
Säure, Flußspath- über mittelst derselben in Glas	6	4	81
Salamander, über dens.	6	1	109

	B.	St.	S.
Santa-Fée de Bogota, Naturgesch. dies. Gegend	5	4	1
Salsola altiss. Asche daraus	6	1	169
Salzquelle, besond. Eigensch. derf.	5	1	168
Samum, Erklär. desselben	5	2	198
Saturn, neue Trabanten um denf.	6	3	182
Sauerwasser in Botetourt	5	3	168
Saugschwämme	5	2	60
Schall, deff. Fortpflanzung	6	1	166
Schiefer, Thon-Horn-Preisschrift darüber	5	4	154
Schiff, Art die Höhe seines Schwerpunkts anzugeben	5	4	133
Schildkröte, neue Art	6	1	176
Schildkröten, Beschr. derf.	6	1	138
— in Nordamerika	6	2	169
Schlange, im Auge eines Pferdes	5	3	163
— aus Java	6	1	144
Schlangen, Klapper-	6	2	169
— Beyträge zur Naturgesch. derf.	5	1	1
Schlangenbiß, Würkungen deff.	6	1	143
Schleimfisch von Newfoundland	6	1	178
Schlögl, tabulae pro reductione quorumvis status barom.	5	4	127
Schmelzen der Metalle durch Elektric.	5	2	118
Schmelzglas zu Bley- und Rohsteinproben	5	4	168
Schmetterling, Dämmerungs-	5	3	84

	B.	St.	S.
Schörl, schwarz kryſtallſirter	5	1	166
Schröters, Beytr. zu den neueſten aſtro-			
nomiſchen Entdeckungen	6	4	128
Schwämme, Saug-	5	2	60
Schweineracen Beobachtungen darüber	6	4	28
See, nächtliches Leuchten derſelben	5	2	46
Seebeobachtungen, von Spallanzani	5	2	46
Seefedern	5	2	48
Seegeſicht, Sjo Syner	6	3	164
Seehunde, in Nordamerika	6	2	167
Seelilie	6	4	6
Seerabe, männl. Naturgeſch. deſſelben	5	1	154
Seethiere, deren fortſchreitende Bewe-			
gung	5	3	31
— verſchiedene	5	2	68
Seeungeheuer, Beſchreib. deſſ.	6	1	107
Seewaſſer, aus Eis trinkbar gemacht	6	4	153
Seife, Rußiſche Schaum-	6	3	171
Sepia, deren Beſchreibung	6	1	58
Serrated, Schildkröte aus den Flüſſen			
von Neuyork	6	1	176
Silber-Knall- neues	5	4	48
Sium latifolium	6	1	72
Sommer, fliegender	6	3	1
— deſſ. Urſprung	6	1	53
Sonne, über ſie und ihre Flecken	6	2	142
Sonnenfinſterniß, Beobacht. derſelben	5	4	169

	B.	St.	S
Sonnenstralen, einfache, deren Wärme	6	1	15
Sparrmann, Museum Carlsonianum	5	4	129
Sperling, weisser,	6	2	118
Spinne fliegende Sommer-	6	1	55
Sprache, Verhältniß derselben zum Stimmorgan	6	2	67
Springhaase, Beobacht. über dens.	6	3	79
Squalus Acanthias dessen Glieder	5	2	153
Stachelrochen	5	3	46
Stahl, neue Art ihn zu bereiten	5	4	169
— dessen Bestandtheile	5	4	163
Steinkohlenlager, Anzeige davon	6	3	148
Steinverhartungen, was Injecten und Zoophyten dazu beytragen	5	4	166
Sterne, des Meyerschen Verzeichnisses berichtigt	5	2	190
Sternwarte, herzogl. gothaische	6	2	138
Stimmorgan, Verhältniß desselben zur Sprache	6	2	67
Stoff, thierischer, dessen Natur	5	2	182
Stralenbrechung, besonderes Phänomen derselben	5	1	144
Sturmmeve	5	2	160
Surinam, naturhistorische Reise dahin	6	4	110
Syrien, über dessen phys. Beschaffenheit	5	3	68
Szujews, Wasilji Beschr. s. Reise ꝛc.	6	4	141

	B.	St.	S.
T.			
Tagesanbruch, Erfahrungen dabey	5	4	170
Tauben, wilde in Nordamerika	6	2	168
Teleskop, dollondisches Spiegel-	6	2	105
— Herschelsches, Beschr. deſſ.	5	4	62
Tellurium,	6	2	90
Theorie über Blitz und Donner	5	3	171
— über den Elektrophor	5	3	110
— der Erde	6	4	17
— des Aethers	5	2	95
— de Lücsche, Erinnerungen dagegen	6	1	111
— über den Regenbogen	6	4	132
— über Geschwindigkeit des Wassers	6	2	120
— über die Wasserhosen	5	3	172
Todesfälle, Bossart	6	3	183
— Brugmans	6	3	184
— von Büffon	5	4	181
— Camper	6	2	196
— Jerber	6	4	196
— Franklin	6	4	157
— Geßner	6	4	158
— Goldhagen	5	2	192
— Gualandris	6	1	182
— Hahn	6	4	157
— Hemmer	6	4	157
— Jakobson	6	2	192

	B.	St.	S.
Todesfälle, Knauß	6	2	191
— Leske	6	2	178
— Leyer	5	3	179
— Lommer	5	3	189
— de Lys	6	2	191
— Lyonet	6	1	181
— Magelhaens	6	4	155
— Meister	6	1	181
— Mesny	6	1	186
— Palitzsch	5	3	178
— Planer	6	3	184
— Reyger	6	1	182
— Schäffer	6	3	184
— Schwankhard	5	1	186
— Scopoli	5	4	194
— Graf von Sternberg	6	2	190
— Wilson	6	1	181
Tornado, eine Art Regen	6	1	51
Trockenheitsmesser	6	3	93
Trabanten um den Saturn, neu entdeckt	3		182
Transactions of the american phil. socy	3		158
Twister, eine Art Regen	1		51

V.

Vegetabilien, Reizbarkeit derselben	6	2	34
Ventilator, von Castelli	5	1	177
— Beschr. eines sehr einfachen	6	1	81

Ver-

	B.	St.	S.
Verkalkung der Metalle durch Elektric.	5	2	123
Verschluckung der Luft	6	1	165
Versuche elektrische	5	4	176
—	6	3	63
Versteinerungen	6	4	71
— als Denkmäler von Revolutionen	5	1	18
Verstümmelungen am menschl. Körper zum erbl. Schlag ausgeartet	6	1	13
Verwesung, Oerter wo sie gehindert wird	6	1	180
Virginien, Naturmerkwürdigkeiten dess.	6	3	115
Vögel, Naturgesch. Kurländischer	5	1	154
Vogel Botok	5	2	24
— Malos von Makassar	5	2	28
W.			
Waage, neue von Ramsden	6	4	109
— römische, Stahlfeder-	6	2	108
Wärme Beobachtungen darüber	6	3	130
— gebundene	6	2	131
— zu London	6	2	33
— der Quellen auf Jamaika	6	2	14
— einfacher Sonnenstralen	6	1	136
— Versuche über dieselbe	5	1	67
Wagen, Verhältniß, zwischen der ziehenden Kraft und drückenden Last desselben	5	4	59
Waldsee, Beschr. desselben	5	4	164

Wasser, aus dephlogistisirter und entzündbarer Luft	6	1	168
— solches mittelst der Fliehkraft zu heben	6	3	100
— hepatisches, dessen Wirkungen	5	3	177
Wasser, Theorie, über dess. Geschwindigk.	6	2	120
Wasserdampf, dessen Hitze zu messen	5	1	103
Wasserhose, Land-	5	4	90
— Theorie dess.	5	3	172
— unreife	5	4	122
Wassermerk, breitblättriger	6	1	72
Weinstöcke, in Nordamerika	6	2	172
Windmesser, Ideen zur Einrichtung dess.	6	1	89
— über denselben	6	3	84
Witterung, Anzeige derselben	6	3	133
Wolfshund, Bemerkung darüber	5	2	186
Wurm, im Auge eines Pferdes	5	3	162

Z.

Zergliederung von Stämmen und Wurzeln der Bäume	5	2	156
Ziege, Häuß- wilder Ursprung ders.	5	4	140
Ziegenmelker	5	2	17
Zitteraal	6	2	171
— Beobachtungen darüber	5	3	164
Zitterrochen, Bemerkungen darüber	5	3	41

Taf. 1.

Fig. 2.

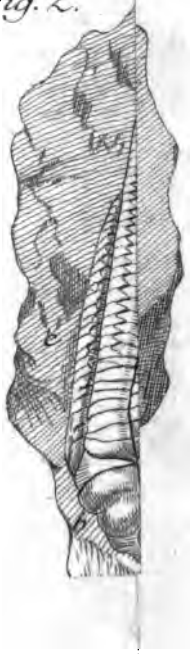


Fig. 5.
b

Taf. 2.